

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1909
bd.5

BIBLIOTHEK
DER
ERHALTUNG
UND DES
WISSENS



Twin Cities Campus Sammling



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Doppelparallele zum **Abdruck**. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

„**Benefactor**“ *verfolgt das Prinzip*
Schultern zurück, Brust heraus!



bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Be-
schwerden. **erweitert die Brust!**
Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Mass-
ang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter
den Armen gemessen. Für Damen ausserdem
Tailleweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.



Umtausch oder
Zurückgabe gestattet.

Anker-Remontoir

— wie Abbildung —

Silverine m. 30 stünd. Gang M. 5.25

Stahl " " " " 5.15

Nickel " " " " 4.85

Wecker m. 2 Glocken, leuchtend, 4.40

Meine Marke „**Oravia**“

feinste Anker-Präzisionsuhr (Silber)

Inkl. Gangschein d. Sternwarte M. 41.—

— Versand nur gegen Nachnahme.

Eug. Karecker, Mainz a. Rh. 765

Direkter Versand an Private.

Garantie 2 Jahre.
Reichillust. Katalog
über: Uhren, Ketten,
Ringe, Broschen, Uhr-
ringe, Feldstecher etc.
gratis und franko.
früher in
Lindau



BOEHM'S

SAPONIA

SAPONIA WERKE

OFFENBACH A./MAIN

vorzügliches

PUTZ & SCHEUER-MITTEL

FÜR HAUS & KÜCHENGERÄTSCHAFTEN

Vortreffliche Geschenkbücher für Knaben.



Amüsante Wissenschaft.

Unterhaltende und belehrende Experimente für jung und alt. Von **Hans Dominik**. Mit 213 Abbildungen. Preis in elegantem Einband 4 Mark 50 Pf.

In Form von Unterhaltungsabenden werden hier physikalische Spielereien, chemische Experimente u. s. w. geboten, die ohne Apparat leicht ausführbar sind und einen wissenschaftlich inhaltvollen, bildungsfördernden Zeitvertreib abgeben. Die Vielseitigkeit des Buches ist aus nachstehendem Inhaltsverzeichnis zu ersehen:

Scherze mancherlei Art. — Streichholzphysik und -chemie. — Schnur- und Knotenkunststücke. — Äquilibristische Sachen. — Gedächtnislehre. — Mechanik und Hydrostatik. — Akustik und Optik. — Zauberei und Orangenpastil.

Selbst ist der Mann.

Ein neues Beschäftigungsbuch bei Sonnenschein und Regenwetter. Bearbeitet von **Maximilian Kern**. Mit 441 Abbildungen und 4 farbigen Beilagen. In eleg. Einband 5 Mark.

Der Gute Kamerad.

Illustriertes Knabenjahrbuch. Band 22. Ein 828 Seiten starker Quartband mit vielen Illustrationen und Kunstbeilagen.

Elegant gebunden 10 Mark.

Vom Stift zum Handelsherrn.

Ein deutsches Kaufmannsbuch. Von **F. W. Stern**. 6. bis 8. Auflage. Elegant gebunden 5 Mark.

Elektrotechnisches Experimentierbuch für Knaben.

Von **Oberhard Schueker**. 5. bis 9. Auflage. Mit 247 Abbildungen. Elegant gebunden 3 Mark 75 Pf.

Eine Anleitung zur Ausführung elektrotechnischer Experimente unter Verwendung einfacher, meist selbst herzustellender Hilfsmittel.

Deutsches Heldenbuch.

Dem deutschen Volke erzählt von **Nich. Weidrecht**. Mit ein- und mehrfarbigen Illustrationen von **Johs. Gehrts** und **N. G. Kepler**. 12. bis 14. Tausend. In farbenprächtigem Einband nach einem Entwurf von **Johs. Gehrts**. Eleg. geb. 5 Mark.

Inhalt: Walter und Hildegund, Siegfried, Gudrun, Wieland der Schmied, Ortnit, Dietrich von Bern und seine Gefellen, Roland, Rennewart, Parzival, Lohengrin.

In Jena ein Student.

Eine Erzählung für die reifere männliche Jugend. Von **Paul Grabein**. Mit 25 Illustrationen von **N. Wald**.

Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Vortreffliche Geschenkbücher für Mädchen.

Der Jugendgarten.

Eine Festgabe für Mädchen im Alter von 9 bis 14 Jahren. 33. Band. 288 Seiten Text mit 184 teils mehrfarbigen Abbildungen und Beilagen. Elegant gebunden 5 Mark.

Der „Jugendgarten“ bietet Mädchen im Alter von 9 bis 14 Jahren in sorgfältig getroffener Auswahl Unterhaltendes und Nützliches: fesselnde Erzählungen erfrischen und heiteren Inhalts, neue Märchen, Gedichte und Rätsel, Unterweisungen aus Natur, Haus und Geschichte in anziehender, dem jugendlichen Verständnis angepaßter Form; er ist ein guter Berater für Sport, Spiel und allerhand Beschäftigungen für die Mädchenwelt.

Das Kränzchen.

Illustriertes Mädchenjahrbuch. 20. Band. Ein 828 Seiten starker Quartband. Mit vielen Illustrationen und Kunstbeilagen. Elegant gebunden 10 Mark.

Die ins Leben lachen.

Vier Erzählungen für junge Mädchen. Von **Henny Koch**. Mit 4 Einschaltbildern von E. C. Cucuel und R. Guffschmidt. In elegantem Geschenkband 4 Mark 50 Pf.

Schon der Titel dieses neuesten Buches der beliebten Verfasserin läßt Übermut und lustige Streiche erraten. Vier reizende und fröhliche Geschichten für unsere Padschähe, voll frischen Lebens und gesunden Humors, wie er für das unverdorrene Kindergemüt paßt.

Schwärmlieders Wunschglöck.

Eine Erzählung für junge Mädchen. Von **Luisa Glas**. (Kränzchen-Bibliothek, B. 18.) Mit 1 Titelbild und 25 Textillustrationen von M. Flashar. Elegant gebunden 3 Mark.

Luisa Glas ist eine Lieblingserzählerin der Mädchenwelt.

Aus großer Zeit.

Eine Erzählung für junge Mädchen aus der Zeit des Krieges 1870/71. Von **Henny Koch**. Mit 27 Abbild. v. A. Wald. In eleg. Geschenkb. 4 M. 50 Pf.

Ein vaterländisches Buch für unsere Mädchen! Henny Koch versteht es, der Jugend die Ereignisse des großen Krieges 1870/71 in Form einer spannenden und begeisterten Geschichte zu erzählen.

Studierte Mädels.

Eine Geschichte für junge Mädchen. Von **Elise Urz**. Mit 8 Einschaltbildern von Emil Rosenkand. Elegant gebunden 4 Mark.

Die Heimchen.

Eine anmutige Erzählung für junge Mädchen. Von **Berta Clement**. Mit einem Titelbild und 26 Textillustrationen. In eleg. Geschenkb. 4 M. 50 Pf.

Papas Junge.

Eine Erzählung für junge Mädchen. Von **Henny Koch**. Mit 26 Illustrationen von A. Wald. 11. bis 15. Auflage. Eleg. gebunden 4 Mark 50 Pf.



Aus: „Koch, Aus großer Zeit.“

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Steckenpferd- Lilienmilch- Seife

v. BERGMANN & C^o
RADEBEUL-DRESDEN.



erzeugt rosiges jugendfrisches Aussehen, reine weiße
sammetweiche Haut u. zarten blendenschönen Teint
à Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Kohl's grosser Briefmarken-Katalog 1909

M. 7.50. Bereits Neudruck, da in 4 Wochen ausverkauft.

Grossartiges Briefmarkenlager

Auswahlen: länderweise oder nach Mankoliste.

Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz.

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens





Zu der Erzählung „Von Sieben die Häßlichste“ von
Adelheid Weber. (S. 71)
Originalzeichnung von Adolf Wald.

Bibliothek der □ Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
==== und Gelehrten ====
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1909. Fünfter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

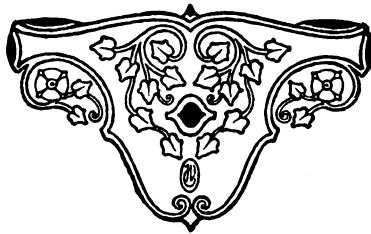
Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Frau Heimdal. Roman von Eufemia v. Adlersfeld- Ballestrem (Fortsetzung und Schluß)	5
Das Mutterrecht. Roman von Friedrich Thieme .	31
Von Sieben die Häßlichste. Eine Kleinstadt- geschichte von Adelheid Weber	65
Mit Bildern von Adolf Wald.	
Die letzten Büffel. Von Th. Seelmann	83
Mit 8 Bildern.	
Leid und Liebe. Novelle von W. Paul	96
Skiwettrennen. Von Erich Ernst Weber	144
Mit 13 Bildern.	
Weil ich keine Füße mehr habe. Aus einem Kinderleben. Von J. D. Warnten	161
Überall warmes Wasser. Ein Kapitel für die Haus- frauen. Von P. Richter	175
Mit 9 Bildern.	
Seltame Tempel und Gotteshäuser. Von R. Zollinger	186
Mit 14 Bildern.	
Mannigfaltiges:	
Auch eine Bärenjagd	203
Neue Erfindungen:	
I. Wäschetrodner für die Küche	206
Mit Bild.	
II. Moderner Blumenständer	207
Mit Bild.	
Quellgeschichten	208
Kattus als Viehfutter	210
Robert der Teufel	212

	Seite
Gegenseitige Überraschung	213
Stille Nacht, heilige Nacht	213
Mit 2 Bildern.	
Tier- und Menschengesichter	217
Lachen ist gesund	218
Ein merkwürdiger Kampf	221
Die Nachtigall als Stubenvogel	222
Aus Togo	223
Mit Bild.	
Seltene Hotelgebräuche	224
Woher stammt der Regen?	225
Eisereffentrache	227
Der Irrtum des Herzogs	228
Geistererscheinungen und Geisterphotographien	229
Mit Bild.	
Die Klugheit des Epechtes	232
Heimgeluchtet	233
Die Schlangen des Pflanzenreichs	234
Berufskleidung als Gaunermaske	237
Ausländische Weihnachtsgerichte	238
Der alte Fürst Miloš von Serbien	239
Die Größe einer Billion	239
Zurückgegeben	239
Endlich gepackt	240





Frau Heimdal.

Roman von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem.



(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Man müßte das Zeug in der Apotheke untersuchen lassen," meinte die Komtesse, indem sie Helianthe das Fläschchen aus der Hand nahm und daran roch. „Ich muß morgen nach der Stadt und will's besorgen. Der Apotheker wird zwar lachen, weil der Baldriangeruch immer noch unzweifelhaft vorhanden ist, aber mag er doch — es wird dir eine Beruhigung sein zu wissen, daß es eben nur Baldrian war. — Ich wollte aber, wir hätten dich erst aus diesem Nonrepos heraus. Du magst sagen, was du willst, daß die Erscheinung der Frau Heimdal keine Furcht bei dir auslöst, aber, zum Ruckuck, mit Leuten zusammenzukommen, die vor mehr als hundert Jahren gestorben sind, das ist doch zum mindesten ungewöhnlich und kann einem nicht ganz gleichgültig sein. Das muß auf die Dauer auf die Nerven gehen. Deswegen mag wohl auch Frau v. Mettkau dieses Zimmer nicht leiden — vielleicht hat sie darin selbst einmal die Frau Heimdal gesehen. Oder gehört. — Wenn ich nur wüßte, wie man dich mit guter Manier aus diesem Hause herausbringt! Wie weit seid ihr denn nun mit den berühmten Geschäften, die Mettkau als so dringend

schildert, daß deine Gegenwart in Montrepos unerläßlich ist?“

„Er meint, irgend ein Termin, oder was weiß ich, müßte jedenfalls abgewartet werden. Meine Kenntnis der vormundschaftlichen Geschäfte ist nur sehr lückenhaft.“

„Beziehst du denn deine Einkünfte regelmäßig?“ fragte die Komtesse nach einer Pause, während der man weitergegangen war. „Ich habe nämlich eine Bekannte, die mußte ihrem Vormund jede Stednadel verrechnen, die sie sich kaufte, und er bewilligte ihr so knappe Gelder, daß das arme Wurm kaum wußte, wie sie sich kleiden sollte, nur damit er ihr bei der Großjährigkeit eine größere Summe auszahlen konnte. Also aus purem Verwaltungsheerz.“

„Mein Vater hat das geregelt,“ sagte Helianthe. „Ich beziehe die Einkünfte, die er bestimmt hat.“

„Und wenn du mehr brauchst?“

„Ich brauche nicht mehr — im Gegenteil, ich lege davon immer mehr als die Hälfte zurück. Das hat mein Vater wohl auch gewollt, damit ich nicht immer zu meinem Vormunde betteln gehen muß, wenn ich einmal eine größere Ausgabe machen will. Ich brauche ihm über dieses Geld auch keine Rechnung zu legen, es ist zu meiner völlig freien Verfügung. Mein Vater hat mich in diesem Punkte zu gut gekannt, als daß er mir hätte Beschränkungen auferlegen wollen, und er hat mir die Ehre erwiesen, mir zu sagen, daß er mir überhaupt keinen Vormund bestellt hätte, wenn es das Gesetz nicht für Minderjährige forderte.“

„Na, das nehme mir aber dann doch kein Mensch übel,“ brach die Komtesse los.

Doch ehe sie noch weiter reden konnte, wurde sie von ihrem Bruder durch ein warnendes „Hans!“ unterbrochen.

Sie sah ihn, dann Helianthe an, öffnete die Lippen zum Sprechen, schwieg dann wieder, aber nur, um im nächsten Moment mit großer Entschiedenheit das Wort zu nehmen. „Ach was,“ rief sie, die Röthe der Erregung auf den Wangen, „warum sollte ich es nicht sagen? Im Gegenteil, Helianthe muß es wissen, damit sie sich wehren kann. Gewiß, wir waren übereingekommen, ihr nichts zu sagen, aber das war doch nur für den Fall, daß es Wahrheit, pure Wahrheit gewesen wäre.“

„Ich verstehe davon kein Wort,“ fiel Helianthe ein. „Was muß ich wissen? Was sollte mir verschwiegen werden?“

„Nicht verschwiegen — ich wollte dich nur schonen,“ sagte Graf Hans, die Hand seiner Braut ergreifend. „Doch ich fürchte wirklich, meine gute Schwester hat in ihrer Lebhaftigkeit schon zuviel herausgelassen, und ich sollte ihr eigentlich einen ‚dienstlichen Wischer‘ dafür erteilen. — Nun, kurzum, wir waren gestern abend bei Grombachs, und die Rede kam dabei auf Monrepos. Grombach meinte, daß dein Vormund, dessen Verhältnisse für recht schlecht gelten, sich doch auf dem Gute halten würde, denn er hätte kürzlich seine Hauptgläubiger infolge einer Erbschaft seiner Frau befriedigt. Natürlich kam auch wieder die Vormundschaft aufs Tapet, über die die lieben Nachbarn sich noch nicht beruhigen können — na ja, der Schmalzengel als Vormund! Und dabei kam der gute Grombach mit etwas heraus, das wahrscheinlich eine Warnungstafel für mich selber sein sollte, denn eine männliche Klatschbase ist er sonst nicht. Er hat in der Stadt zufällig gehört, wie Mettkau dem Vormundschaftsrichter sagte, er nähme jetzt sein Mündel zu sich, um ihr etwas auf die Finger zu sehen wegen ihrer Neigung zum Geldausgeben,

denn die Summen, welche sie für Juwelen und Spitzen und sonstige kostspielige Liebhabereien gebraucht hätte, wären unerhört, und er müßte dem ein Ende machen und so weiter. Nun, auf dem Heimwege waren meine Schwester und ich übereingekommen, die Sache selbstverständlich vor dir auf sich beruhen zu lassen, denn wenn du diese Torheit wirklich begangen hättest, so war sie doch nicht mehr zu ändern, und in meinen Gefühlen für dich konnte sie keinen Wandel hervorrufen. Ich hatte sofort den Standpunkt vertreten, daß du in deiner Jugend deine Verhältnisse überschätzt, mehr ausgegeben haben könntest, als du vielleicht berechtigt warst. Mein gutes Schwesterlein hat's aber nicht aushalten können, dich zu sondieren und dann ihre Entrüstung über die falsche Nachricht laut in den Wald hineinzurufen. So ist sie nun einmal —“

Helianthe war zunächst sprachlos, dann aber machte ihre Entrüstung über diese Lüge sie nicht heftig wie ihre künftige Schwägerin, sondern kalt und gesammelt, und auf ihrem schönen, jungen Gesichte erschien ein Ausdruck von Entschlossenheit, der nichts Gutes für ihren Vormund verhieß. Sie besaß ihre ganze Korrespondenz mit Mettkau, aus der sich der Nachweis führen ließ, daß auch nicht ein wahres Wort an der ganzen Sache war, und endlich konnte sie die Vorlegung der Rechnungen und Quittungen für die Summen verlangen, die sie für Juwelen und Spitzen ausgegeben haben sollte, und für deren Richtigkeit Mettkau doch ihre Bestätigung hätte einholen müssen, ehe er sie auf Treu und Glauben bezahlte.

Das alles folgerte sie mit einer Klarheit, die ganz deutlich bewies, daß sie trotz ihrer Jugend wußte, wie's gemacht wurde, und ihr Entschluß, ihren Vormund zur Rede zu stellen und wegen Verleumdung gegen

ihn vorzugehen, war ein so ruhiger und fester, daß dagegen schwer etwas zu sagen war.

Graf Hans, selber zu empört über diese scheinbar doch ganz zwecklose Verleumdung, als daß er seiner Braut abraten konnte, bestand aber darauf, daß Grombach um die Erlaubnis gebeten wurde, von seiner Mitteilung Gebrauch machen und seine Zeugenschaft anführen zu dürfen, um in jeder Weise korrekt vorzugehen und ihn, den Vermittler, nicht in den Verdacht eines gewöhnlichen Klätschers zu bringen. Noch heute wollte er ferner einen Rechtsbeistand anrufen, um festzustellen, ob einem Vormund das Recht zustünde, die Vermählung seines Mündels mit einem unbescholtenen Manne aufzuschieben, nur weil er „Prinzipien“ hatte. Es war ja schade, daß in diesen Tag, auf den er sich so sehr gefreut, ein Schatten fallen sollte, aber seine Schwester meinte, man sollte ihr vielmehr danken, einen Stein ins Rollen gebracht zu haben, der über kurz oder lang doch hätte in Bewegung gesetzt werden müssen. Und damit hatte sie eigentlich recht.

Sie hielt auch nicht mit der Ansicht zurück, daß ihr der Zweck dieser Verleumdung sehr verdächtig vorkäme: dem Vormundschaftsrichter gegenüber getan, könnte das kein Rauch ohne Feuer sein; die Summen, über die Mettkau als Vormund Rechnung zu legen hatte, müßten demnach verbraucht worden sein, und es wäre interessant zu wissen, wohin sie geflossen wären, denn selbst ein Schmalzengel bezahlte Juwelieren und Spitzenhändlern nicht Rechnungen, ohne anzufragen, ob die Ware auch wirklich geliefert wurde, ganz abgesehen davon, daß bei solchen Kaufleuten derartig grobe Irrtümer eigentlich ausgeschlossen sein sollten.

Diese Ansicht wies Graf Hans aber entschieden zurück. „Es ist mehr als genug, den Mann vorläufig

als einen, wie ich hoffe, nur leichtsinnigen Verleumder zur Rechenschaft ziehen zu müssen," sagte er mit dem ruhigen Ernst des in seinen Gesinnungen vornehmen Mannes. „Was du da ins Gesecht führst, ist der Verdacht gemeinen Betruges, der Verdacht der Untreue. Etwas derartiges darf man nicht eher denken, Schwesterlieb, ehe es nicht in die Augen springt, geschweige es denn aussprechen.“

„Es springt aber in die Augen," behauptete sie hartnäckig, was ihr eine ungewohnt scharfe Zurechtweisung ihres Bruders eintrug. „Das beweist nur, daß du es selber auch denkst," gab sie ihm zurück. „Er wird nämlich immer nur grob, wenn er sich in etwas getroffen fühlt, was er sich selber nicht zugeben möchte," erklärte sie Helianthe. „Merke dir das für die Zukunft. Es ist nicht gegen dich, sondern gegen sich selbst gerichtet. Im übrigen etwas Menschliches, Allzumenschliches und durchaus nicht selten zu finden.“

Die Beratung endete damit, daß Helianthe nicht gründlich, sondern nur flüchtig durch ihr künftiges Reich, Schloß Heiligenberg, geführt wurde, und man dafür am Nachmittag zu Grombachs hinüberfuhr, denen die Verlobung ohne Rückhalt, aber mit den vorläufig noch bestehenden Beschränkungen mitgeteilt wurde.

Das würdige Paar gratulierte herzlich genug und war nicht sehr überrascht. „Denn daß Hans verschossen bis über beide Ohren war, das konnte ein Blinder ohne Brille sehen," meinte Frau v. Grombach und versprach Helianthe im selben Atem ihre besten und berühmtesten Rezepte fürs Einkochen, für Schinkenpökeln und sogar für ihre weit und breit berühmte „Piepwurst" — eine Delikatesse, mit der die praktische Frau sogar einen schwungvollen Handel an Wiederverkäufer betrieb.

Helianthe, für die alle diese landwirtschaftlichen Dinge böhmische Dörfer waren, mußte eine Dankbarkeit kundtun, die für die Gegenwart zu zwei Dritteln geheuchelt war, ohne daß sie es selber recht wußte.

„Kinder, das ist eine verflirte Geschichte!“ sagte Grombach, als Graf Hans ihn darum anging, von der gemachten Mitteilung Gebrauch machen zu dürfen. „Es ist wahr, ich habe dir damit einen Wink geben wollen, daß Fräulein Jansen — hm — ein bißel zur Verschwendung neigt. Das kommt davon, wenn man sich aufs Klatschen einläßt! Denn ich habe die Äußerung nur ganz zufällig gehört, sie war für meine Ohren nicht bestimmt, wie ich glaube, trotzdem Mettkau seine schöne Stimme dabei durchaus nicht gedämpft hat, gerade als wollte er, daß andere auch hören, was er sagte. Und noch dazu an einem jedermann zugänglichen Orte, wie die Weinstube im ‚Löwen‘. Ich stand hinter der offenen Tür und wartete auf den Flamburg, der mit seinem Saatlieferanten nicht fertig werden konnte. Der Amtsrichter saß schon darin, und der Mettkau stand vor ihm und schwatzte auf ihn ein, und mir lag nichts daran, ihn groß zu begrüßen. Aber daß ich's gehört habe, dafür stehe ich. Na, und der Amtsrichter hat's ja noch um ein paar Schritte näher gehört, sintemalen es ihm erzählt worden ist und nicht mir. Da liegt der Hase im Pfeffer. Es ist mir scheußlich, so als Klatschmajor in der Geschichte aufzutreten — genau wie 'n altes Waschweib. Konntet ihr denn nichts Besseres tun, als den Wink weiterzuklatschen?“

Die Komtesse gestand, daß sie die allein Schuldige war, was Grombach zu einigen kräftigen Verbalinjurien gegen „Weiberzungen, die nie den Rand halten könnten“, veranlaßte.

„War in diesem Falle meine Pflicht und Schuldig-

keit," verteidigte sich die Komtesse, und darüber entspann sich eine Debatte, die der Deutlichkeit von beiden Seiten nicht entbehrte. Geschehenes konnte damit freilich nicht geändert werden, und das sah denn Grombach auch ein, und wohl oder übel mußte er sich dazu verstehen, als Zeuge aufgerufen zu werden. Im übrigen stellte er sich auf die Seite der Gräfin: er fand die Sache sogar mehr als verdächtig, denn um etwas derartiges nur um des „Quatsches" willen hinzureden, dazu war der Schmalzengel nicht dumm genug. Auch daß er unüberlegt wäre, konnte ihm niemand vorwerfen, dennoch aber wäre es fabelhaft unüberlegt gewesen, eine Sache daherzureden, deren Unwahrheit über kurz oder lang doch herauskommen mußte.

„Warum denn?" fragte die Komtesse. „Wer hätte es Helianthe wieder sagen sollen? Vor der Nachbarschaft war er dazumal vollständig sicher, denn es verkehrte niemand von uns in Monrepos, und das konnte er nicht ahnen, daß sein Mündel ihm die Türen aufschließen würde, die sein letzter Streich ihm zugeschlossen hatte. Und ich lasse es mir nicht nehmen, daß er mit dieser Lüge irgend einen Zweck verbunden hat."

„Kinder, dann wüßte ich nur eine Auslegung, die darf man aber laut nicht sagen, selbst unter uns hier," sagte Grombach und steckte die Hände tief in seine Rocktaschen — ein Zeichen, daß er etwas für „brenzlich" hielt.

„Na, er wird Helianthe — Pardon, Fräulein Jansen, aber ich rechne Sie eben schon zur Familie — sicherlich eine ausgiebige Erklärung geben," warf Frau v. Grombach ein. „Bei dem seinem Sprechanismus könnt ihr alle Gift darauf nehmen. Auf alle Fälle aber: falls Ihnen ein Wohnungswechsel wünschenswert sein sollte, Rindchen, dann kommen Sie nur zu uns! Die Tante

Grombach kann Ihnen dann auch noch zeigen, wie die Erdbeeren eingekocht werden.“

„Ich komme — komme mit tausend Freuden und herzlichstem Danke! Und wenn Sie erlauben, dann komme ich morgen schon!“ rief Helianthe entschlossen, indem sie der guten Seele gerührt um den Hals fiel.

Es war schon dämmerig, als Helianthe von ihrer Schwägerin nach Monrepos zurückgebracht wurde. Niemand erschien auf der Rampe, als der Wagen vorfuhr, und so stieg sie denn allein ab und sah, auf der Treppe stehend, dem davonsahenden Wagen noch nach, bis er um die Ecke gebogen war. Dann erst ging sie hinein in das Haus, und in der Halle, in der die Schatten des Abends sich schon merklich sammelten und aus allen Ecken heraustrochen, traf sie eines der Mädchen, das ihr sagte, Herr v. Mettkau wäre schon am Vormittag fortgefahren und sei noch nicht zurück. Die gnädige Frau wäre ganz wohlauf, würde aber noch in ihrem Zimmer speisen.

Die Treppe hinauffsteigend, beschloß Helianthe, bei Frau v. Mettkau anzuklopfen, um sich selbst nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie hatte sie nun zwei Tage lang nicht gesehen, und wenn sie auch gerade keine Zuneigung zu ihr hatte, so fühlte sie doch ein ihr selbst nicht ganz verständliches Interesse für die sonderbare Frau, die trotz allem etwas Anziehendes für sie hatte, das sie dem Mitgefühl für ihren Zustand zuschrieb. Außerdem wollte es der Anstand, daß sie für das Befinden der Frau, deren Gast sie war, ihre Teilnahme durch eine persönliche Anfrage an den Tag legte.

Sie klopfte an die Thür des Boudoirs, ohne aber eine Einladung zum Eintreten zu erhalten, und auf ein wiederholtes Klopfen war's ihr, als höre sie drinnen

einen Laut. Sie öffnete die Thür und blickte in das Zimmer hinein, in dem schon eine tiefe Dämmerung ausgebreitet war, denn die Fenster waren geschlossen, und durch die dichten Spizenvorhänge stahl sich nur eben noch das letzte Licht des scheidenden Tages.

Das Zimmer war leer, aber die dem Eingange gegenüberliegende Thür stand halb offen zu dem anstoßenden Raume, in dem ein Licht brannte. Helianthe nahm an, daß dies das Schlafzimmer sei. Lautlos, weil der Teppich ihre Schritte dämpfte, durchschritt sie den Wohnraum und blickte durch die halboffene Thür in das Schlafzimmer, das aber auch leer schien. Das Bett war zugedeckt und unbenützt; auf einem Tisch in der Mitte des Zimmers brannte in einem hohen Leuchter die Kerze, deren Licht man von draußen gesehen, und neben dem Leuchter lag die große, schwarze Brille, die Frau v. Mettkau immer trug. Sie fiel Helianthe zuerst von allen Gegenständen im Zimmer ins Auge, und sie blickte mit einem Interesse darauf, als wär's ein Magnet, verbarg sie doch sonst, was allein einen Aufschluß über das Räthsel dieser Frau hätte geben können: ihre Augen.

Über die Brille hinweg schweifte Helianthes Blick auf die Lehne eines Sofas, über dem die große Photographie des Kopfes der Assunta von Tizian hing, und von der Sofalehne hob sich in dem unzulänglichen Lichte der einen Kerze tiefer unten etwas ab. War das ein Kopf? Ja, es war Frau v. Mettkau selbst, die auf den Knien vor dem Sofa lag, das Gesicht in den Händen vergraben, und Helianthe hörte sie jetzt atmen mit dem tiefen, zitternden Atem eines stummen Geschöpfes in schwerer Qual.

„Gnädige Frau — sind Sie leidend? Kann ich

Ihnen nicht helfen?“ fragte sie in plötzlich erwachtem Mitgefühl, indem sie einen Schritt näher trat.

Mit einem leisen Laut des Schreckens fuhr die knieende Gestalt in die Höhe und wendete den Kopf nach ihrem Gaste um, dessen Eintritt sie offenbar nicht gehört hatte in ihrer Versunkenheit.

Und nun war es an Helianthe, einen Schrei des Schreckens, der Überraschung auszustoßen, denn das blasse, vergrämte Gesicht, das sich ihr zuwendete, sah aus einem schwarzen Schleier heraus, den die Knieende über den Kopf geworfen hatte und nun mit der Hand so zurückschlug, daß das Muster kenntlich wurde.

Helianthe kannte es, dieses Muster mit den arabischen Palmetten, das vielleicht ein Unikum war. Es war der Schleier der Geistererscheinung!

Unwillkürlich griff die Hand der Frau auf den Kopf, um den Schleier herabzureißen, aber sie ließ sie wieder sinken mit einer Bewegung, als wollte sie sagen: Wozu? Das Spiel ist aus!

„Sie! Sie waren es also!“ fand Helianthe endlich das erste Wort unter dem versteinernenden Einfluß dieser Entdeckung, die wie ein Blitz aus heiterem Himmel über sie kam.

„Ja, ich war es,“ murmelten die zuckenden Lippen der Frau mit einem Tone, der so herzerreißend war, daß Helianthe allen Schrecken verlor und noch einen Schritt näher trat, statt sich umzudrehen und fortzueilen, wie es ihr erster Impuls gewesen.

„Warum?“ fragte sie halblaut, leidenschaftlich, im Bewußtsein des ihr zugefügten Unrechtes. „Was habe ich Ihnen getan, daß Sie in Nacht und Grauen gekommen sind, mich zum Tode zu erschrecken? War es Ihnen nicht genug, daß Sie mich in Ihrem Hause mit maßloser Unhöflichkeit begrüßten und behandelten?“

Haben Sie nicht gewußt, was Sie taten, als Sie mich als Spuk zu besuchen kamen? Waren Sie zufrieden, als Sie mich unter dem maßlosen Schrecken zusammenbrechen sahen?“

„Zufrieden! Himmlischer Vater! Mädchen, haben Sie die blutigen Tränen nicht gefühlt, die aus meinen Augen strömten, wenn ich Sie ansah?“ rief Frau v. Mettkau mit gerungenen Händen. „Die blutigen Tränen, die ich über Ihre Qual, über meine Erniedrigung, über seine Niederträchtigkeit geweint, daß ich fast blind darüber geworden bin? Meine Schroffheit sollte Sie aus dem Hause treiben, in dem das Verderben auf Sie lauerte, das Verbrechen, die Vernichtung! Und als mir das nicht gelang, und ich den Versuch machte, mich freundlich zu Ihnen zu stellen, da hat er mich eingesperrt, mir verboten, dies Zimmer zu verlassen, da —“ sie streifte den rechten Ärmel ihres Kleides auf und wies Helianthe blutunterlaufene grausame Male — „da haben Sie den Beweis, wie willig ich mich zu dem Spuk hergegeben habe, der Sie zu Tode erschrecken, jedenfalls krank machen sollte! Und Sie fragen, was Sie mir getan haben, die ich alles versucht, alles aufs Spiel gesetzt habe, um Sie zu retten! Noch ist es Zeit, noch haben Sie erst ein einziges Mal die Tropfen genommen, mit denen er ‚nachhelfen‘ will, nachdem Ihr guter Engel Sie hinter das Geheimnis des Spukes geführt hat. Fliehen Sie aus diesem Hause, gleich, heimlich, egal wohin! Nicht eine Stunde länger dürfen Sie hier bleiben, denn wenn er zurückkommt, wer weiß, welche Teufelei er dann mitbringt und gegen Sie ins Werk setzt. O, Sie kennen ihn nicht, aber ich, ich kenne ihn nach so vielen Jahren der Hölle an seiner Seite! Und ich habe ihn dereinst geliebt, dieses Ungeheuer! — Was stehen Sie

noch da? Fliehen sollen Sie, ehe es zu spät ist, ehe er seinen Fuß setzt auf Ihr junges Glück! Fliehen Sie zu dem, der Sie auf Händen tragen wird bis ans Ende seines Lebens, den Ihnen der Himmel selbst in den Weg geführt hat.“

Erschöpft und weil ein trockenes, hartes Schluchzen ihr in der Kehle aufstieg, hielt Frau v. Mettkau ein, sie hatte alles das nur flüsternd herausgestoßen mit vorgebeugtem Kopfe, als horche sie dabei angestrengt auf etwas.

Sprachlos, mit immer größer werdenden Augen hatte Helianthe zugehört, und verwirrt faßte sie an ihren Kopf. „Aber ich verstehe das alles nicht,“ sagte sie wie im Traume. „Was will er denn nur von mir?“

„Soll ich meinen eigenen Mann der irdischen Gerechtigkeit ausliefern?“ fuhr Frau v. Mettkau auf. „Hab' ich's etwa schon getan? Das wollte ich nicht — du großer Gott im Himmel droben weißt es, daß ich das nicht wollte, daß ich ihn retten will vor dem schrecklichen Ende, vor sich selber! Aber ich habe zuviel ertragen, zuviel gelitten, einmal muß es heraus, sonst bringt es mich um. Ich hätte geschwiegen und gekämpft und — was weiß ich, aber es war Gottes Finger selbst, der Sie zu mir hereingeführt hat und mich überraschen ließ. Gehen Sie doch! Gehen Sie, ehe er heimkommt! Er darf Sie nicht mehr hier finden!“

„Aber so erklären Sie mir —“

„Was ist da noch zu erklären? Verstehen Sie denn immer noch nicht? Ihr Geld will er und kann dazu doch nur durch Ihren Tod gelangen. Wir waren ruiniert, als die Vormundschaft kam. Er hat von Ihrem Eigentum genommen durch — durch Nachahmung Ihrer Unterschrift! Erbarmen Sie sich und ersparen Sie mir das ganze Bekenntnis seines Falles. Begreifen Sie nun?“

„Ja, jetzt begreife ich — das heißt, ich weiß nicht — es ist alles doch sehr unbegreiflich, sehr —“

„Horch!“ unterbrach sie die unglückliche Frau und sprang mit einem Satz ans Fenster, denn draußen hatte der Ries geknirscht wie unter heranrollenden Rädern. „Er ist zurückgekommen, er ist da,“ flüsterte sie, sich wild umsehend. „Er darf Sie bei mir nicht finden. Er traut mir nicht, lange schon nicht mehr. Bleiben Sie hier im Zimmer, und wenn Sie hören, daß ich drinnen mit ihm rede, dann gehen Sie leise, so leise, wie Sie nur können, hinaus und laufen Sie, ohne sich aufzuhalten, um den Pan herum auf dem Landwege nach Heiligenberg. Es ist nicht angenehm im Walde bei einbrechender Nacht, vielleicht auch nicht sicher, aber zehntausendmal besser und sicherer für Sie als hier im Hause. Denn wenn Sie die Tropfen heute abend nicht nehmen wollen, so wird er Ihnen das andere schon beibringen — ohne Gnade, denn nur Ihr Tod ist seine Rettung. Hier im Hause sind Sie dem Tode geweiht, und kein Engel im Himmel wird Sie davor retten, wenn Sie nicht fliehen. Und wenn er Sie hier bei mir trifft und wenn ihm ein Zucken Ihrer Wimpern verrät, daß Sie auch nur einen Verdacht haben, von der Gewißheit nicht zu reden, dann sehen Sie die aufgehende Sonne nicht mehr.“

Die letzten Worte hatte Frau v. Mettkau schon in der Tür zu dem Boudoir gesprochen, den Kopf horchend vorgebeugt und in ihrem Flüstertone lag ein so furchtbarer Ernst, daß es Helianthe kalt durchrieselte.

Aber das war auch das rechte Mittel, das sie aus der Betäubung, in die das Gehörte sie versetzt hatte, aufrüttelte und den Trieb der Selbsterhaltung in ihr erweckte. Besonders, als drinnen nun die Tür auf-

gemacht wurde, und die einschmeichelnde Stimme ihres Vormundes hereinklang.

„Bist du da, Hedwig?“ fragte er. „Was ist denn das wieder, daß du im Finstern sitzt?“

Frau v. Mettkau hatte Helianthe, auf das Licht hinweisend, ein so beredtes Zeichen gemacht, daß sie mechanisch die Kerze ausgeblasen hatte, noch ehe die Stimme Mettkaus erklang. Jetzt hörte sie die Tür schließen und die Stimme ihrer Warnerin laut und so ruhig, als hätte sie die fieberhaft erregten Worte eben nicht gesprochen, erwidern: „Ich habe die Lampe nicht gebraucht; es war mir noch genügend hell.“

Die Hand auf ihr plötzlich wildschlagendes Herz pressend, huschte Helianthe leise zu der Tür, die auf den Korridor, der dem ihrigen gegenüberlag, mündete. Die Gefahr ist die Mutter der Vorsicht; es gelang ihr, die Klinke lautlos niederzudrücken, und mit hochgehobenen Röcken, um sich durch das Rauschen ihrer seidenen Unterkleider nicht zu verraten, eilte sie wie gejagt die Treppe hinab und durch die Halle, ohne jemand zu begegnen.

Die Tür zur Rampe stand offen, und draußen senkte sich schon die dunkle Nacht auf den freien Plan vor dem Schlosse, und unter den Bäumen war es finster, fast schwarz, und mit jeder Minute wurde es finsterner, denn der Mond ging erst viel, viel später auf.

Helianthe zögerte einen Augenblick auf der Schwelle. Der graue leichte Mantel, den sie noch trug, deckte ihr weißes Kleid bis zum Saume, aber der weiße Hut mußte weithin leuchten. Kurz entschlossen nahm sie ihn vom Kopfe und warf ihn auf den Tisch in der Mitte der Halle, dann eilte sie hinaus, die Treppe hinunter und lief um die Ecke des Schlosses der Pantherme zu.

Dort hielt sie an und horchte zurück. Nichts rührte sich, kein Mensch war weit und breit zu sehen. Aber wohin jetzt? Den Weg zum See kannte sie, er war im Dunklen auch noch zur Not erkennbar, aber wohin sich wenden, um die Landstraße zu finden, von der Frau v. Mettkau gesprochen? Nirgendwärts war auch nur eine Spur zu sehen, nichts als grünes Gebüsch und Gestrüpp.

Wie sie noch ratlos stand und um sich spähte, und in ihrer Angst die Tränen anfangen, heiß in ihren Augen aufzusteigen und sie zu blenden, da stand plötzlich in nebelhaftem Schimmer die wohlbekannteste Gestalt der Frau Heimdal vor ihr und winkte ihr mit der weißen Hand. Und ohne sich zu besinnen, ohne sich's bewußt zu werden, daß es etwas Unirdisches, etwas so außerhalb des dem Menschenauge Gewohnten und Möglichen war, daß es eher zum Zurückweichen als zum Mitgehen gezwungen hätte, folgte sie dem Wink mit blindem Vertrauen. Hatte nicht dieselbe Hand sie gestern erst davor bewahrt, die Tropfen ihres Vormunds einzunehmen?

Leise wie ein Nebel glitt die weiße Gestalt durch die Büsche vor ihr her, die Zweige schlugen Helianthe ins Gesicht und fingen sich in ihrem Haar, hin und wieder riß ein dürrer Ast den leichten Stoff ihres Mantels entzwei, aber es kümmerte sie nicht. Willenlos wie einem Magneten folgte sie der führenden Erscheinung, furchtlos, immer klarer sich ihrer Lage bewußt, und nur einmal stockte ihr der Fuß und das Herz, als die Stimme ihres Vormunds laut, aber fern durch die Nacht rief: „Helianthe!“ Und nochmals: „Helianthe!“ Aber da wandte Frau Heimdal sich nach ihr um, legte den Finger warnend auf die Lippen und lächelte ihr freundlich zu, und dann ging es weiter,

und endlich stand sie auf einem Wege, einem guten, breiten Fahrwege, auf dem die Erscheinung plötzlich im Dunkel der nun völlig herabgesunkenen Nacht verschwand.

Helianthe war längst jenseits alles Wunderns und Staunens, sie war auch jetzt jenseits der Furcht, denn sie gehörte nicht zu den verzagten Seelen, sondern im Gegentheil zu jenen, die in der Gefahr ruhig und mutig werden, selbst wenn sie sich im gewöhnlichen Leben vor Mäusen oder Spinnen fürchten. Als die nebelhafte Gestalt der Frau Heimdal so plötzlich verschwand, wie sie gekommen, da hatte sie nur ein Gefühl: das der Verlassenheit, und daraus kam das Bewußtsein, daß sie den Rest nun allein zu tun hätte in dem Dunkel der Nacht, in dem das leise Weben des Waldes zu beiden Seiten des Weges der einzige Laut war, der zu ihr drang.

Einen Moment stand sie noch und horchte. Kein menschlicher Schritt, kein Pferdehuf, kein Wagenrollen war zu hören. Da begann sie denn rüftig vorwärts zu schreiten; sie kannte den Weg auch bald wieder, den sie schon zweimal gefahren war, und der nach Heiligenberg führte.

Eine Wegstunde ist für einen guten Fußgänger keine große Sache, ein angenehmer Spaziergang, sonst nichts. Aber im tiefen Dunkel der Nacht, auf der Flucht vor einer namenlosen Gefahr, wenn jede Minute zur Ewigkeit wird, mutterseelenallein, dann kann eine solche Stunde zum Kreuzweg werden, den man sein Lebtag nicht wieder vergißt, der sein Stigma der Seele unauslöschlich einprägt.

Helianthe hat in späteren Tagen nie sagen können, wie sie diesen endlos scheinenden Weg zurückgelegt, immer gespannt horchend, ob der Verfolger sie

nicht einholen würde, sich wundernd, warum er nicht kam.

Warum kam er denn auch nicht? Hatte ihr Gut auf dem Tisch in der Halle ihn irregeführt, suchte er sie im Hause? Denn daß sie zurückgekehrt war, dafür war die Zeugenschaft des Stubenmädchens da, die einzige Person, die sie gesehen und gesprochen, als sie nach Montrepos zurückgekommen war — Frau v. Mettkau würde sicherlich nicht gesagt haben, daß sie sie gesehen. Hielt er es für ausgeschlossen, daß sie allein und zu Fuß nach Heiligenberg laufen würde?

Wie dem auch war, bis sie Heiligenberg erreichte, begegnete ihr keine Menschenseele, überholte sie kein Reiter, kein Wagen.

Endlich, endlich kam sie in die Allee, die zum Schlosse führte, sie sah die Lichter der beiden Laternen vor der Einfahrt durch die Nacht leuchten und fühlte nun erst, wie müde, wie zum Tode ermattet sie war. Nur mit Mühe und der äußersten Anstrengung konnte sie sich weiterschleppen, ihre Gedanken fingen an sich zu verwirren, das Herz schlug ihr wild von dem Dauerlauf, den sie hinter sich hatte.

Da lösten sich vor ihr schattenhaft zwei Gestalten aus dem Dunkel eines Seitenweges, und eine liebe, wohlbekannte Stimme sagte: „Ich glaub', es gibt heute nacht noch Regen, Schwester —“

„Hans! Hans! Hans!“ schrie Helianthe auf.

„Herr des Himmels — ist das nicht Helianthe?“ Und im nächsten Augenblick hielt er die zarte Gestalt im Arme, die, ihren zerzausten Kopf an ihn schmiegend, ihn mit beiden Armen umklammerte, und dann fühlte er den schlanken Körper schwer werden, daß er Mühe hatte, ihn zu halten, denn die erschöpfte Natur hatte ihr Recht gefordert, und eine in diesem Falle wohl-

tätige Besinnungslosigkeit schaltete die bis zum äußersten Grade erregten Nerven aus.

Eine halbe Stunde später fuhr ein leichter, zweifitziger Parkwagen dieselbe Allee im schlanken Trabe dem Schlosse zu, in dem noch niemand zur Ruhe gegangen war, und Mettkau, der selbst die anscheinend etwas müden Pferde, deren Flanken nach dem Halt vor dem Portal mühsam schlugen, kutschiert hatte, fragte den erstaunt über den späten Gast heraustrtretenden Diener, ob Fräulein Jansen vielleicht noch hier wäre.

Ehe er noch eine Antwort erhielt, sah Mettkau den Grafen in die hellerleuchtete Halle treten. Er sprang aus dem Wagen, warf dem Diener die Zügel zu mit dem Befehle, den Wagen warten zu lassen, und ging dem Schloßherrn entgegen, der, ihn anscheinend erwartend, stehen geblieben war, die ihm entgegengestreckte Hand aber übersah.

„Verzeihen Sie, Graf, wenn ich so spät noch vorsehe,“ begann Mettkau, die Stimme dämpfend, um von dem draußen bei den Pferden stehenden Diener nicht gehört zu werden. „Ich komme nämlich in der größten Besorgnis zu Ihnen. Heute abend aus der Stadt heimgekehrt, ist mein erstes Wort die Frage, ob Fräulein Jansen zurück ist. Es wird mir bestätigt, aber als ich mich mit ihr zu Tisch setzen will, ist sie nirgends zu finden. Ich warte, ich suche — vergebens. Ich weiß nicht, was ich denken soll, und erfahre endlich, daß man sie zu meiner Frau hat gehen sehen. Meine Frau aber ist seit zwei Tagen leidend, und so schwer es mir wird, es auszusprechen: ich fürchte, daß ihr Geist, hoffentlich nur vorübergehend, aus dem Geleise geraten ist. Die Arme leidet nicht zum ersten Male

Gott sei's geklagt, an Wahnvorstellungen, denen ich nur ungern den Namen Verfolgungswahn geben möchte — kurz, ich fürchte, daß sie Fräulein Jansen mit ihren Phantasien derart erschreckte, daß mein armes Mündelchen darüber den Kopf verloren hat und womöglich hierher gelaufen ist. Ich bin ganz außer mir bei dem Gedanken. Ist sie wirklich hier?“

Graf Heiligenberg hatte Mettkau reden lassen, ohne eine Miene zu verziehen. „Ja, sie ist hier,“ antwortete er dann lakonisch.

„Also doch!“ rief Mettkau, die Hände zusammenschlagend. „Nun, nun — sie ist jung, und man darf es ihr nicht verargen, daß sie sich erschrecken ließ. Eine solche Torheit! Sie muß ja einen reinen Dauerlauf gemacht haben. Und im Finstern! Sie wird schrecklich müde sein, das arme, zarte Ding, aber ich kann ihr nicht helfen, sie muß mit mir zurück — der Zustand meiner Frau — meine Gegenwart in Monrepos —“

„Ich halte Sie nicht,“ entgegnete Graf Hans mit eifriger Höflichkeit. „Aber Sie werden schon allein heimkehren müssen, denn Fräulein Jansen bleibt hier.“

„Ist sie so müde? Nun, da sie ja bei Ihrer Schwester ist — und wenn diese ihr Gastfreundschaft für eine Nacht gewähren will — gut! Ich werde mein Mündel also dann erst morgen früh wieder abholen.“

„Fräulein Jansen hat sich unter unseren Schutz gestellt und wird nicht mehr nach Monrepos zurückkehren,“ war die sehr bestimmte Antwort.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Mettkau, und sein rundes, rosiges Gesicht nahm den grünlichen Ton an, den Graf Hans schon einmal darauf gesehen.

„Genau so, wie es gesagt ist,“ entgegnete er mit der gleichen Ruhe. „Fräulein Jansen wird morgen dem Vormundschaftsrichter die Gründe darlegen, wes-

halb sie Schutz in unserem Hause gesucht hat. Ein Vormundschaftswechsel dürfte danach zweifellos eintreten. — Gute Nacht, Herr v. Mettkau.“

„Graf Heiligenberg!“

„Ich würde Ihnen nicht raten, sich aufs hohe Pferd zu setzen, Herr v. Mettkau, denn der Sattel rutscht. Empfehlen Sie mich aber, bitte, Ihrer von mir sehr verehrten Frau Gemahlin, über deren geistigen Zustand Sie ganz beruhigt sein dürfen. Mein Haus steht ihr jederzeit offen, falls ihr, wie meiner Braut, der Boden in Monrepos nicht mehr sicher sein sollte. Sie entschuldigen mich wohl — ja? Ich habe Geschäfte —“

„Graf Heiligenberg, Sie werden mir Rede stehen!“ Damit trat Mettkau dem Schloßherrs, der sich mit einer sehr leichten Verbeugung entfernen wollte, in den Weg. „Aber nein,“ setzte er einlenkend hinzu, „Sie werden doch nicht wirklich Gewicht legen auf die Phantasien einer notorisch Kranken und eines exaltierten jungen Mädchens, das sich Gott weiß was zusammengereimt hat — — und im übrigen,“ schloß er triumphierend, „fordere ich jetzt die Begleitung meines Mündels noch heute abend, und wenn Sie sie gegen meinen ausdrücklichen Wunsch zurückhalten, so machen Sie sich dadurch der Beraubung der persönlichen Freiheit schuldig, was Ihnen teuer zu stehen kommen dürfte.“

„Ich sehe Ihren weiteren Schritten mit Ruhe entgegen,“ erwiderte Graf Hans unbewegt. „Der Weg zum Vormundschaftsgericht steht Ihnen ebenso offen wie meiner Braut, die dort unter anderem den Nachweis führen will, daß sie nie Unsummen für Juwelen und Spitzen hinausgeworfen hat und daher auch ganz überflüssigerweise von Ihnen in Ihr gastliches Haus eingeladen worden ist, damit Sie ihr besser auf die Finger sehen

können'. Diese interessante Mitteilung ist von Zeugen gehört worden, die meiner Braut bei ihrer Klage gegen den verleumderischen Angriff zur Seite stehen werden. — Und nun halte ich unsere Unterhaltung heute abend für erledigt. — Friß, Herr v. Mettkau wünscht fortzufahren.“

Noch eine kurze Verbeugung, und eine Minute darauf fuhr der Wagen von Monrepos in die Nacht hinein, was die müden Pferde laufen wollten.

—————
 Durch die Zeitungen aller Länder ging im Laufe der nächsten Woche eine Nachricht, die ein gewisses Aufsehen erregte.

„Allgemein besprochen wird,“ hieß es in dem bekannten Reporterstil, „das spurlose Verschwinden des seinerzeit wegen seiner tollen Streiche vielgenannten Lieblings der Residenzreise, Herrn v. M. auf M. Die Ursache ist die Veruntreuung von Mündelgeldern. Man munkelt von ungeheuren Summen; aber es ist zu hoffen, daß die reiche Erbin, das einzige Kind eines berühmten Porträtmalers, der jüngst in Rom starb, den Verlust wird verschmerzen können. Das Verschwinden des Herrn v. M. ist mit einem bedauerlichen Unfall zusammengetroffen, dessen Opfer die Gemahlin dieses Herrn ist. An dem Morgen, an dem man ihn vermißte, fand man die Dame bewußtlos am Boden ihres Zimmers liegen, und eine starke Anschwellung ihrer linken Schläfe läßt wohl kaum einen Zweifel darüber, daß sie durch einen brutalen Schlag niedergestreckt worden ist. Die durchwühlten Sachen in ihrem Zimmer lassen auf einen Raubanfall schließen, doch ist es noch durchaus unaufgeklärt, ob der Herr Gemahl dem nahe steht, oder ob fremde Hände dabei im Spiele gewesen sind. Leider hat die Dame das

Bewußtsein noch nicht wieder erlangt; sie wurde auf Betreiben der Nachbarschaft in dem Sanatorium der Kreisstadt untergebracht, dessen leitender Arzt die Ansicht ausgesprochen hat, daß ihr Zustand nicht hoffnungslos ist.“

— — — — —
 Frau v. Grombach bekam in dem Herbst, der diesem ereignisreichen Mai folgte, viel zu tun, denn außer einer besonders guten Obsternte, die ihr alle Hände voll mit dem Einkochen zu schaffen gab, mußte sie auch noch als Brautmutter bei einer Doppelhochzeit tätig sein, und das war so anstrengend, daß sie das große Wort gelassen aussprach: „Es ist nur gut, daß das andere Paar vorher den vernünftigen Gedanken gehabt hat, sich zusammenzutun, denn meistens kommen solche Dummheiten immer erst bei den Hochzeiten zu stande, die entschieden ansteckend wirken.“ Zwei Hochzeiten hintereinander wären ihr denn doch zu viel geworden, aber so auf einmal, da ging es noch. Worin ihr jedermann, die Brautpaare inbegriffen, recht gab.

Daß Hans Heiligenberg und Helianthe Jansen das eine dieser Brautpaare waren, bedarf einer besonderen Erwähnung wohl kaum, trotzdem alle Welt darüber einig war, daß diese Verbindung besonders von sich reden machte. Nach jeder Richtung. Aber die Hochzeit war trotz allem und allem ein Erfolg, und selbst Leute, welche anfänglich die „Mesalliance“ mißbilligt hatten, nahmen die Einladung zur Vermählung mit Vergnügen an und brachten mehr oder minder kostbare Geschenke mit.

Besonders prunkvoll trat damit der Herzog Canale della Madonna auf, der sich als Gratulant zu der Verlobung einfand, ohne daß ihm eine Anzeige zu-

gegangen war. Sie sei ihm zufällig zu Augen gekommen, und der Name des deutschen Magnaten erinnerte ihn daran, daß es seine Nichte war, die dieser heimführen wollte. So kam es, daß ein venezianischer Patrizier die Hochzeit im deutschen Norden verherrlichte und eine Diamantengabe dazu spendete, wie nur ein venezianischer Juwelier sie zu gestalten vermag. Und auf dem Etui prangte das Wappen der Murano mit der Dogenkrone darüber.

Die Welt ist rund und dreht sich!

Das zweite Brautpaar bei dieser glänzenden Hochzeit waren — Komtesse Heiligenberg und der Legationsrat v. Flamburg.

„Das Gescheiteste, was die beiden tun konnten, war, sich zu heiraten,“ erklärte Frau v. Grombach jedem, der's hören wollte.

Es fiel auch keinem Menschen ein, das nicht einzusehen. Sie paßten sehr gut zusammen, denn sie ergänzten sich in glücklichster Weise, und jedes war des anderen erste Liebe gewesen. Das Leben, die Welt hatten sie damals auseinandergebracht, und nachdem er eingesehen, daß er bei Helianthe zu spät angeklopft, weil er zu lange überlegt hatte, da gingen ihm die Augen für seine Jugendliebe auf. Sie hatte nicht vergessen — nun, und der Rest war eben jene Doppelhochzeit.

Monrepos war, als es doch noch zur Zwangsversteigerung kam nach dem fluchtähnlichen Verschwinden des Herrn v. Mettkau, in Heiligenberger Besitz übergegangen und das Schloß für das junge Flamburg-Paar einstweilen bestimmt worden. Das Bild der Frau Heimdal aber hat Graf Hans seiner Frau als Morgengabe geschenkt, und sie hat Tränen der Rührung darüber geweint und das Meisterwerk Nat-

tiers in ihrem Wohnzimmer aufgehängt. Als er das Bild vorher einer sachkundigen Hand zur Restaurierung übergeben, da fand es sich, daß die niedergeschlagenen Lider der Augen nur eine spätere Übermalung waren, die man, Gott weiß warum, vorgenommen hatte, und als diese entfernt war, lächelte das reizende Gesicht mit voll in ihrer ganzen, goldigen Lieblichkeit aufgeschlagenen Augen von der Leinwand herab.

Helianthe erkannte sie gleich wieder, diese Augen, nur meinte sie, der Ausdruck, mit dem die Erscheinung sie angesehen, wäre ein anderer gewesen. Vielleicht weil sie inzwischen schon einen Abglanz gesehen hätte von dem ewigen Lichte, nach dem die arme, irrende Seele so sehnüchtig verlangte und dem sie entgegenstrebte durch ihre freundliche Warnung vor Gefahren, durch ihre flehende Bitte um Erbarmen und Frieden —

So wenigstens legte sich's Helianthe aus nach ihrem menschlichen Dafürhalten, weil das Herz nach einer Erklärung verlangt, die der Verstand ihm nicht geben kann für Dinge, die darüber stehen.

Die Nachbarn freilich begriffen Helianthes Vorliebe für dieses Bild nicht recht, ja Frau v. Grombach ging sogar so weit, zu sagen: „Hans hätte auch was Gescheiteres seiner Frau schenken können als das Bild dieser doch zum mindesten sehr wenig korrekten Person, die es nicht verdient, daß man sie im Wohnzimmer aufhängt.“

Aber Helianthe ließ sich nicht beirren; sie wußte ja am besten, was sie zu dem Bilde zog. Sie ließ die Leute dabei, daß es nur das Meisterwerk des französischen Porträtisten war, das sie darin schätzte, und wenn jemand über die dargestellte Person eine ab-

fällige Bemerkung machte, dann sagte sie freundlich: „Wir dürfen nicht richten, was wir nicht beurteilen können. Und dann gibt es ein sehr schönes Wort, das der Heiland denen zum Troste gesagt, die viel geliebt haben.“

Und so lächelt das reizende Bild der Frau Heimdal unbeirrt und unverbannt herab auf ein junges glückliches Paar, das es nicht wäre ohne sie.

E n d e.





Das Mutterrecht.

Roman von Friedrich Thieme.



1.

(Nachdruck verboten.)

Bon einem Spaziergange in die Stadt zurückkehrend, hatte Doktor Gisbert Burger kaum sein Hotelzimmer betreten, als der Zimmerkellner laut und hastig an die Tür pochte.

„Was gibt's?“ fragte der Doktor den auf seinen Ruf eintretenden jungen Menschen.

„Der Herr Doktor — sind eben — angerufen worden,“ berichtete der Kellner, noch außer Atem vom hastigen Treppensteigen.

„Angerufen? — Ach so!“ Doktor Burger folgte ohne Säumen der Aufforderung und stand nach einer Minute vor dem eine Treppe tiefer befindlichen Fernsprechapparat.

„Hier Burger!“

„Hier Kapitän Niemann von der ‚Königin Luise‘! Gestatten Sie mir die Anfrage, lieber Herr Doktor, ob Sie alles zur Abfahrt klar haben?“

„Gewiß, Herr Kapitän.“

„Sie haben sich für morgen nicht noch wichtige Besorgungen aufgespart?“

„Nein — weshalb fragen Sie denn?“

„Weil ich aus dringenden Gründen, über die ich mich hier nicht weiter auslassen kann, nicht erst am

4. August, sondern schon am 3., also morgen früh, Hamburg verlassen möchte. Die wenigen Passagiere, die ich mitführe, sind benachrichtigt und einverstanden. Sie würden mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie ebenfalls Ihre Bereitwilligkeit erklärten.“

„Das geschieht hiermit in aller Form, Herr Kapitän. Der frühere Ausbruch liegt ganz in meinem Interesse, da ich hier durchaus nichts weiter zu tun habe, als eben auf die Abfahrt Ihres Schiffes zu warten.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, und bitte Sie also, morgen früh vor acht Uhr an Bord zu sein.“

„Werde mich pünktlich einstellen.“

„Guten Abend, Herr Doktor!“

„Guten Abend, Herr Kapitän!“

Doktor Burger kehrte in sein Zimmer zurück. Mehrere Minuten beschäftigte ihn das eben stattgehabte Gespräch. Was konnte Kapitän Niemann veranlassen, von seinem ursprünglichen Fahrplan abzuweichen? Er hatte die Beweggründe hierzu selbst als dringende bezeichnet, und in der That mußten sie dringend sein, denn derartige Vorkommnisse ereignen sich in der Schifffahrt nicht häufig. Verspätungen, die sind an der Tagesordnung und auch leicht erklärlich, aber ein Fall wie der gegenwärtige — doch, was kümmerte es ihn, er würde das Nähere von dem Kapitän, den er von früher her kannte, schon zeitig genug erfahren.

Burger war mehrere Jahre als Schiffsarzt tätig gewesen und unter anderem auch einmal ein Jahr auf einem Dampfer gefahren, auf welchem der jetzige Kapitän Niemann als Steuermann diente. Deshalb auch sein Entschluß, die „Königin Luise“ anstatt des geschwinderen und eleganteren Postdampfers zu seiner Reise zu benutzen. Die Herren hatten sich

zufällig in einem Café getroffen, wo der Arzt dem Seemann von seiner Absicht, nach Liverpool zu reisen, Kenntnis gab; darauf empfahl ihm dieser das eigene Fahrzeug, das am 4. August dorthin abgehen sollte. Freilich war die „Königin Luise“ eigentlich ein Frachtdampfer, aber der Kapitän nahm auch gern Passagiere, wenn er solche aufstreifen konnte, und das stattliche Schiff bot seinen Fahrgästen zwar nicht den Luxus und die blitzartige Schnelligkeit eines modernen Doppelschrauben-Schnellpost- und Salondampfers, aber die Kajüte sorgte doch für ausreichende Bequemlichkeit der Passagiere und forderte dafür eine gegenüber den Preisen der großen Salonschiffe erheblich mäßigere Vergütung. Zwischendeckpassagiere nahm das Schiff überhaupt nicht an, wie es auch den Unterschied zwischen erster und zweiter Kajüte bei der Beschränktheit seiner Unterkunftsstätten nicht kannte. Dadurch gestaltete sich, wie Kapitän Niemann dem Doktor auseinandersetzte, der Aufenthalt um so gemüthlicher. Bis Liverpool, wohin der Dampfer bestimmt war, ließ es sich schon aushalten. —

Am nächsten Morgen stand der Doktor zwar zeitig auf, bis er aber gefrühstückt und seine Rechnung bezahlt hatte, drängte schließlich die Zeit doch. Er rief daher eine eben am Hotel vorüberfahrende Droschke an, die ihn nach dem Hafen befördern sollte.

Der Kutscher hielt, und der Doktor wollte gerade einsteigen, als von der anderen Seite eine junge Dame atemlos herbeieilte und von weitem schon winkte.

„Nach dem Hafen, Kutscher!“ rief sie.

„Bedaure,“ entgegnete der Wagenlenker, auf den gerade jetzt über der jenseitigen Seitenwand der Droschke sichtbar werdenden Fahrgast deutend.

Der höfliche Arzt nahm Platz, beugte sich aber sofort

zu der Dame hinaus und sagte: „Wenn ich nicht solche Eile hätte, gnädiges Fräulein, würde ich Ihnen gern den Vortritt lassen. Aber mein Schiff geht ab — ich muß nach dem Hafen.“

„Das ist auch mein Ziel,“ erwiderte die Fremde, nur zögernd zurücktretend. „Mein Schiff, die ‚Königin Luise‘, geht schon um acht Uhr in See.“

„Mit der ‚Königin Luise‘ fahren Sie?“ rief Burger überrascht. „Ich ebenfalls, gnädiges Fräulein. Da haben wir ja gemeinsame Fahrt. Darf ich mir erlauben, Ihnen einen Platz anzubieten?“

„Ich nehme Ihr liebenswürdiges Anerbieten mit Dank an.“

Er reichte ihr hilfsbereit die Hand und setzte sich zugleich auf den Rücksitz. Sie schwang sich leicht und grazios in den Wagen und ließ sich ihm gegenüber nieder. Der Doktor warf die Tür zu, und das Gefährt rasselte davon.

„Sie haben Ihr Gepäck bereits an Bord?“ erkundigte er sich.

„Danke — ja.“

Ein weiteres Gespräch wäre durch den auf der Straße herrschenden Lärm in Verbindung mit dem Gerassel des eigenen Wagens verhindert worden, selbst wenn auf beiden Seiten Neigung dazu bestanden hätte. Die junge Dame wandte jedoch den Kopf nach der Seite und schien ihren Gedanken nachzuhängen, der Doktor aber, obwohl er vielleicht einer Unterhaltung weniger abgeneigt war, fand Beschäftigung genug in der verstohlenen Betrachtung seiner unerwarteten Gefährtin, deren Anwesenheit ihm ein Wohlbehagen verursachte, das er vor sich selber vergebens zu verleugnen suchte.

Die Dame war ihm überhaupt nicht ganz fremd,

denn er hatte sie gestern an der Mittagstafel im Hotel bemerkt. Schon gestern hatte er sie mit Bewunderung betrachtet und darüber nachgedacht, warum sie wohl die Welt aus so ernstern und traurigen Augen ansehe. Waren es doch so schöne, tiefe seelenvolle Augen, über die sich die weichen seidenen Wimpern wie zarte Schleier herabsenkten, so daß sie ihm wie im Sonnenglanz funkelnde Fenster erschienen, deren Glut durch verhüllende Vorhänge in ein sanftes, lieblich schmeichelndes Licht verwandelt wird. Denn glänzen und funkeln konnten diese schwarzen Diamanten! Sie strahlten ein eigenes Feuer aus — Gisbert Burger hatte sie gestern während des Essens einmal aufflammen sehen, als der Kellner einen Brief vor sie hinlegte, der eine bedeutsame Nachricht für sie enthalten mochte. Und doch — wenn die Leidenschaften ruhten, so zeigte das feine weiße Gesicht mehr einen leidvollen, ergebenen Ausdruck. Sie glich einer jener reizenden Novizen, welche die Maler uns in dem ergreifenden Moment des Überschreitens der Klosterschwelle so gern darzustellen pflegen.

So viel Lieblichkeit und Anmut bei so viel Feuer und Temperament, sagte sich Gisbert, zeugt von großer Entschlossenheit und Leidenschaft des Charakters in Verbindung mit einer sanften, lebenswürdigen Grundstimmung der Seele, die sich sogar für gewöhnlich in einer Art hoheitsvoller Ruhe und Würde offenbaren kann.

Das üppige Haar schien mit den Augen aus derselben Schale gefärbt, und eine majestätische Gestalt, groß, stolz und schlank bei aller Rundung der Formen, erklärte den außergewöhnlichen Eindruck ihrer Erscheinung auf den für Frauenschönheit bisher nicht allzu empfänglichen Arzt.

Um wen mag sie wohl trauern? fragte sich der Doktor mit einem Blick warmen Interesses auf das schwarze Spitzenkleid, das einfach und schmucklos an ihr herabfiel. Um ihren Vater oder ihre Mutter? Das erklärte ihm den düsteren, zuweilen geradezu schmerzlichen Ausdruck ihrer Blicke, vielleicht auch eine gewisse nervöse Unruhe und Hast, die er schon gestern an ihr wahrgenommen hatte. Oder war sie etwa verheiratet und beweinte ein geliebtes Kind oder gar ihren Gatten selbst? Seine Blicke streiften neugierig an ihr herab. Ihre Hände verbargen sich in schwarzen Spitzenhandschuhen, er vermochte also nicht festzustellen, ob sie einen Ring trug oder nicht. Zu jung erschien sie ihm nicht mehr, ihre Schönheit war die einer voll erblühten weißen Rose, es war nichts Knospenhaftes und Unfertiges mehr an ihr.

So weit in den Ergebnissen seiner halb unfreiwilligen Untersuchung gelangt, wandte sich Gisbert ärgerlich ab. Was in aller Welt ging die Fremde ihn an? Was kümmerten ihn ihr Äußeres und ihre Verhältnisse? Sie mochte längst verheiratet sein und reiste vielleicht zu ihrem Mann und ihrer Familie. Freilich, er war jetzt vierunddreißig Jahre alt, und der Gedanke an die Gründung eines eigenen Herdes trat seit einiger Zeit immer häufiger und hartnäckiger vor seinen Geist und stempelte den bisher lediglich von seinem Berufe und seinen Plänen ausgefüllten Mann zum Schwärmer und Träumer.

Immerhin — bis zu einem gewissen Grade empfindlich zeigte er sich doch darüber, daß sie ihn anscheinend auch nicht eines Blickes würdigte. Unwillkürlich gelangte er zu einer flüchtigen Betrachtung seiner selbst, wie sich ihr wohl auch der bescheidenste und von seiner äußeren Erscheinung am wenigsten eingenommene Mensch

nicht immer zu entziehen vermag. Er kam sich da plötzlich recht alt und unansehnlich vor. Doch übertrieb er zu seinen Ungunsten, wie man immer in solchen Fällen übertreibt. Man konnte ihn ja nicht gerade den Typus männlicher Schönheit nennen, er war weder von allzu stattlicher Gestalt, noch besaßen seine Züge jene hervorstechenden Merkmale, die den Frauen besonders zu imponieren pflegen — er hatte ein ernstes, wohlwollendes Gelehrtengezicht, ein lebenswürdiges, gewinnendes Lächeln, eine ruhige Bestimmtheit und Klarheit des Benehmens, alles sehr empfehlenswerte Eigenschaften, aber doch nicht gerade die im weiblichen Herzen den Ausschlag gebenden. Davon, daß er, wenn er sprach und besonders, wenn er aus innerem Herzen sprach, in seinen Augen und Worten die ganze Tiefe und Erhabenheit einer edlen und bedeutenden Seele widerspiegelte, wußte er ja nichts.

Jetzt war der Kai erreicht, und gleich darauf hielt die Droschke im Angesicht des stattlichen Dampfers. Gisbert sprang heraus und bot seiner Begleiterin die Hand.

Aber sie bedurfte seiner Unterstützung nicht. Mit einem Sprunge stand sie neben ihm und sagte lächelnd: „Nochmals herzlichen Dank, mein Herr. Sie werden mir gestatten, meinen Anteil an dem Fahrgeld zu tragen?“

Er wollte abwehren, aber ein stolzer Blick der schwarzen Augen überzeugte ihn von der Ausichtslosigkeit eines solchen Verfahrens.

Gerade wandten sich beide nach der wenige Schritte entfernten Landungsbrücke, als noch ein anderer Wagen herandonnerte.

„Noch ein Passagier, der sich“ — verspätet hat, wollte der Doktor bemerken, aber er beendete den

angefangenen Saß nicht, da er im selben Augenblicke gewahrte, daß eine plötzliche Totenblässe das reizvolle Gesicht seiner Reisegefährtin überzog. Starr, mit dem Ausdruck höchster Spannung hefteten sich ihre Augen auf das eben haltende Gefährt. Doch nur einen kurzen Moment währte dieser Zustand seltsamer Erregung, ein einziger Blick schien sie zu erleichtern, und eilenden Fußes überschritt sie die Landungsbrücke, ohne sich noch einmal nach dem Doktor umzusehen.

Befremdet war dieser der Richtung ihrer Augen gefolgt. Erwartete sie noch jemanden, oder fürchtete sie jemanden? Welche Bedeutung besaß diese seelische Aufwallung? So viel stand indessen fest, wenn irgendwelche bange Erwartung in Betreff des neuen Ankömmlings sie beängstigte, so war diese bei seinem Anblick ebenso schnell, wie sie gekommen war, wieder gewichen.

Der Insasse der Droschke war ein kleiner alter Herr mit grauem Vollbart, freundlichen Augen und etwas nach vorn gebeugtem Kopfe. In seinen sympathischen Zügen verriet sich indessen eine leicht bemerkbare Ungewißheit. Hastig trat er auf den Doktor zu und erkundigte sich, ob das vor ihm ankernde Schiff wirklich die „Königin Luise“ sei.

Gisbert bejahte kurz.

„Gott sei Dank! Dann komme ich noch zur rechten Zeit. Ich habe nämlich noch keinen Platz belegt,“ erklärte der alte Herr lebhaft. „Ich dachte, das Schiff führe erst morgen ab.“

Mit mehr Behendigkeit, als man nach seinen grauen Haaren hätte annehmen sollen, lief er über die Brücke und fragte einen Matrosen nach dem Kapitän.

„Dor steht he,“ bedeutete ihn der Seemann mit einer Handbewegung nach dem oberen Ende der nach

dem Deck führenden Treppe, wo der an seiner Uniform kenntliche Kapitän mit der jungen Dame sich unterhielt.

Der alte Herr erkletterte behend die Stiege, warf einen neugierigen Blick auf die sich eben entfernende schöne Fremde und trug dem Schiffsbefehlshaber sein Anliegen vor.

„Wohin wollen Sie fahren, mein Herr?“ erkundigte sich Kapitän Niemann.

„Ich habe Geschäfte in Calais und auch in Cherbourg,“ erwiderte der Kleine in seiner lebhaften Weise.

„Bedaure, ich lege nur in Rotterdam und Cherbourg an.“

Der alte Herr dachte einen Augenblick nach. „Nun — es wird auch so gehen. Haben Sie noch Platz, Herr Kapitän?“

„Mehr als genug. Sie reisen in Geschäften?“

„Nicht eigentlich. Im Grunde sind es reine Privatangelegenheiten.“

„Gut, so machen Sie, bitte, alles übrige mit dem Quartiermeister ab.“

Der Reisende wandte sich mit kurzem Gruße ab,kehrte aber schon nach wenigen Schritten wieder um.

„Sagen Sie, Herr Kapitän, war die junge Dame nicht eine Hamburgerin? Sie kommt mir so bekannt vor.“

„Es ist ein Fräulein Firnau. Weiter weiß ich nichts von ihr.“

„Firnau?“ Der kleine Mann schüttelte den Kopf. „Den Namen kenne ich nicht. Wahrscheinlich eine Ähnlichkeit.“

„Möglich.“

„Sie ist sehr schön.“

„Eine wahre Bierde für mein Schiff,“ stimmte der Kapitän lachend bei. — „Ah, da sind Sie ja, lieber Doktor!“ Mit diesen Worten redete er Burger an,

der die dargebotene Hand lebhaft ergriff und herzlich schüttelte. „Vielen Dank für die Liebenswürdigkeit, mit der Sie auf meinen Wunsch eingingen. Sie haben sich übrigens dadurch selber einen großen Gefallen getan.“

„Wieso, Kapitän?“ fragte Gisbert erstaunt.

Der Kapitän überzeugte sich, daß der alte Herr ihnen nicht mehr zuhörte, und neigte sich dann dicht zu dem Ohr des Arztes. „Ihnen kann ich ja den Grund meiner Eile anvertrauen, bester Doktor. Gestern sind nämlich in der Stadt, wie ich zuverlässig erfahren habe, ein paar Cholerafälle vorgekommen. Noch ist die Tatsache Geheimnis, und die Bakteriologen sind mit der Untersuchung beschäftigt. Erst wenn ihre Erklärung die letzten Zweifel beseitigt hat, ob es sich in der Tat um echte Cholera handelt, wird sich die Behörde zu dem Geständnis entschließen müssen*). Dann ist es nicht nur möglich, daß man die Schiffe im Hafen zurückhält, sondern wir werden auch dort, wo wir hinkommen, als Choleraverdächtig behandelt und müssen eine Menge Widerwärtigkeiten über uns ergehen lassen. Dem allen entziehe ich mich durch die rasche Abfahrt, ganz abgesehen von der Gefahr, die wir alle selber durch längeres Verweilen in der Stadt laufen. Habe ich recht?“

„Vollkommen,“ bestätigte der Arzt bestürzt.

„Die Sache bleibt selbstverständlich unter uns. Weder die Passagiere noch meine Leute brauchen etwas zu wissen. Sie würden sich nur unnötig beunruhigen.“

„Selbstverständlich.“

*) Am 2. August 1892 erfolgte in Hamburg der Ausbruch der furchtbaren Choleraepidemie, während welcher insgesamt 16,956 Personen erkrankten und 8605 starben.

Die Freunde wechselten einen verständnisvollen Händedruck, und Doktor Burger begab sich nachdenklich in seine Kajüte.

2.

Die „Königin Luise“ dampfte eine halbe Stunde später schon die Elbe hinab. Nachdem Gisbert seine Habseligkeiten geordnet, kehrte er auf Deck zurück. Zu seinem Erstaunen fand er die mit ihm angekommene junge Dame auf einer Bank an der Brüstung sitzend, Mantel und Schirm lagen neben ihr, sie hatte offenbar ihre Kajüte noch gar nicht aufgesucht. Nur einen flüchtigen Blick warf sie auf den Arzt, ihre Blicke hefteten sich auf das Land mit einem Ausdruck von Spannung und Unruhe, die sie vergebens zu verbergen strebte. Erst als das Schiff sich immer mehr von der Stadt entfernte, heiterten sich ihre Züge auf. Sie erhob sich plötzlich und wandte sich der nach unten führenden Treppe zu. Neugierig blickte Gisbert ihr nach, wie sie vor seinen Augen immer kleiner wurde, bis schließlich auch der schöne Kopf mit dem glänzenden Haarschmuck, aus welchem die großen funkelnden Perlen des darin versenkten Rammes wie ebensoviele leuchtende Augen hervorblickten, in der Tiefe verschwand.

Burger schüttelte sinnend den Kopf. Als geübter Psychologe glaubte er die Gründe ihres seltsamen Verhaltens zu durchdringen. Eine innere, nur schlecht verhehlte Angst quälte ihr Herz, eine Gefahr drohte ihr, die vom Lande kam, und sie atmete erst auf, als die Möglichkeit, von derselben überrumpelt zu werden, nicht mehr vorhanden war. Befand sich die reizvolle Fremde etwa auf der Flucht? Fürchtete sie Verfolgung? Gab sich vielleicht gar das Bewußtsein einer Schuld in ihrer Besorgnis kund?

Mit einer starken Beimischung von Unbehagen wies der junge Arzt einen solchen Gedanken von sich ab. Wir mögen uns nie gern Schönheit ohne Tugend vorstellen, besonders, wenn unsere Empfindungen bereits beginnen, über das Maß einer bloßen kalten Bewunderung hinauszugehen. Und das war bei Doktor Burger, ohne daß er sich dessen bewußt wurde, der Fall. Die schöne junge Dame erregte sein Interesse in hohem Grade.

Sie kann gewiß nichts Böses auf dem Gewissen haben, sagte er sich. Vielleicht ist ihr ein großes Unrecht geschehen, dem sie sich zu entziehen versucht. Es gibt ja auch eine verfolgte Unschuld. Ja — ja, so wird es sein, denn ihr Blick ist zu rein für eine belastete Seele, und ihre Scheu beweist gerade die Aufrichtigkeit und Naivität ihres Herzens, da sie ihre Angst offen zur Schau trägt, während eine Verbrecherin Harmlosigkeit und Sicherheit heucheln würde.

Er trat an den Kapitän heran. „Kapitän, wer ist die junge Dame?“

„Also auch Sie?“ scherzte Kapitän Niemann. „Sie werden ja rot wie ein Gymnasiast, lieber Doktor! Ei, ei! — Leider kann ich Ihrer Wißbegierde nicht dienen. Sie hat sich als Agnes Firnau in die Liste eintragen lassen, damit ist meine Wissenschaft schon zu Ende.“

„So ist sie unverheiratet? Bei ihrer Schönheit —“

„Erscheint Ihnen das sonderbar? Mir auch. Nun, vielleicht ist sie arm, oder ihr nicht jeder recht — manche unserer Schönen sind sehr wählerisch, Doktor, und warten so lange auf immer Besseres, bis überhaupt nichts mehr kommt.“

„Wohin reist sie?“

„Nach Liverpool. Sie hat sich erst gestern früh bei mir gemeldet.“

„Vielleicht ist Firnau nur ein angenommener Name?“

Der Kapitän zuckte lächelnd die Achseln. „Möglich — aber warum soll es so sein? Jedenfalls trägt sie weder einen Verlobungs- noch einen Ehering, das hab' ich gestern früh schon gesehen.“

Über diese Mitteilung empfand Gisbert eine ihm selbst unangenehme Genugtuung. Bisher hatte er stets getreulich den Grundsatz befolgt, sich um Dinge, die ihn nichts angingen, auch keine Gedanken zu machen. Er trug ein hohes Ideal in sich, dem er nachstrebte, und setzte seinen Stolz darein, sich freizuhalten von den müßigen Instinkten des Durchschnittsmenschen, unter denen er die Neugier an die oberste Stelle setzte.

Halb ungehalten über sich selber wandte er daher seine Aufmerksamkeit seinen übrigen Reisegefährten zu, um zu erfahren, ob sich unter ihnen nicht Personen befanden, würdiger, sein Interesse zu fesseln, als eine Erscheinung, die vorderhand nur durch äußere Reize auf ihn wirkte.

Doch bald überzeugte er sich, daß die geistige Ausbeute der Passagierliste nur eine dürftige war. Außer dem alten Herrn, der sich noch im letzten Augenblicke eingefunden hatte, kam für ihn nur noch ein jüngerer Rechtsanwalt aus Berlin, Doktor Amarell, und ein Kaufmann aus Frankfurt mit seiner Frau und Tochter in Frage. Die wenigen übrigen Mitreisenden setzten sich aus zwei kinderreichen englischen Familien zusammen, die nach ihrem Vaterlande zurückkehrten, und deren steif-ablehnendes Benehmen Gisbert veranlaßte, sie aus seinem Reiseprogramm gänzlich auszuschneiden.

Mit Doktor Amarell machte er sich schnell bekannt; er fand in ihm einen ebenso human denkenden als scharfsinnigen Juristen, der seine Ferien benützte, um

einen früheren Studiengenossen im Lande Albion aufzusuchen. Er war von stattlicher Größe und schlanker Figur, das hagere Gesicht konnte nicht besonders hübsch genannt werden, aber die dunklen Augen wirkten bestrickend, denn in ihnen vereinigten ein lebhaftes Temperament und ein außerordentlich scharfer Verstand ihre Kraft zu einem Ausdruck machtvoller Überlegenheit, der die harmonischen Linien männlicher Schönheit wohl ersehen konnte.

Der kleine alte Herr, ein Rentier Gelbke aus Hamburg, zeigte sich als ein sehr bewegliches, freundliches Männchen. Wenn man ihn anschaute, lächelte er entgegenkommend, er empfand offenbar ein starkes Bedürfnis nach Unterhaltung, sprach bald diesen, bald jenen an, sogar mit der jungen Dame suchte er anzuknüpfen, erhielt aber nur zurückhaltende, einsilbige Antworten. Auch schien er ein großer Kinderfreund zu sein, denn er machte sich an die Kinder der englischen Familie heran, die sich jedoch ziemlich scheu zurückzogen.

Agnes Firnau ließ sich nur wenig sehen, nur während des Essens wechselte Gisbert ein paar höfliche Worte mit ihr, da beide Tischnachbarn waren.

So verging der größte Teil des Tages, das Schiff befand sich bereits draußen auf hoher See, und der Doktor atmete mit Wohlbehagen die kühle Brise, welche von der unendlichen Wasserfläche zu ihnen herüberwehte, als plötzlich der Kapitän ihn beim Arme ergriff und beiseite nahm.

Die besorgte, fast finstere Miene des Seemanns veranlaßte den jungen Arzt zu der Frage, ob etwa Sturm im Anzuge sei.

Niemann schüttelte den Kopf. „Was wäre das weiter!“ brummte er. „Aus ein bißchen Sturm mache ich mir nichts. Aber es ist etwas weit Schlimmeres,

Doktor," setzte er mit leiser Stimme hinzu. „Der Rechtsanwalt Amarell ist plötzlich in seiner Kabine erkrankt.“

„Amarell? Ich habe ja noch vor einer halben Stunde mit ihm gesprochen —“

„Es ist ganz jäh über ihn gekommen. Er fühlte sich unwohl und zog sich in seine Kabine zurück. Vorhin kam der Steward zu mir und bat mich, ich möchte doch gleich einmal zu ihm gehen. Da finde ich den Unglücklichen sich auf seinem Lager in gräßlichen Schmerzen windend. Sehen Sie doch einmal nach ihm, Doktor. Es ist ein wahres Glück, daß Sie an Bord sind, denn ich fürchte“ — hier dämpfte er die Stimme noch mehr — „es ist ein Choleraanfall.“

Beide begaben sich so eilig, als es ohne Aufsehen geschehen konnte, nach der Kajüte des Erkrankten.

Der vor kurzem noch vollkommen gesunde Passagier lag schmerzlich stöhnend in seinem Bett, er war blaß wie eine Leiche, seine Augen hatten einen starren, gläsernen Ausdruck.

„Das ist allerdings keine Seekrankheit,“ erklärte Burger bestürzt, trat hastig an das Bett, befühlte die Stirn des Kranken, belauschte den Puls, dann fragte er den Rechtsanwalt nach dem Sitz und der Art seiner Schmerzen.

Der Patient konnte nur mit Mühe antworten.

„Wenn es richtig ist, was Sie mir bei meiner Ankunft sagten,“ raunte der Doktor seinem Begleiter zu, „so ist die von Ihnen befürchtete Möglichkeit allerdings nicht ausgeschlossen. Die Symptome sprechen nicht dagegen. Leider kann ich keine bakteriologische Untersuchung vornehmen, denn mir fehlen dazu alle nötigen Apparate und Instrumente. — Wie lange haben Sie sich in Hamburg aufgehalten?“ wandte er sich nochmals an den Kranken.

„Vier Tage nur,“ stöhnte der Rechtsanwalt.

„Das genügt,“ flüsterte der Doktor bedeutsam. „Bringen Sie mir sofort die Schiffsapotheke, Kapitän — und behandeln wir die Angelegenheit vorläufig geheim. Es wäre töricht, die Passagiere in Aufregung zu versetzen, solange noch Hoffnung vorhanden ist, daß wir uns täuschen.“

Der Steward klopfte in diesem Augenblicke an die Tür, der Arzt öffnete rasch und vertrat dem Eintretenden den Weg.

„Was wollen Sie?“ fragte er.

„Ich bringe den Grog, den —“

„Geben Sie her. Der Kranke darf unter keinen Umständen gestört werden.“

Er nahm dem Manne das heiße Getränk aus der Hand und schloß die Tür wieder zu.

„Lassen Sie niemand mehr von dem Schiffspersonal herein,“ bedeutete er den Kapitän. „Falls unser Verdacht begründet ist, müssen wir alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln anwenden, um eine Weiterverbreitung zu verhindern. Vorläufig genüge ich allein — es ist besser, auch Sie meiden diesen Ort, Kapitän.“

„Sie haben recht,“ seufzte Niemann. „Mein Gott, das ist ein schreckliches Unglück! Und das muß über mich kommen trotz aller Vorsicht!“

Er entfernte sich niedergeschlagen. Doktor Burger aber blieb bei dem jungen Anwalt zurück und machte auch, als der Kapitän die Apotheke brachte, die Tür nur so weit auf, als nötig war, den Kasten hindurchzuschieben.

Zwei Stunden verflossen dem Kapitän in tödlichster Qual. Da erschien plötzlich der Arzt auf Deck und trat an ihn heran.

„Wie steht es, Doktor?“

„Schlecht,“ erwiderte dieser halblaut. „Wir haben es zweifellos mit einem Cholerafall zu tun.“

„Die Passagiere haben bereits Verdacht geschöpft, der Steward muß etwas gemerkt haben. Alles ist in Aufregung und Angst und bestürmt mich mit Fragen.“

„Es wird auch nichts helfen, die Tatsache länger zu verheimlichen — schon der Vorbeugungsmittel halber, die wir zum Schutz der übrigen anwenden müssen. Was mich aber herführt, Kapitän — ich brauche unbedingt jemand, der mich in der Pflege des Kranken während der Nacht unterstützt. Es ist da vielerlei zu tun, wozu zwei Hände nicht ausreichen.“

„Soll ich Ihnen den Steward —“

„Am besten niemand vom Personal,“ wehrte Eisbert ab. „Ganz abgesehen davon, daß die Matrosen und Schiffsleute sich nicht besonders zu Krankenpflegern eignen, hängt auch unser aller Heil und Sicherheit davon ab, daß die Schiffsbedienung gesund bleibt.“

„Sonst habe ich aber niemand zur Verfügung.“

„Sollte nicht einer der Passagiere so viel Mut und Herz besitzen?“

„Versuchen Sie es. Es ist ohnehin besser, Sie sprechen mit den Leuten. Vielleicht gelingt es Ihnen, die ängstlichen Seelen zu beruhigen. Ob Sie freilich mit Ihrer Werbung Glück haben —“

„Lassen Sie die Passagiere zusammenberufen. Ich kann mich nicht lange aufhalten. Der Kranke bedarf meiner zu notwendig.“

Wenige Minuten später hatten sich sämtliche erwachsenen Reisenden auf dem Promenadendeck versammelt. Verstörte Mienen, ängstliche Fragen begrüßten den Arzt, der sich von seinen Fahrtgenossen in angemessener Entfernung hielt.

„Bleiben Sie, wo Sie sind, meine Damen und Herren. Ich habe zwar alle Schutzmaßregeln getroffen, die gegenwärtig zur Verfügung stehen, aber man kann nicht vorsichtig genug sein. Sie wissen ja alle schon, um was es sich handelt —“

„Also doch Cholera an Bord!“ rief erschrocken die Frau des Frankfurter Kaufmanns.

„Cholera — Cholera!“ jammerte die älteste der Engländerinnen.

„Nur kaltes Blut, meine Damen!“ suchte Bürger die Aufgeregten zu beschwichtigen. „Noch ist es nicht erwiesen, ob es sich tatsächlich um echte Cholera handelt. Nur die Möglichkeit liegt vor — jedenfalls ein schwerer Krankheitsfall mit hoher Lebensgefahr für das Opfer verbunden.“ Und in seiner ernstesten, aber gewinnenden Weise belehrte er seine Zuhörer kurz über das Vorgefallene und die Gründe, die für und wider sprachen, er ermahnte sie zur Besonnenheit und erteilte ihnen Ratschläge über ihr Verhalten. Zuletzt rückte er auch mit seiner Aufforderung heraus — nach dem, was er bereits vernommen, freilich mit wenig Hoffnung auf Erfolg.

„Ich bin Mutter,“ erklärte die ältere Engländerin hastig. „Um meiner Kinder willen darf ich mich nicht einer Ansteckung aussetzen.“

„Ich auch,“ ließ sich gleich einem Echo die jüngere vernehmen.

Lautloses Schweigen folgte.

„Es muß jemand sein, der allein steht,“ bemerkte endlich der Kaufmann mit aschfahlem Gesicht. „Wer Familie hat —“

Gisbert warf einen forschenden Blick auf den kleinen alten Herrn, im Zweifel, ob er vielleicht an dessen Heroismus appellieren sollte. Der alte Mann besaß

aber wohl kaum noch die nötige Nervenkraft zur Ausübung einer so anstrengenden Pflicht.

„Ich bin bereit,“ ertönte da eine sanfte, doch entschiedene Stimme aus der Mitte der Versammlung. Agnes Firnau trat vor und stellte sich ruhig neben den Doktor hin.

Mit freudiger Bewunderung blickte er das mutvolle Mädchen an. „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein,“ sagte er. „Sie haben aber doch Ihren Schritt in voller Klarheit über keine etwaigen Folgen gefaßt?“

„Gewiß, Herr Doktor.“

„Und alle Rücksichten, die Sie etwa zu nehmen haben, bedacht? Ihre Angehörigen, Eltern —“

Ein trübes Lächeln überflog die anmutigen Züge. „Mein Entschluß ist gefaßt. Ich weiß, was ich tue, und bin mir meiner Verantwortlichkeit gegen mich selbst und andere bewußt.“

„So bitte ich Sie, die schlechtesten Kleider anzulegen, über die Sie verfügen, und sich dann nach der Kajüte des Kranken zu bemühen. — Fürchten Sie nichts,“ setzte er hinzu, „die Mutigen sind stets am sichersten vor Ansteckung!“

Eilig kehrte er zu seinem Patienten zurück.

3.

Schon eine Viertelstunde später stellte sich Agnes Firnau dem Arzte zur Verfügung. Obwohl etwas bleich, war sie ruhig und entschlossen. Sie trug ein einfaches graues Kleid mit einer ihren Körper vollständig umschließenden Schürze.

„Hier bin ich, Herr Doktor,“ sagte sie einfach.

„Danke. Wollen Sie so gut sein, vor allem einmal einige Tassen von dem Tee zuzubereiten, den ich dort auf das Tischchen hingelegt habe — auf dem kleinen

Spirituskocher dort. Und dann machen Sie mir Wasser zu heißen Umschlägen.“

Agnes Firnau ging frisch ans Werk. Der Kranke litt schwer, und mehrere Stunden hatten beide vollauf zu tun, ihm Linderung und Beruhigung zu verschaffen. Es waren aufregende Stunden, in denen sie sich in treuer Gemeinschaft abmühten. Sie fanden keine Zeit, andere Worte zu tauschen, als die sich auf ihre Tätigkeit und den Zustand des Leidenden bezogen. Endlich fiel dieser in heftigen Schweiß und damit in einen festen, ruhigen Schlaf.

„Gott sei Dank!“ murmelte Doktor Burger, sich die schweißbedeckte Stirn abwischend.

„Ist das nicht ein ungünstiges Zeichen, Herr Doktor? Wird er überhaupt aus diesem Schlaf je wieder erwachen?“

„Gewiß, mein Fräulein. Aber wahrscheinlich genesen,“ versetzte Gisbert mit befriedigtem Lächeln. „Und was die Hauptsache ist: ich habe jetzt die feste Überzeugung gewonnen, daß ein Cholerafall überhaupt nicht vorliegt. Es ist ein schwerer Kolikanfall oder vielleicht eine Art Vergiftung.“

„Wo sollte die aber herkommen?“

„Wer weiß. Ich habe beobachtet, daß Doktor Amarell der einzige war, der heute mittag ziemlich viel von den Schnittbohnen genoß. Den Koch trifft übrigens keine Schuld, denn die Bohnen können scheinbar ganz frisch und gut gewesen sein. Irgend ein Oxidationsprozeß kann vorgekommen sein.“

„Die Wahrscheinlichkeit sprach wohl auch von vornherein gegen die Annahme von Cholera.“

„Die Ähnlichkeit der Symptome ließ es indessen notwendig erscheinen, bei der großen Gefährlichkeit der Krankheit die äußersten Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen.“

Jetzt aber bin ich mir völlig klar. Ich eile, die Passagiere zu beruhigen. Sie werden meine Nachricht freudig willkommen heißen, so spät sie auch gebracht wird," setzte er mit einem lächelnden Blick auf seine Uhr hinzu. „Es ist fast elf Uhr, Fräulein Firnau. Auch Sie darf ich jetzt mit herzlichem Dank entlassen. Genießen Sie die wohlverdiente Ruhe. Ihr edler Mut erscheint darum nicht geringer, weil sich nun dies erfreuliche Ergebnis herausgestellt hat. Sie widmeten Ihre Dienste im Bewußtsein hoher eigener Gefahr.“

Agnes nahm die Anerkennung ohne Stolz, aber auch ohne falsche Bescheidenheit entgegen. Schweigend empfing sie den warmen Händedruck des Arztes und erklärte ihre Bereitwilligkeit, noch einige Stunden bei dem Kranken zu wachen, damit Burger, der sich bis zur Erschöpfung aufgeopfert, einige Zeit der Ruhe pflegen könne.

Gisbert lehnte dies Anerbieten dankbar, aber entschieden ab. So wartete die junge Dame nur noch, bis er seine freudige Nachricht den übrigen Reisenden überbracht hatte. Sobald er wieder in die Kajüte getreten war, zog sie sich in ihre Kabine zurück. —

Doktor Burger kam am anderen Morgen erst spät zum Vorschein, denn er holte in den Morgenstunden nach, was er in der Nacht an Schlaf eingebüßt.

Kapitän Niemann hatte ihn längst schmerzlich erwartet. „Also alles in Ordnung, Doktor?“

„Alles, Kapitän.“

Sie schüttelten einander die Hände.

„Der Herr ist völlig wieder auf dem Damme?“

„Nur noch ein wenig erschöpft. Ich denke, Nachmittags haben wir ihn oben auf Deck.“

„Famos — wirklich famos! Es ist also jede Möglichkeit ausgeschlossen, daß es Cholera —“

„Jede, Kapitän. Der weitere Verlauf läßt darüber keinen Zweifel.“

„Wie tapfer von dem Fräulein, ihr Leben für einen Fremden zu wagen! Sie hat Ihnen also redlich beigestanden?“

„Ohne ihre Mithilfe wäre ich nicht fertig geworden. Der Anwalt schwebte zeitweise in höchster Lebensgefahr.“

„Brav, wirklich brav! Wollen wir einen Grog trinken, Doktor?“

„Danke, Kapitän —“

„Aus lauter Entzücken, Doktor! Der glückliche Ausgang bewahrt mich vor einer Unmenge Widerwärtigkeiten. Ich hätte zunächst in Rotterdam gar nicht anlegen können.“

Er ging zur Kommandobrücke, indes Doktor Burger auf Agnes Firnau zuschritt, die nicht weitab auf einem Stuhle saß und sinnend auf die See hinaus sah. Gisbert grüßte sie höflich. Sie schaute auf, und er blickte in ein Paar träumerisch gedankenvolle Augen, deren Sehkraft nach innen gerichtet schien, so daß die junge Dame ihn im ersten Moment nicht einmal erkannte.

„Ah — Sie sind es, Herr Doktor!“ sagte sie dann leise, und der Ausdruck des Bewußtseins der Gegenwart und Umgebung kehrte auf ihr Gesicht zurück. „Haben Sie sich wieder erholt? Und wie geht es unserem Patienten?“

„Beide Fragen kann ich zu Ihrer vollsten Zufriedenheit beantworten. Doktor Amarell wird Ihnen heute noch persönlich seinen Dank abstatten — vorausgesetzt, daß Sie Nachmittags noch anwesend sind und nicht etwa —“

Ein flüchtiges Lächeln erschien auf ihren Lippen. „Wo sollte ich sonst sein, Herr Doktor?“

„Wir treffen Mittags wahrscheinlich schon in Rotterdam ein. Es wäre doch möglich, daß Sie das Schiff dort verließen.“

„Nein.“

„Um so besser, so bleiben wir also noch länger zusammen. Es ist erfreulich, eine so tapfere Reisegefährtin zu haben. Vielleicht genieße ich gar Ihre Gesellschaft bis ans Ziel unserer Fahrt?“

Sie nickte leicht.

„Sie wollen doch nicht auf immer dem Vaterlande den Rücken wenden?“

„Warum nicht? Wenn es mir in England gefällt — vielleicht reise ich auch noch weiter.“

Wie geheimnisvoll das klang! Aber eine Flüchtige wäre nicht so offen gewesen. Oder galt ihre Reise dem Zwecke ihrer Vermählung? Ihre Worte widersprachen dieser Vermutung nicht.

„Ich hänge treuer an der Heimat,“ bemerkte der Doktor, in der Hoffnung, mehr aus ihr herauszulocken. „Ich begeben mich nur nach Liverpool, um den Sohn eines Lords in dortiger Gegend abzuholen, der meiner Obhut anvertraut werden soll.“

„Ihrer Obhut? Sie sind doch Arzt? Handelt es sich um ein krankes Kind?“

„Ja und nein. Außerlich betrachtet, ist der Knabe, wie man mir schrieb, kräftig und groß. Aber die Entwicklung seines Geistes hat nicht Schritt gehalten mit der des Körpers.“

„Er ist nicht ganz normal?“

„Ja.“

Warum klang auf einmal aus ihrer Frage ein weit regeres Interesse, als sie bis jetzt gezeigt? Ihre bisher monotone Stimme tönte belebter an sein Ohr, ihre Augen richteten sich mit einem Ausdruck, in dem

halb Erstaunen, halb Frage sich bemerkbar machte, auf ihn.

„So sind Sie wohl der Doktor Burger, der vor kurzem in der Nähe von Berlin ein Erziehungsheim für geistig zurückgebliebene Kinder eröffnet hat?“

„Ganz recht. Haben Sie meine Ankündigungen gelesen?“

„Jawohl, und mit großem Interesse. Diese armen Wesen haben mir stets leid getan. Haben Sie bereits Pfleglinge zugewiesen erhalten?“

„Schon ziemlich viele, gnädiges Fräulein — darunter mehrere Ausländer. Und jetzt soll ich in England das Söhnchen eines Lords persönlich in Empfang nehmen.“

Agnes Firnau spielte sinnend mit einem auf ihrer Brust herabhängenden goldenen Kreuzchen. „Und glauben Sie, günstige Erfolge bei Ihren Pfleglingen erzielen zu können, Herr Doktor? Ist es möglich, den armen Kleinen ein Maß von Kenntnissen beizubringen, das sie in den Stand setzt, einmal eine wenn auch noch so bescheidene Stellung auszufüllen und nicht als ganz überflüssige oder sogar lästige Menschen durch das Leben zu gehen? Oder dient Ihr Institut mehr den Eltern als den Kindern, indem es diesen die Möglichkeit gewährt, sich der zeitraubenden Pflege derselben zu begeben oder die Unglücklichen, deren sie sich vielleicht schämen, aus ihrer Umgebung loszuwerden?“

Gisbert schüttelte den Kopf. „Möglich, Fräulein Firnau, daß auch letzteres für manche Eltern der Beweggrund der Entfernung solcher Kinder ist. Es gibt leider Mütter genug, die schon für normale Kinder die nötige Zeit nicht übrig zu haben glauben; Gesellschafts- und Repräsentationspflichten dünken ihnen wichtiger als die Obliegenheiten der Hausfrau und

Mutter. Zumeist ist es aber doch die Liebe und Sorge der Eltern, die unsere Hilfe beansprucht. Das elterliche Haus bietet für die Minderwertigen nicht immer den geeigneten Aufenthalt, auch erfordert der Umgang mit ihnen eine weit eingehendere Kenntniss der Natur ihres Gebrechens, als der Laie solche besitzt, und der beste Wille kann hier nicht helfen. Wenn nun auch der Erfolg die Erwartungen der Angehörigen nicht in allen Fällen befriedigt, so hoffe ich doch, es soll mir gelingen, eine ganze Anzahl meiner Zöglinge den schrecklichen Folgen dauernden geistigen Siechtums zu entreißen, ihren schwachen Geist zu öffnen für die Interessen des Lebens, ihn zu befruchten mit der Fähigkeit, wenn nicht einen Erwerb zu erlangen, so doch eine leichte, nutzbringende Tätigkeit auszuüben. Kann ich das, so ist für die Armen schon unendlich viel gewonnen.“

„Wahrhaftig, ein edler, herrlicher Beruf,“ rief Agnes begeistert, „namentlich wenn er aus Menschenliebe ergriffen wird! Nur eines erscheint mir beklagenswert: es sind zunächst nur die Kinder wohlhabender Eltern, denen die Wohltaten Ihrer Anstalt zu teil werden — wer hilft den Kindern der Unbemittelten und Armen, welche die Kosten für die Verpflegung ihrer Sprößlinge nicht aufzubringen vermögen?“

Der Arzt ließ einen leisen Seufzer vernehmen. „Das ist freilich noch eine Frage, deren Lösung in der Hauptsache der Zukunft vorbehalten bleiben muß, Fräulein Firnau. Ich bin kein vermögender Mann, und wenn ich dann und wann auch eines jener Kinder unter Verzicht auf klingende Entschädigung in mein Erziehungsheim aufnehme, so habe ich alles getan, was gegenwärtig in meiner Macht steht. Hier muß in erster Linie der Staat eingreifen, und er hat es,

wenn auch in noch unzureichendem Maße, schon getan. Freilich wird er der Frage noch ganz andere Teilnahme zuwenden müssen, wenn die schwierige Aufgabe auch nur annähernd gelöst werden soll. Unsere Anstalten jedoch, wenn auch jetzt hauptsächlich für die Wohlhabenden geschaffen, erfüllen trotzdem einen segensreichen Zweck: sie ermöglichen das eingehende Studium der ganzen Angelegenheit und helfen so die Mittel und Wege finden, welche der Staat gehen muß, wenn er seiner Pflicht gegen die zahlreichen Minderwertigen gerecht werden will.“

Ihr Gespräch wurde unterbrochen durch das unerwartete Hinzutreten des Rechtsanwalts Amarell. Mit freundlichem Lächeln trat er sogleich auf die beiden zu und drückte ihnen mit warmen Dankesworten die Hand.

„Alles recht gut, Herr Doktor,“ bedeutete ihn Gisbert, „aber Ihr Erscheinen an Deck ist ein wenig verfrüht, ich habe Sie nicht vor dem Spätnachmittag erwartet.“

„Ich fühle mich frisch wie ein Fisch im Wasser,“ entgegnete der Rechtsanwalt. „Wozu soll ich bei dem schönen Wetter die Kajüte bewachen? Ich habe sogar schon wieder gegessen, Herr Doktor, und — nicht zu wenig. Der Anfall ist vollständig überwunden.“

Die drei blieben beieinander stehen, bis die Schiffsglocke zum Essen läutete. Als sich Doktor Burger bei dem Vernehmen des Signals hastig herumwandte, erblickte er den kleinen alten Herrn mit dem grauen Vollbart, der in ihrer nächsten Nähe auf einem Stuhle saß und mit gespanntem Ausdruck zu ihnen herübersah.

„Es scheint, wir haben einen Zuhörer gehabt, ohne es zu wissen,“ flüsterte der Arzt dem Rechtsanwalt zu. „Das Fräulein scheint es dem Graukopf angetan zu

haben. Ich habe bemerkt, daß er sie betrachtet, wo er nur kann.“

Amarell lachte. „Das Alter pflegt die Freude an der Schönheit nicht zu vermindern,“ erwiderte er gutgelaunt. „Lassen Sie ihm doch sein Vergnügen.“

Während des Essens erreichte man den Hafen von Rotterdam. Früher, als es sonst seine Gewohnheit war, erhob sich Kapitän Niemann und eilte auf Deck, die Frage eines der Engländer, wie lange der Aufenthalt dauern würde, dahin beantwortend, er hoffe in wenigen Stunden wieder in See zu gehen.

„Wir haben nur Fracht auszuladen, dann sind unsere Geschäfte hier beendet,“ erklärte er und eilte hinaus.

Gleich nach ihm stand auch Agnes auf, ihm zu folgen. Es geschah in demselben Augenblicke, als der Arzt ihr die Kompottschüssel mit den Worten überreichte: „Kompott gefällig, Fräulein Firnau?“

„Danke — ich — ich mache mir nichts daraus.“

„Sie wollen wohl das Schiff anlegen sehen?“

„Jawohl — es muß recht interessant sein.“

Gisbert war weniger wißbegierig, er zog ein Schläfchen nach dem Essen vor.

Erst Nachmittags erschien er auf Deck. Agnes stand auf der dem Hafen zugewendeten Seite des Schiffs, scheinbar völlig unbewegt und ruhig, während doch das Flackern der Augen die äußere Bewegungslosigkeit Lügen strafte. Sie schien auch nicht aufgelegt, mit dem jungen Arzt zu sprechen, denn sie beachtete ihn nicht, und er wollte sie nicht stören. In ihrem gespannten Blick verbarg sich offenbar ein Geheimnis — und merkwürdigerweise beunruhigte das den Doktor mehr, als die Umstände eigentlich rechtfertigten.

Nur an Kapitän Niemann, der eben vorbeiging,

richtete sie einige Worte. „Warten wir noch lange, Herr Kapitän?“

„Nein, Fräulein Firnau, es geht sogleich weiter.“

Schweigend verließ sie ihren Platz und begab sich in die Kajüte hinab, gerade wie am Morgen vorher bei der Abfahrt von Hamburg. Ob indes auch diesmal mit heller gewordener Miene, vermochte Gisbert nicht zu unterscheiden, da sie geflissentlich ihr Gesicht von ihm abwandte.

Erst zwei Stunden später sah er sie wieder — unten im Salon, wo sie in einem illustrierten Journal blätterte.

Bei seinem Eintritt erhob sie den Blick.

„Sind wir schon aus dem Hafen?“ fragte sie gedämpft.

„Schon über eine Stunde, Fräulein Firnau. Ubrigens — wir haben Zuwachs erhalten.“

„Zuwachs?“

„An Passagieren, meine ich.“

„Es ist doch niemand mehr eingestiegen! Ich war ja bis zuletzt oben!“ forschte sie mit etwas erhobener Stimme, und die frühere Unruhe spielte um die befreudet zu ihm aufsehenden Augen.

„Sie trafen erst in letzter Minute ein. Eine alte Frau mit einem kleinen Knaben.“

„Mit einem Knaben?“

„Ja — und zwar einem, der meine besondere Aufmerksamkeit erregt. Er hätte nämlich auch die Erziehung in meiner Anstalt nötig.“

„So?“

„Die Frau ist nicht einmal seine Mutter. Er ist ihr zur Pflege anvertraut, und sie behält ihn aus Barmherzigkeit.“

Agnes drehte ein Blatt um. „Ich liebe die Kinder sehr,“ warf sie mit einem müden Lächeln hin. „Ich

will mir den Kleinen einmal ansehen, sei es auch nur, um die Langweile der Fahrt zu unterbrechen.“

Sie legte ihr Journal weg und ging hinauf.

4.

Die alte Frau war eben mit ihrem Pflegling wieder aus der ihr eingeräumten Kabine auf das Promenadendeck zurückgekehrt. Sie war einfach, aber anständig gekleidet, ebenso der Knabe.

Agnes näherte sich der alten Frau mit freundlichem Blick und liebevollem Lächeln. „Ist das das arme Kind?“ sprach sie in mitleidvollem Tone, die Wangen des Kleinen tätschelnd.

Doktor Burger war ihr gefolgt und stellte sich neben sie. „Das ist der Knabe,“ sagte er an Stelle der Pflegerin, die gerade von dem Rentier Gelbke, dem kleinen grauen Herrn, angesprochen wurde.

„Wie bleich er aussieht! — Wie alt ist denn der Kleine, liebe Frau?“ fragte Agnes weiter.

„Fünf Jahre.“

„Er sieht viel jünger aus, man könnte ihn erst für drei halten. Wie heißt er denn?“

„Walter Fredeling.“

Agnes nahm ein Stück Zucker aus der Tasche und zeigte es ihm. „Komm her, Walterchen — sieh, was ich habe!“

Der Kleine hatte bisher starr vor sich hingeblickt. Die fremde Umgebung, die fremden Menschen und Stimmen hätten ein geistig normales Kind entweder geängstigt oder angeregt, aber er schien dafür weder Auge noch Ohr zu haben. Als das sanfte, wohlklingende Organ der jungen Dame zu ihm drang, hob er nun doch den Blick zu ihr auf, und ein Schimmer von Freude huschte über das blasse Gesicht.

„Mama!“ rief er, die Arme ausstreckend.

Agnes errötete bis in die Stirn. Die alte Frau lachte laut und gab dem Kleinen einen zärtlichen Klaps auf die Wange.

„Walterchen — das ist doch nicht deine Mama! — Entschuldigen Sie nur, Fräulein, er glaubt jedesmal seine Mutter zu sehen, wenn er eine hübsch angezogene Dame erblickt.“

„Vielleicht sehe ich seiner Mutter ähnlich,“ bemerkte Agnes verlegen.

„Gott bewahre, Fräulein. Die ist wenigstens zehn Jahre älter. Er hat das heute schon bei mehreren Frauen so gemacht, die sich mit ihm abgegeben haben.“

„Sogar geistig völlig gesunde Kinder reden manchmal fremde Personen mit Papa oder Mama an,“ mischte sich hier Rentier Selbst ein, indem er dem Knaben teilnahmvoll über das Haar strich.

„Sehr richtig,“ bestätigte Gisbert.

Agnes Firnau setzte sich neben die alte Frau und zog das Kind auf ihren Schoß. „Komm her, mein armes Herzchen, sag du nur immer Mama zu mir!“ plauderte sie liebevoll zu dem Knaben. — „Sie sind also nicht seine Mutter?“ wandte sie sich zu der Frau.

„Nein, Fräulein. Ich heiße Haynau. Mein Mann ist Steuermann und seit einiger Zeit auf einem englischen Schiffe beschäftigt. Deshalb ist er nach Liverpool gezogen. Ich will jetzt zu ihm, mich wieder mit ihm zu vereinigen.“

„Sie kamen in Rotterdam aufs Schiff?“

„Dort sollte ich ihn treffen und mit ihm zusammen auf seinem Schiffe nach England fahren. Leider verspätete ich mich einige Tage. — Daran bist du schuld, Jüngelchen,“ redete sie den Kleinen an, ihn zärtlich am Ohre zupfend. — „Walterchen war nämlich

krank, und ich konnte nicht fort. Als ich endlich ankam, fand ich sein Schiff nicht mehr vor. Sein Kapitän mußte fort, und er hinterließ mir die Botschaft, ich sollte mit der ersten Gelegenheit nach Liverpool nachkommen.“

„Leben die Eltern des Kindes noch?“ erkundigte sich der alte Rentier.

„Zur Hälfte, bester Herr. Der Vater ist schon vor mehreren Jahren gestorben, die Mutter ist wieder in Stellung gegangen. Was sollte sie mit dem Kleinen anfangen? Sie gab ihn mir in Pflege, aber sie erübrigt so wenig, daß ich nicht viel davon habe. Immerhin — ich bin nun an das Kind gewöhnt, und nur wenn sich jemand findet, sich seiner anzunehmen, der ihm bessere Pflege und Erziehung gewähren kann, als ich —“

„In diesem Falle würden Sie es von sich lassen?“ fragte Agnes.

„Gewiß, Fräulein. Das wäre doch meine Pflicht und Schuldigkeit.“

„Aber die Mutter —“

„O, die würde froh sein, der Sorge ledig zu werden. Es ist eine gewissenlose Person.“

„Eine gewissenlose Person?“ rief die junge Dame entrüstet.

„Ja, Fräulein, deshalb hab' ich mich auch entschlossen, das Bübchen mit mir zu nehmen. Mein Mann hat ihn auch gern — schade, daß er so zurückbleibt! Aber ich hoffe, es soll sich noch bessern mit ihm.“

„Vielleicht hat es ihm auch an kräftiger Kost gemangelt?“ warf Burger ein.

„Was denken Sie? Wir haben alles getan, was wir konnten. Nein, daran liegt's nicht. Sein Vater —“

„Da hab' ich noch ein Stückchen Kuchen von Mittag,“

unterbrach sie Agnes. — „Selt, Walterchen, das schmeckt?“

„Schmeckt!“ wiederholte der Knabe vergnügt.

„Bin ich deine Mama, wenn ich dir Kuchen gebe?“

„Mama — Mama!“ jauchzte er.

Aber selbst sein Jubel forderte das Erbarmen heraus, denn in dem Lachen trat sein geistiger Mangel noch mehr hervor als in allen bisherigen Gefühlsäußerungen.

„Armes, unglückliches Kind!“ seufzte Agnes, und Burger bemerkte eine Träne in ihren Augen.

„O, Herr Doktor,“ sagte sie bald darauf zu ihm, „ist es nicht ein jammerwürdiger Anblick?“

„Das ist es,“ entgegnete er ernst.

„Warum muß das nur sein?“

„Fragen wir nicht, denn es ist müßig — bestreben wir uns lieber, das Übel zu bekämpfen, wo wir es finden. Und leider finden wir es überall und in allen Gestalten.“

„Glauben Sie, daß Ihre Behandlung diesem Kleinen etwas helfen würde?“

Gisbert machte eine verneinende Kopfbewegung.

„Nicht?“

„Dem Knaben ist wohl kaum zu helfen, Fräulein Firnau. Offenbar ist er das Opfer des Vererbungsgesetzes. Sein Vater war wahrscheinlich ein Trunkenbold.“

„O dieses schreckliche Vererbungsgesetz!“ rief die junge Dame erschauernd. „Wie brutal, grausam und ungerecht es mir erscheint!“

„Und dabei könnte es ebensogut eine ausschließlich segensreiche Einrichtung bedeuten, wenn die Menschen erst zu jenem Zustand sittlicher Reife gelangt wären, den die edelsten Geister für sie erstreben. Gewiß ist es

hart, daß Unschuldige für die Schuldigen büßen müssen, aber auch diese sind meist wieder unschuldige Opfer — und im Grunde ist eben die Vererbung nicht entbehrlich, oder die ganze Entwicklung hört auf. So stellt sich die Frage wenigstens dar, wenn wir mit den gegebenen Tatsachen rechnen. Und was hülfte uns alles andere? Wir können nicht rechten mit Kräften, über die wir keine Macht haben — die beste Weisheit ist hier geduldige Fügung, und das beste Schutzmittel ernste Mitarbeit an der ethischen und sozialen vervollkommnung.“

Agnes nickte beistimmend. Die sinnende Wehmut verlieh dem süßen Gesicht einen neuen Reiz. Gisbert empfand zum ersten Male, daß sich ihr Bild nicht bloß als Abglanz einer sympathischen Erscheinung in seinem Herzen widerspiegle — nein, es war darin eingegraben mit tieferen Linien. Er fühlte sein Blut stürmisch wogen in ihrer Nähe, und bei der Berührung ihrer Hand verließ ihn die Unbefangenheit seines Wesens.

Weshalb hätte ihn auch sonst, den gegen alle äußeren Dinge so Gleichgültigen, die Erforschung ihres persönlichen Geheimnisses so gereizt? Und er empfand doch eine geradezu peinliche Sorge um ihre Reinheit. Es sollte, es durfte kein Makel an ihr haften, und hundertmal schwor er es sich innerlich zu, daß sie, wenn sie wirklich Menschen zu fürchten habe, nur das Opfer und nicht die Schuldige sein könne.

Empfang er nicht an diesem Tage immer neue Beweise für ihre Herzensgüte und ihren Edelsinn?

Mit zärtlicher Sorgfalt nahm sie sich des Kleinen an. Sie hob ihn von der Pflegerin Arm und trug ihn auf und ab oder ließ ihn auf einem schattigen Plaze auf ihrem Schoße sitzen. Sie besorgte ihm Lederbissen aus der Schiffsküche, suchte ihm immer wieder einige

Worte zu entlocken und ließ sich Mama von ihm nennen. Alle Passagiere zeigten sich voll Teilnahme für den Knaben, aber sie übertrumpfte alle.

Sie und der Rentier Gelbke, der ein großer Kinderfreund zu sein schien.

„Walter, paß einmal auf,“ redete er ihn an, ihm ein Bonbon vorhaltend, und der Kleine paßte natürlich auf und streckte die Hand verlangend nach der wohlbekanntem Süßigkeit aus.

„Ist das Mama?“ fragte der Rentier, lachend auf Agnes deutend, die den Jungen auf dem Schoße hielt.

„Mama,“ wiederholte Walter, und ein Anflug von Lächeln zog über das magere Gesicht.

„Ist ja nicht wahr!“ fuhr der kleine alte Herr mit dem grauen Vollbart belustigt fort. „Das ist ja Mama!“ Er zeigte auf Frau Haynau, die neben Fräulein Firnau saß. „Du kennst ja nicht einmal deine Mutter, mein kleiner Bursche. Nicht wahr, das ist Mama?“

„A—ma,“ preßte Walter in seiner undeutlichen Weise hervor.

„Ama? Mama? Nicht wahr — Mama?“

„Ama.“

Die junge Dame rückte unwillig ein Stück mit dem Knaben hinweg. „Sie quälen das Kind, Herr Gelbke!“

„Meinen Sie?“ Er lachte gemächlich. „Ich denke, es ist ihm gut, wenn man seinen Geist ein bißchen zu wecken sucht. Vermutlich hat man sich zu wenig Mühe mit dem Kerlchen gegeben.“

(Fortsetzung folgt.)





Von Sieben die Häßlichste.

Eine Kleinstadtgeschichte von Adelheid Weber.

Mit Bildern von
Adolf Wald.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Wenn die sieben Töchter des Regierungstats Werder über die Straße gingen, alle, von der Mutter geführt, dicht nebeneinander, sehr sitzsam, ganz gleich gekleidet, dann lachte die ganze kleine ostelbische Kreisstadt; aber sie lachte wohlgefällig, denn die „kleinen Margellen“ waren immer eine hübscher als die andere und dazu lustig, allerliebste geschwätzig, lieblich und drollig wie ein Nest junger Schwalben. Auch so schlank waren sie und so graziös und flink.

Nur eine unter ihnen, die vierte, übertrieb die Eigenschaften der Familie, bis sie zu Fehlern wurden. Sie war nicht nur groß und schlank wie ihre Schwestern, sondern sie wuchs ihnen unaufhaltsam über den Kopf und wurde immer magerer und immer schwärzer. Das feine, gerade Näschen der Schwestern war bei ihr zu einem langen, geraden Gesichtsvorsprung gediehen und ihr Kirschmündchen zu einer Öffnung von beträchtlichem Umfang. Sie war nicht schön, die arme Flora — Flora hieß sie zu allem Unglück auch noch! Denn bekanntlich werden den Kindern die Namen gegeben, ehe sich ihre Eigentümlichkeiten ausgewachsen haben, und selten war ein Name eine so komische Parodie auf seine Trägerin wie der der armen Flora.

Die Damen der Stadt lächelten also, wenn die sieben Schwälbchen an ihnen vorüberflatterten und mitten im Flattern und Zwitschern alle auf einmal zu dem obligatorischen Knicks untertauchten, aber hinter ihnen schüttelten sie die Köpfe, und eine sagte zur anderen: „Sieben Schwestern und der Vater Regierungs-



rat! Es soll zum Mittag für alle zusammen ein Pfund Fleisch auf den Tisch kommen, und von Aussteuer kann doch keine Rede sein! Die also standesgemäß zu versorgen, ist eine Aufgabe für ein Preisrätsel. Daß sie alle so hübsch sind, wird ihnen das Leben nur erschweren. Wer nimmt denn gern eine reizende Erzieherin?“

Dann antwortete jedesmal die zweite Dame: „Na, die arme Flora wenigstens kann sich über Schönheit nicht beklagen.“

„Ja — die Arme! Von Sieben die Häßlichste zu sein, ist wirklich ein Unglück!“

Vorläufig freilich schien die so Beklagte wenig von ihrem Unglück zu spüren; sie war von Natur aus ernster und stiller als ihre Schwestern, aber fröhlich und ganz unbefangen war auch sie. Und wie konnte das anders sein in einem Nest, wo es freilich knappes Futter, aber so viel Zwitschern und Lachen gab und alle Tage neuen „Unsinn“! Denn darin waren die Schwälbchen erfinderisch, und wenn ihre „liebe Lange“ zum Beispiel einen bösen Finger hatte — sie litt öfters an solchen Unannehmlichkeiten — dann machten die anderen aus ihm ein Widelpüppchen mit aufgemalten Augen, Nase und Mund, und über dem Lachen vergaß Flora ihre Schmerzen.

Der Ernst des Lebens trat an die Schwälbchen erst mit dem sechzehnten Lebensjahre heran; denn dann mußte jede von ihnen ins Seminar. Das war nun einmal die Bestimmung der Töchter aus guten Familien in der kleinen Stadt, und die Schwälbchen fanden sich in das Unabänderliche, wenn auch mit einem kleinen Seufzer; das Lernen wurde ihnen — zunächst den drei Ältesten — nicht schwer, und als süße Speise gleich hinter dem Eintritt ins Seminar, dem die Schwälbchen den Spitznamen „Sauerkohl mit Schweinsfüßen, nahrhaft, aber schwer verdaulich“ beigelegt hatten, gab es den Rasinoball, mit dem jede Schwalbe ihren Flug in die Welt begann.

Und dieser Probeflug fiel glänzend aus — für die drei Ältesten. Die Allerälteste, Paula, versprach, eine stolze Schönheit zu werden und war schon in der Knospe so strahlend lieblich, daß die Herren sie sofort zur Ballkönigin kürten, und als nun im Lauf von drei Wintern noch zwei andere ebenso reizende, fröhliche

Schwestern dazu kamen, hätten die Herren am liebsten mit allen dreien zugleich getanzt, so schwer ward ihnen die Wahl unter ihnen. Sie hießen nun die drei Grazien.

Nur Anträge hatten sie nicht. Wie viele ihrer Tänzer kamen denn auch als ernsthafte Bewerber für die sieben Töchter eines Regierungsrats in Betracht, der eben erst „Geheimer“ geworden war? Die Offiziere brauchten Geld, die Assessoren desgleichen, die Kaufleute waren „unter dem Stande“, und die wenigen deutschen Gutsbesitzer in der polnischen Gegend steuerten alle dem Ruin zu, wie sie behaupteten. Aber vorläufig machte die Zukunft den Schwälbchen noch keine Sorge, es war ja noch Frühling.

Das Bild änderte sich, als nun Flora sechzehn Jahre alt wurde. Auch sie trat wie die Schwestern ins Seminar ein, obgleich sie viel lieber der Mutter die Sorge für die Wirtschaft abgenommen hätte, und wenn sie die Nächte lang über den Wissenschaften brütete, die ihr schwer in den Kopf gingen, so trösteten sie die Schwestern mit den zauberischen Freuden des ersten Balles, der nun auch ihr bevorstand, und das blasse Gesicht der armen Langen verklärte sich. Aber die Mutter ängstigte sich heimlich.

Noch vor den Kasinoball fiel das Stiftungsfest des Kriegervereins, dem der Geheimrat, der noch 1870 mitgemacht, als hervorragendes Mitglied angehörte. Während aber sonst die Frauen und Töchter der „höheren Stände“ meist „verhindert“ waren, mit ihren Herren an diesen Festen teilzunehmen, war in diesem Jahre von der Frau Regierungspräsidentin die Parole ausgegeben worden, auch die Frauen müßten dazu helfen, das Deutschtum in diesen vom Polentum bedrängten Provinzen zu stärken, und zu diesem Zwecke müßten die deutschen Frauen aller Stände zusammen-

halten und folglich den Ball des Kriegervereins durch ihre Gegenwart verschönern.

Die Frau Regierungsrätin griff den Wink begierig auf. Wenn ihre Flora bei dieser Gelegenheit ihren Probeflug machte, so fiel in der gemischten und sehr großen Gesellschaft ein etwaiges Fiasko weniger auf, zugleich aber hatte Flora mehr Chance zu tanzen, da die Männer in der Mehrzahl waren und der Patriotismus zum Tanzen anfeuerte. Hatte sie aber erst einmal ihr Debüt mit Ehren bestanden, so würde die Sache schon weitergehen.

So saßen denn alle sieben Schwestern bis in die Nacht hinein auf, um das rosa Seidenfähnchen, das schon Paulas Triumphe gesehen hatte, durch milde Verschleierung mittels Gaze und Spitzen zu einem Wunderwerk von Eleganz für Flora zu machen. Sie versicherten am Ballabend auch so einstimmig und überzeugungsvoll, ihre liebe Lange sei die Schönste von ihnen, daß um Floras Lippen ein schüchternes Lächeln flog, und als sie nun in dem großen Spiegel ihre rosenfarbene, weißüberhauchte Gestalt sah, zauberte der ungewohnte Anblick ihres geschmückten Selbst einen Hauch rosiger Farbe auf ihre blassen Wangen, und sie fand sich heimlich gar nicht so übel. Und auch die Mutter freute sich an dem Kinde.

Aber ach, als das vierblättrige Kleeblatt in den Ballsaal trat, der mit Fahnen und Tannen buntfarbig geschmückt und vom Durcheinandersprechen einer vielköpfigen Menge wie von einem leise anhebenden Sturm durchbraust war, da erblich im hellen Licht des Kronleuchters und im helleren der Schönheit der blühenden Schwestern das bißchen Reiz der blassen Langen, wie ihre blaßfarbige Toilette vor der bunteren Pracht der Bürgerstöchter verblich, und schmal, blaß, lang, ein

wenig geduckt und doch um einen halben Kopf die Schwestern überragend, ging Flora daher wie eine Folie des schwesterlichen rosigen Reizes.

Die anderen jungen Schwälbchen merkten davon gar nichts, sondern setzten sich, in glücklicher Unbefangenheit miteinander zwitschernd, nebeneinander und warteten der Tänzer. Und auch die häßliche Flora saß mit glänzenden Augen da und harrete des kommenden Glücks.

Aber der Mutter war ein Stich durchs Herz gegangen, als sie ihr Schmerzenskind mit den anderen verglich.

Auch sonst sah sie bald ein, daß sie sich verrechnet hatte. Denn die Herren ihrer Gesellschaft tanzten viel mit den Bürgerstöckern, während deren männliche Angehörige sich zurückhielten, so daß die Damen der höheren Stände entschieden im Nachteil gegen die der anderen Gesellschaft waren. Freilich, ihre drei Ältesten machten Furore wie überall. Ein Herr nach dem anderen führte sie zum Tanz.

Aber keiner trat vor Flora.

Die saß zuerst unbefangen da und freute sich am Triumph ihrer Schwestern, dann, als noch immer kein Ritter für sie kam, sah sie verwundert aus, dann verlegen. Endlich erblich das leise Rot auf ihren schmalen Wangen, die blassen Lippen preßten sich aufeinander, in die weichen Augen kam ein trauriger Blick. Armes Kind, es begriff noch nicht, warum keiner zu ihr kam, es betrübtete sich nur, weil es keinen Teil an der Lust der Schwestern haben sollte!

Nun setzte die Musik ein, und die Paare ordneten sich zum Tanz. Flora saß allein. Alle jungen Mädchen auf ihrer Seite waren engagiert, bis auf eine kleine, kümmerlich aussehende Person. Von Zeit zu Zeit

flog ein rascher, scheuer Blick von der einen Sitzgebliebenen zur anderen, und Flora wäre gern zu ihrer Leidgenossin hinübergerückt, aber sie war zu schüchtern dazu; denn es standen viele Stühle zwischen ihnen, und sie kannten einander nur vom Sehen. So blieben beide wie auf dem Präsentierteller an der Wand sitzen, zwischen sich alle die leeren Stühle.

Die Frau Geheimrätin stand Höllequalen aus. Endlich, endlich, als der Tanz schon längst begonnen, kam eine schwarzbefrachte Gestalt auf Flora zu*). Ach, es war der Assistent Fröhlich, der im Ressort ihres Gatten arbeitete. Ein gänzlich untergeordneter Subalternbeamter! Indes — in der Not frisst der Teufel Fliegen, und die Geheimrätin hätte für diesmal über den bescheidenen Rang des ersten Tänzers ihrer Flora hinweggesehen, wenn — ja wenn der Mann nur sonst halbwegs nach etwas ausgesehen hätte. So aber! Wie ein Taschmesser knickte er vor Flora zusammen, dürftig wie ein Kurrendeschüler sah er in seinem zu langen und zu weiten Frack aus, und als er jetzt mit seiner Tänzerin durch den Saal „flog“, überragte sie ihn um Haupteslänge. Es war ein Anblick, bei dem alle Damen lächelten und der Geheimrätin sich das Herz im Leibe umdrehte. Und die arme Flora sah so lang, so dünn, so blaß und so ungraziös aus! Man merkte, daß der Tänzer sie schleppte — die arme Lange tanzte also auch noch schwer!

Aber während die Mama alle Qualen der Hölle litt, verklärte sich das Gesicht ihres Kindes immer mehr und wurde ganz und gar das eines jungen, frohen Mädchens, und wie im Widerschein ihres glücklichen Lächelns wurde auch die Miene ihres Tänzers un-

*) Siehe das Titelbild.

befangen und froh, trotzdem er sehr rot ausah und, als er Flora auf ihren Platz zurückbrachte, den Schweiß von der Stirn wischen mußte, so sehr hatte ihn die Anstrengung, sie zu drehen, mitgenommen.

Zehn Minuten später aber drehte er sich mit Flora schon wieder, mühsam, aber glücklich. Im Rotillion bekam Flora nur einen einzigen Strauß, aber die drei Schwestern sagten, er sei so schön, daß er reichlich die vielen aufwäge, die sie selbst bekommen hatten. Und in der Tat, Herr Fröhlich hatte sorgfältig gewählt.

Als das Kleeblatt nach Hause ging, war die lange Flora, die eigentlich nur einen Tänzer gehabt hatte, einen kleinen, schüchternen Assistenten, reichlich so vergnügt wie ihre schönen Schwestern, die Königinnen des Festes.

Als am nächsten Morgen die Schwestern, schon die Bücher unterm Arm, mit verschlafenen Augen ihren Milchstee schluckten und die Mama eben das letzte der sieben Doppelbutterbröte strich, fragte Flora sie unschuldig, warum sie Herrn Fröhlich noch nie eingeladen habe, da er doch, wie er gesagt, zu Pappas Beamten gehöre.

Da war aber die Zeit für die Frau Geheimrätin gekommen, ihre dumme Lange aufzuklären, und sie antwortete ein wenig scharf, Herr Fröhlich werde nicht eingeladen, weil er tief unter ihrem Stande sei.

Flora machte große Augen. „Herr Fröhlich ist aber doch ein gebildeter Mann,“ sagte sie und setzte mit etwas zitternder Stimme hinzu: „Und er war so freundlich gegen mich!“

„Er hielt es vielleicht für eine Ehre, mit dir zu tanzen, mein Kind.“

Flora sah ihre Mutter verwundert an, dann be-

deckte sich ihr Gesicht mit Glut, und ihre Augen trübten sich. Aber gleich wurden sie wieder hell, und das Mädchen schüttelte den Kopf und sagte mit klarer, fester Stimme: „Nein, Mama, sondern er erbarmte sich meiner, als alle anderen mich verschmähten. Er hat ein fein empfindendes Herz.“



„Nun, sich der Tochter seines obersten Chefs zu erbarmen, ist für einen Assistenten keine unangenehme Sache,“ erwiderte Mama gereizt. „Ich muß mich über dich wundern, Flora. Ich als junges Mädchen würde nie gedacht, geschweige gesagt haben, daß ein Mann sich meiner erbarme.“

„Du warst auch ganz gewiß hübscher als ich, Mama,“ sagte Flora einfach, und die Mutter, ganz geschlagen, reckte sich auf die Beine und küßte ihre Lunge.

„Bilde dir doch nicht so etwas ein, Kind! Du bist hübscher als viele andere Mädchen.“

Aber Flora schüttelte den Kopf. „Siehst du, Mama, darum verstehe ich mich ja so gut mit Herrn Fröhlich. Er ist auch nicht schön, gerade wie ich, und seine Brüder sind auch alle viel klüger als er und was geworden, sagt er. Gerade wie meine Schwestern.“

Aber weiter konnte sie nicht sprechen, denn die Schwälbchen erdrückten und erküßten alle etwa folgenden „Dummheiten“ auf ihren Lippen.

So klug war aber Flora dennoch, daß sie Mama nichts erzählte, wie oft sie sich von da ab mit Herrn Fröhlich traf, und wie angelegentlich sie sich mit ihm unterhielt. Und die Schwestern schwiegen auch. Man konnte nicht wissen, vielleicht ärgerte sich Mama darüber.

Aber unter den Sieben wollte das Gezwitscher kein Ende nehmen, und alle drehten sich um Flora wie um ihren Mittelpunkt und ihr Wunder.

So kam es, daß an einem schönen Sonntagvormittag Punkt zwölf die Geheimrätin wie vom Blitz getroffen zusammenfuhr.

In ihrem Fensterspiegel, in den sie gerade einen Blick warf, sah sie Herrn Fröhlich von der Gartenstraße her um die Ecke und auf ihr Haus zukommen. Er trug Zylinder und weiße Handschuhe, und wenn auch der Überzieher den Frack verdeckte, sah man ihm den kleinen Herrn doch auf tausend Schritte an. Und mit der Gabe der Ahnung, die die Frauen in gewissen Fällen auszeichnet, sah die Geheimrätin noch tiefer, sah ihm ins Herz und in sein Vorhaben. Er kam, um Flora anzuhalten — er, ihres Mannes geringster Beamter, und sah dazu unscheinbarer und dürftiger aus denn je.

Und morgen schon würde die ganze Stadt über Floras Freier lachen!

Der Zorn erleichterte der Geheimrätin ihre sonst gewiß peinliche Aufgabe bedeutend. Sie stand schon im Hausflur, als die Glocke mit einem schüchternen Laut anschlug. So unstandesgemäß es war, sie selbst öffnete Herrn Fröhlich. Und sie tat wohl daran, denn sie hörte jetzt die Tür des Zimmers ihrer Töchter sich ganz leise öffnen und wieder schließen.

„Guten Tag, Herr Assistent!“ empfing die Geheimrätin den in tiefer Verbeugung Zusammenknickenden. „Sie haben wohl ein dienstliches Anliegen an meinen Mann? Er ist leider noch nicht zu Hause.“

Herr Fröhlich stotterte ein paar Worte von einer Bitte, die auch die Frau Geheimrätin angehe, worauf ihm die Gestrenge mit einem Ausruf der Verwunderung in den Salon voranging, wo die weißen Nesselüberzüge, in denen alle Polstermöbel feierlich gespenstisch dastanden, seine Fassung noch mehr erschütterten.

Mit einem majestätischen Wink ihrer Hand nötigte sie den unglücklichen Freier zu einem nesselüberzogenen Sessel, auf dessen äußerster Kante er sich niederließ, den Zylinder in den Händen drehend, während die Geheimrätin in ihrer ganzen mageren Würde auf dem Sofa saß und ihm mit dem Blicke eines Großinquisitors auf den Mund sah.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ begann sie das Verhör.

Das war eine schreckliche Art von Einleitung für eine Werbung.

Herr Fröhlich, nunmehr ganz entmutigt, stotterte ein paar Phrasen von hoher Ehre — Unwürdigkeit — guten Vorsätzen — inniger Liebe. Je länger er sprach, um so verwirrter wurde er.

Die Frau Geheimrätin half ihm durch keine Bemerkung, kein Lächeln weiter, sondern sah immer mit

demselben strengen Inquisitorblick auf seine Lippen. Dieser Blick hatte ihm Gedanken und Phrasen wie mit tausend Hätchen ineinander, so daß sie sich zuletzt vollkommen verwickelten und er ganz hilflos schwieg.

Eine Pause entstand. Erst nach einer Minute, einer Ewigkeit, sprach die Frau Geheimrat. Sie drückte dabei das Kinn herunter, so daß trotz ihrer Magerkeit eine Fettsalte entstand, was ihr für den geängstigten Freier ein fast unerträglich würdiges Ansehen gab, und sagte langsam und deutlich: „Ich habe Sie nicht ganz verstanden, Herr Assistent“ — sie unterstrich den Titel und winkte mit der hageren weißen Hand dem Armen ab, neu zu beginnen — „und ich glaube, es wird für uns beide das beste sein, wenn ich mich gar nicht erst um ein besseres Verständnis Ihrer Absichten bemühe. Ich glaube, Sie sind sich selbst nicht recht klar geworden, sonst wären Sie überhaupt nicht gekommen. — Nein, nein,“ rief sie majestätisch dem Unglücklichen zu, der von seinem Sitze emporgeschneilt war und, feuerrot im Gesicht, den Mund aufstun wollte, „wir wollen die Sache ruhen lassen, Herr Assistent!“

Und sie erhob sich nun auch, zum Zeichen, daß sie den Bittsteller verabschiede. Wie ein Bittsteller hatte Herr Fröhlich bis zu diesem Augenblicke wirklich ausgesehen, nun aber kam eine plötzliche Würde über den kleinen Mann. Er richtete sich hoch auf und sagte ganz fest und laut: „Ich liebe Flora, und sie liebt mich, Frau Geheimrat. Ich bin gekommen, die Eltern um ihre Hand zu bitten.“

Aber auch die Frau Geheimrat stand hoch und steif da und sagte hochmütig: „So zwingen Sie mich, Ihnen deutlich zu sagen, daß ein Assistent kein Bewerber für die Tochter seines obersten Chefs sein kann.“

„Ich würde um Vergebung einkommen, Frau Ge-

heimrat," erwiderte Herr Fröhlich, der jetzt sehr blaß war, dessen Augen aber einen festen Blick bekommen hatten. „Wenn Sie mir Zeit lassen, hoffe ich, Ihrer Tochter eine angemessene Stellung bieten zu können — vielleicht bei einer auswärtigen Botschaft.“



„Bei den Hottentotten vielleicht?“ fragte die Frau Geheimrat freundlich.

Da ging die Tür auf, und Flora trat ein. Sie war beinahe so bleich wie Herr Fröhlich, ging aber mutig auf ihn zu und gab ihm die Hand.

„Wenn du zu den Hottentotten gehen willst,“ sagte sie, „ich gehe mit dir, Walter.“

„Flora!“ schrie die Mutter und stellte sich zwischen sie und Herrn Fröhlich, ehe sie ihm vor ihren Augen

in die Arme sank. „Bist du toll? Ist das die Ehrfurcht vor dem Willen deiner Eltern?“

„Papa weiß ja noch gar nichts, der ist auch gar nicht so!“ erwiderte das Mädchen heftig, aber mit einem zurückgedrängten Schluchzen in der Stimme.

„Nun, so sag' ich's dir: Nie — nie — nie gebe ich mein Ja zu dieser unpassenden Verbindung!“ rief die Mutter, und auch ihr saßen die Tränen in der Stimme.

Flora sah sie mit so herzbrechendem Schmerz in ihren weichen, schwarzen Augen an, daß die Mutter all ihren Mut zusammennehmen mußte, ihm zu widerstehen. Aber ihre Tochter konnte doch keinen Assistenten heiraten! So steifte sie ihren Nacken und runzelte die Stirn.

Da wandte sich das Mädchen von ihr ab und dem Manne zu. „Wir werden warten, Walter. Und wenn es hundert Jahre würden!“

Diese runde Zahl aber brach ihre Kraft. Sie schluchzte laut auf.

Herr Fröhlich schluckte ein paarmal, dann ergriff er ihre Hand und küßte sie. „Ja, wir warten, Flora!“ sagte er, rechte seine kleine Gestalt auf, verbeugte sich steif gegen die Geheimrätin und ging mit starken Schritten aus der Thür.

Hinter ihm rief Flora weinend: „Du hast ja deinen Zylinder vergessen!“

Und sie nahm den hohen Hut von dem Sessel, auf dem er in der Aufregung der letzten Minuten verlassen gestanden hatte, und trug ihn Herrn Fröhlich nach.

Der nahm ihn, und den Zylinder in der Rechten, breitete er seine Arme aus und schloß sie um Flora, die sich laut weinend hineingestürzt hatte. So gaben sie einander den ersten Kuß.

Die Frau Geheimrath stand ganz still; die Ereignisse hatten sie überwältigt.

Die Liebenden lösten sich endlich voneinander, sahen sich noch einmal mit strömenden Augen an, und dann klappte die Thür hinter dem ersten Freier zu, den das geheimräthliche Haus gesehen hatte.

Ohne einander anzublicken, gingen Mutter und Tochter nach verschiedenen Seiten ab, die eine mit hochgehobenem, die andere mit tiefgesenktem Kopfe.

Aber kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, da senkte auch die Mutter den Kopf. Der Blick, mit dem Flora sie angesehen, dieser schmerz erfüllte Blick ihres Schmerzenskindes, brannte in ihr. Das Kind litt — litt vielleicht mehr und länger als ein hübsches Mädchen leiden würde, hatte vielleicht schon viele Bitternisse schweigend hinuntergeschluckt, und nun es zum ersten Male Bewunderung und Liebe gefunden, hatte ihm die Mutter sein Glück zerschlagen. Vielleicht das einzige, das sich ihm je dargeboten, denn wo fand sich ein zweiter Freier für ein häßliches armes Mädchen?

Und plötzlich fiel es der Mutter schwer aufs Herz, daß ihr Haus bisher überhaupt noch keinen Freier gesehen hatte. Und Paula, ihre schöne Paula, tanzte nun schon den vierten Winter! In drei Jahren waren alle ihre sieben Mädchen erwachsen. Dann galt Paula für alt. Und die Schwestern alterten allmählich neben ihr.

Und auch die Mutter saß nun in ihrem Zimmer und tupfte mit ihrem Tüchlein eine Träne nach der anderen von ihren Wangen.

Da ging wieder die Flurglocke, diesmal mit raschem, fröhlichem Ruck. Das waren ihre sechs Mädchen, die mit dem Vater aus der Kirche kamen.

Die Geheimrätin erhob sich langsam.

Flora war schneller als sie gewesen. Im Korridor erhob sich rasches, erregtes Zwitschern, als wären sechs Schwälbchen auf eine Fliege zugeflogen, die das siebente in seinem Schnabel hatte. Und dann, nach der ersten lachenden Frage: „Na, wo hast du ihn denn?“ die bestürzten Fragen und wieder Zwitschern im Chor, und dazwischen des Geheimrats bedächtig verwundertes: „Was habt ihr denn nur, Kinder?“

Dann öffnete sich die Tür des Wohnzimmers mit einem Ruck, und herein flatterten alle sieben Schwälbchen, das große, flügelahme zuletzt, und hinter ihnen stand der Vater, der erst ordnungsliebend Überzieher und Hut im Korridor abgelegt hatte und nun in seinem schwarzen Gehrock mit seiner großen, hageren Gestalt und seinem feinen, faltigen Gesicht wie die Verkörperung des in Ehren und Würden ergrauenden altpreussischen Beamten dastand. Ja, ergraut war er, das fiel der Frau aufs Herz. Und zugleich sah sie, daß Flora ganz und gar sein Abbild war, und diese Wahrnehmung bewegte sie sehr. Sie schritt ihm entgegen, sie wollte bei dem Gefährten ihres Lebens Hilfe in ihrer Bedrängnis suchen, von ihm hören, daß sie doch recht getan hätte.

Aber schon waren die Schwälbchen um sie herum, lagen ihr am Hals, schwakten alle durcheinander: „Aber Mama! Aber Muttchen! Warum willst du bloß nicht, daß Flora heiratet?“ Und dann rückwärts gewandt: „Papa, Flora hat einen Freier!“

„Und er ist so nett!“

„Und Mama will ihn nicht!“

„Wir haben uns doch alle so gefreut!“

„Unser erster Freier!“

„Jawohl, ein Assistent!“ drang endlich die Mutter durch das Geschwirr.

„Aber Muttchen, sie warten eben, bis er Sekretär wird!“

„Ist auch was!“

„Aber Mama, wenn sie ihn nun doch liebt?“

„Ach was!“ Mama erhitzte sich, als sie alle gegen



sich sah. „Wie kann sie einen Mann lieben, der neben ihr aussieht wie ihr Spazierstock!“

„Mama!“ schrie Flora so weh auf, daß die Mutter erschrak. Dann aber sagte sie ganz still: „Ich kann ja nicht dafür, daß ich so lang bin. Aber er liebt mich trotzdem.“

Da schämte sich die Mutter so sehr, daß sie verstummte. Nun hatten die Schwälbchen Raum, dem Papa die Sache vorzutragen, freilich ein wenig durcheinander. Und sie schlossen: „Denk bloß, Papa, von uns Sieben soll eine heiraten!“

„Und gerade unsere liebe Lange!“

„Ja, gerade die Häßlichste von allen sieben,“ sagte Flora ruhig. Und dann kam ihr ein guter Gedanke, und sie fügte hinzu: „Und wenn die Leute sehen, daß sogar die einzige Häßliche unter lauter schönen Schwestern einen Freier findet, da werden doch die schönen weggehen wie die warmen Semmeln.“

Ein fröhliches Lachen unterbrach sie.

Der Geheimrat aber schritt zu seiner Frau und nahm ihre Hand in die seine. „Emma,“ sagte er und sah sie bittend an, „ich glaube, unsere Mädchen haben recht. Sie sind ihrer sieben — und ich werde alt.“

„Friedrich!“ antwortete sie leise, und ihre Tränen flossen unaufhaltsam über das welkende Gesicht.

Er küßte ihr die Hand. „Vielleicht wird unsere Tochter so glücklich, wie wir es waren, Emma.“

„Wie du es bestimmst, Friedrich. Du tust immer das Rechte.“

Weiter kamen die Alten nicht; die Jungen erstickten sie fast mit Küßen. — —

Herr Fröhlich wurde, teils wegen seiner eigenen, teils wegen der Verdienste seines Schwiegervaters, wenn auch nicht als Legationsrat an eine Botschaft, so doch als Sekretär an das Generalkonsulat in Argentinien versetzt, wohin ihm Flora als glückstrahlende junge Frau folgte.

Und sie behielt recht.

Als die Männer erst sahen, daß die Häßlichste von den Sieben einen Freier gefunden hatte, da war der Bann gebrochen, der die Geheimratsstöchter von den Heiratsgedanken der Männer abschloß. Erst wagte sich ein reicher Kaufmann an Paula, und dann gingen auch die anderen fort — wirklich wie die warmen Semmeln beim Bäcker.





Die letzten Büffel.

Von Th. Seelmann.

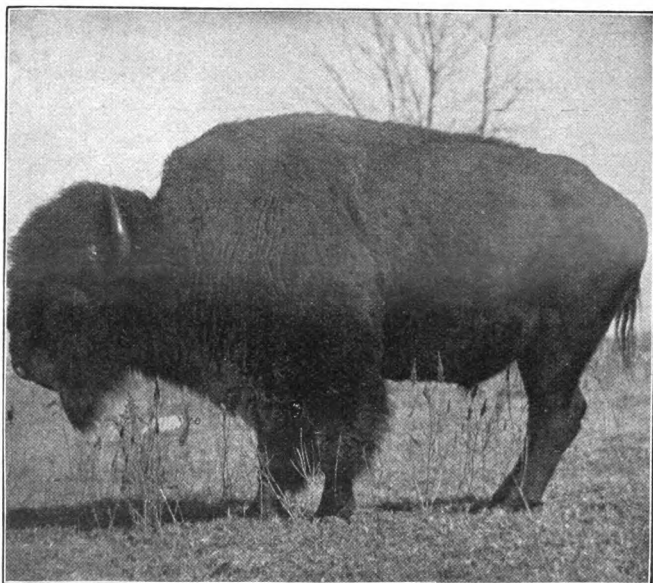
Mit 8 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Während noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Hunderttausende von Büffeln (Bisons) die weiten Gebiete im Inneren Nordamerikas bevölkerten, sind sie heute auf einige wenige schwache Herden zusammengeschrumpft, deren Tage gezählt sein würden, wenn sich nicht neuerdings einsichtsvolle Männer zusammengetan hätten, um dieses stattlichste Wild und zugleich eigenartigste Tier Nordamerikas vor weiteren Verfolgungen zu schützen und außerdem auf die Vermehrung seines Bestandes hinzuwirken. Zwar sind die Reste der ehemals zahllosen Scharen nur noch gering, aber die jetzt getroffenen Schutzmaßregeln berechtigen zu der Hoffnung, daß es noch in letzter Stunde gelingen wird, das gesteckte Ziel zu erreichen.

Der amerikanische Büffel ist ein Verwandter des Wisents oder Auerochsen, der, einstmals in Mitteleuropa und Asien weit verbreitet, gegenwärtig nur noch in der Bialowiczer Heide und in der Mezerziker Waldung in Schlesiens gehegt wird. Der männliche amerikanische Büffel wird bis 2,9 Meter lang und am Widerrist bis 2 Meter hoch. Der plumpe Kopf sitzt auf einem kurzen Hals, der zu dem unförmlich erhöhten Widerrist steil ansteigt, von wo aus dann der Rücken bis zur Schwanzwurzel stark abfällt. Eine gewaltige Schultermähne,

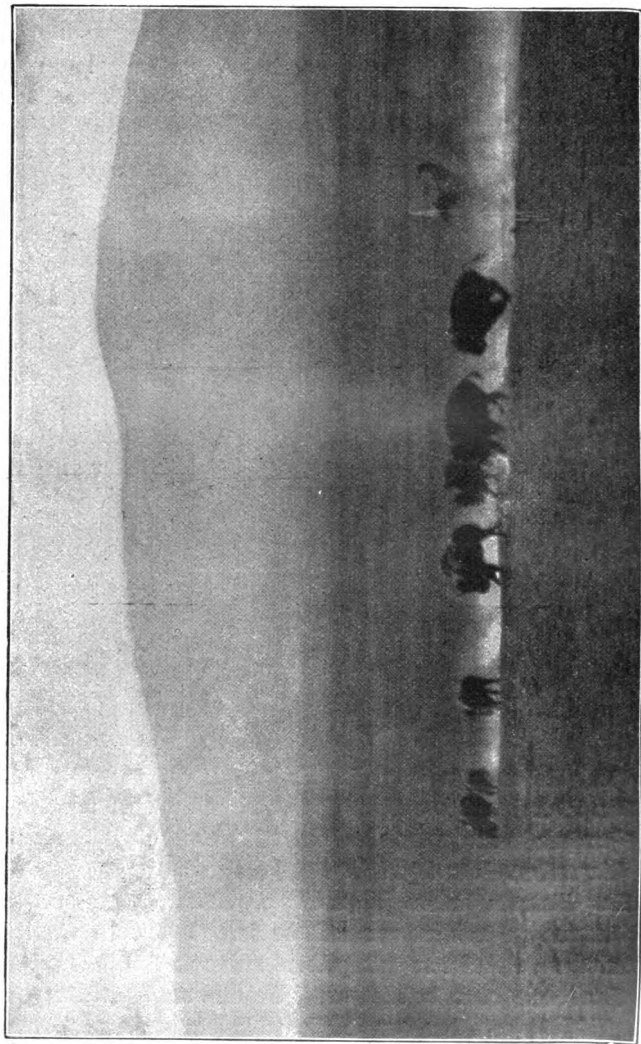
eine kürzere Stirnmähne und ein langer Rinnbart bilden den besonderen Schmuck des Stieres. Alte Stiere werden bis zu 1000 Kilogramm schwer. Die Büffeltühe sind etwas zierlicher als die männlichen Tiere gebaut. Mit dem Eintritt des Frühlings lichtet sich die graubraune Behaarung, indem große Haarflöden abgestoßen werden.



Ein erwachsener Büffel im November.

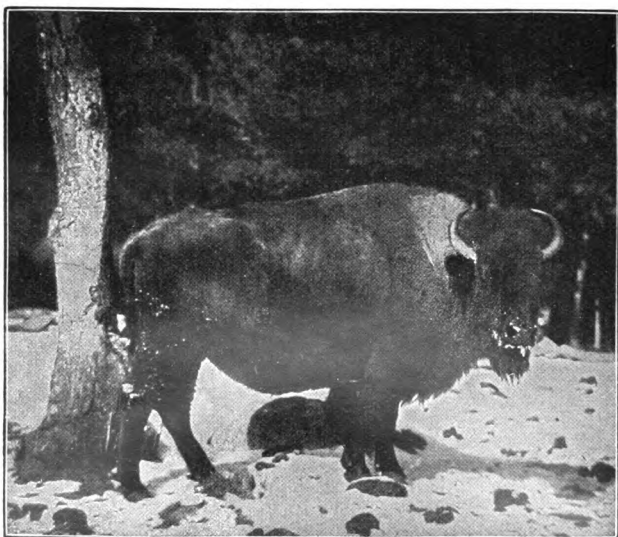
Vom November an aber wird das Haarleid wieder voller und länger, so daß die Büffel im Winterpelz am imposantesten erscheinen.

Die ursprüngliche Heimat der Büffel waren und sind zum Teil noch für einige Trupps die weiten Prärien, die sich vom oberen Lauf des Missouri bis nach Kanada hinein erstrecken. Gewöhnlich macht man



Berfolgte Büffel in der Prarie.

sich von den Prärien eine irrthümliche Vorstellung, indem man dabei an Ebenen mit mannshohem Gras und einem buntfarbigen Blumengewimmel denkt. In Wirklichkeit aber bauen sich die Prärien in sanftwelligen

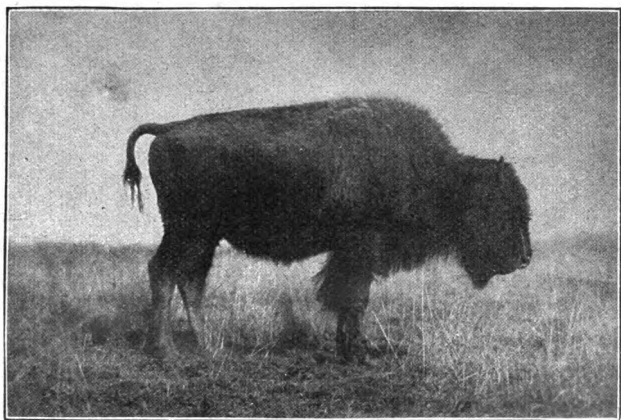


Eine erwachsene Büffelkuh aus der Corbinherde.

Hochflächen von den Flußläufen bis zu den Bergen hin übereinander auf und sind hin und wieder von den Furchen durchzogen, die die nach den Flußtälern zu stürzenden Schmelzwässer des Frühlings gerissen haben. An Blumen finden sich nur die gelben Zwergsonnenblumen zahlreicher vor und in den südlicheren Teilen kriechende Rakteen mit gelben und roten Blüten, die Grasdecke aber besteht ausschließlich aus dem kurzen „Büffelgras“, das den Büffeln die Hauptnahrung darbietet. Nur die Wassertümpel sind von Strauchwerk

umständen. Ehedem waren die Prärien von festgetretenen wegartigen Streifen durchschnitten, den sogenannten Büffelpfaden, die ziemlich gerade verliefen und auf denen die Büffel von den Weidegründen zu den Wasserstellen wechselten oder ihre Herbstwanderungen nach dem Süden und umgekehrt ihre Frühjahrswanderungen nach dem Norden zurücklegten. Jetzt trifft man auf Büffelpfade nur noch ganz selten. Indessen läßt sich das Leben und Treiben der Büffel an den vorhandenen bescheidenen Überresten auch heute noch zur Genüge beobachten.

Die Büffelstiere vereinigen sich mit den Kühen nur zu der Zeit, wenn der Paarungstrieb erwacht. Aber die Gewinnung einer Gefährtin ist oftmals mit heftigen

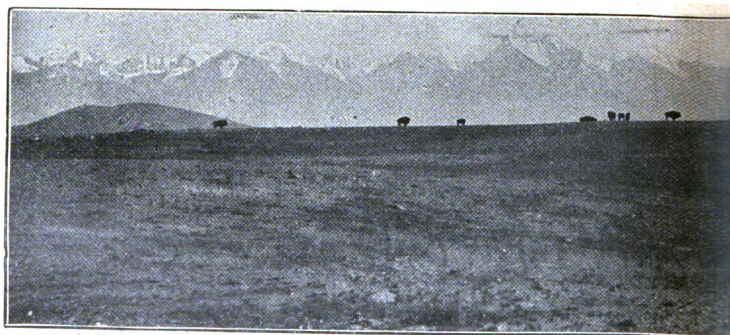


Büffeljährling im November.

Kämpfen verbunden. Haben zwei Büffel ihr Auge auf eine und dieselbe Kuh geworfen, dann messen sie ihre Kräfte miteinander. Trozig stellen sie sich gegenüber, stampfen, peitschen mit den Schwänzen, schütteln



Büffel im kanadischen



Ein Teil der Pabloherde in Mont



ationalpark zu Banff.



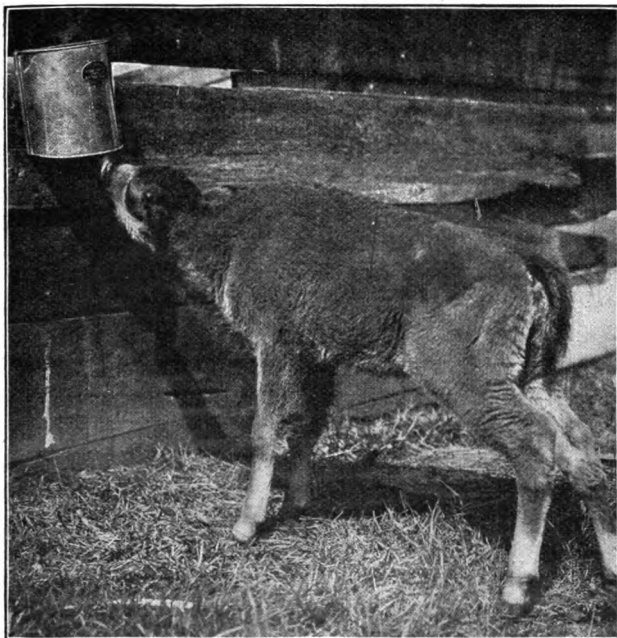
a mit einer Gruppe wilder Pferde.

sich, brüllen wild auf, senken die Köpfe und prallen dann mit den dicken Schädeln in machtvollem Stoß aufeinander. So setzt sich der Kampf eine Zeitlang fort, bis endlich einer der Gegner das Feld räumt. Im Juli oder August schließen sich die einzelnen Paare zusammen und führen von da an bis Anfang des nächsten Jahres ein Sonderleben.

So plump und unbehilflich der Büffel erscheint, so beweglich und gelenkig ist er doch. Meist schlägt er einen raschen Trab an, wobei er den Vorderkörper gleichsam ruckweise vorwärts wirft. Ist es nötig, so kann er eine überraschende Schnelligkeit entwickeln, so daß auch gute Pferde Mühe haben, ihn einzuholen. Zudem ist er ein vortrefflicher Schwimmer, der auch vor der Durchsetzung breiter und reißender Flüsse nicht zurückschreckt. Interessant ist es, ihn beim Baden, das er außerordentlich liebt, zu belauschen. Mit einem grollenden Brummen stürzt er sich in das ausspritzende Wasser, wühlt sich in den Schlamm ein, dreht und wendet sich hin und her und steigt zuletzt als eine triefende, von einer dicken Schlammdecke umhüllte Masse wieder an das Land.

Im März oder April werfen die Rühe, nachdem sie sich schon vorher von den Stieren abgesondert und zu Gesellschaften vereinigt haben, die Kälber. Es sind niedliche und muntere Tierchen, die beständig zu Spielereien und Neckereien aufgelegt sind. Die Rühe sind fürsorgliche und opfermutige Mütter. Sie führen ihre Kinder zu den saftigsten Weideplätzen, belecken sie zärtlich und verteidigen sie gegen die Angriffe beute-lüsterner Wölfe mit kühner Entschlossenheit. Bis zum Herbst verbleiben die Jungen bei den Müttern. Dann sondern sie sich ab und sind schon im nächsten Herbst fast erwachsen.

Die Ausrottung der Büffelherden ist nicht sowohl den Indianern, als vielmehr der weißen Bevölkerung zuzuschreiben. Allerdings haben die Indianer fort-dauernd auf die Büffel Jagd gemacht, aber sie erlegten

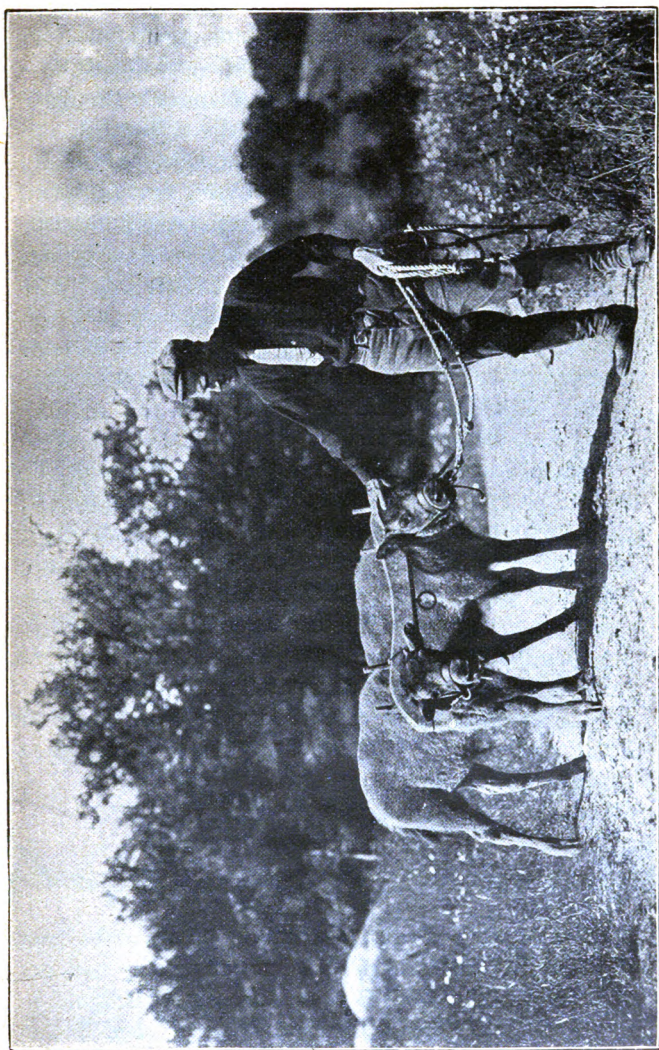


Ein Büffelkalb trinkt Kuhmilch aus einem Behälter.

sie in der Hauptsache doch nur zur Beschaffung von Fleisch, sowie zur Gewinnung von Fellen für die Kleidung. Den ungeheuren Mengen von Büffeln gegenüber bedeuteten diese Abgänge so gut wie nichts. An der Vernichtung der Büffel in höherem Maße haben sich die Indianer erst dann beteiligt, als sie bei den weißen Männern für die Felle einen einträglichen Ab-

saß fanden. Ganz überwiegend sind es indessen die Weißen selbst gewesen, die das schöne Wild erbarmungslos und zwecklos niedermetzten. Als die Pazifikbahnen durch die Prärien geführt worden waren, und nun an ihnen entlang Ansiedlungen entstanden, gingen die neuen Ankömmlinge in wahrhaft barbarischer Weise gegen die Büffel vor. Was man von ihnen erreichen konnte, knallte man nieder. Zudem trafen aus den Großstädten sogenannte Jagdfreunde ein. Diese gingen noch schlimmer zu Werke als die Ansiedler. Besonders faßten sie an den Tränken und Badestellen der Büffel Posto und eröffneten nun auf die Tiere, die notgedrungen an den Wasserläufen erscheinen mußten, ein förmliches Salvenfeuer. Diesem fortgesetzten sinnlosen Wüten konnten auch die scheinbar unerschöpflichen Büffelherden auf die Dauer nicht standhalten, sondern mußten mehr und mehr zusammenschmelzen. In den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts begegnete man fast allenthalben in den Prärien bleichenden Büffelschädeln.

Jetzt gibt es ungefähr nur noch 2000 Büffel. Die größte Herde ist die, welche am Peace River in Kanada haust. Sie wird auf 450 Köpfe geschätzt. Gegen 300 Köpfe zählt die Herde, der man im Yellowstone-Nationalpark eine Zufluchtsstätte eingeräumt hat. Die Corbinherde, die in den Waldungen der Blue Mountains in einem eingezäunten Gebiet gehalten wird, beläuft sich auf 175 Tiere. Die Pabloherde in Montana, die anfänglich aus 40 Büffeln bestand, und infolge der Schonung bald auf 400 Köpfe heranwuchs, ist ebenfalls von der kanadischen Regierung angekauft und zum größten Teil bereits nach Kanada geschafft worden. Außerdem wird noch von der amerikanischen Regierung und den verschiedenen reichen Großgrundbesitzern eine Reihe kleinerer Herden gepflegt, die alle in erfreulicher Zunahme begriffen sind.



Zehn Wochen alte Büffeltälber unter dem Joch.

Die Anregung zur Erhaltung und zum Schutze der Büffel ist von der Amerikanischen Bisongesellschaft ausgegangen, an deren Spitze Harold Baynes steht. Ihre Aufforderung, die noch vorhandenen Überreste zu schonen, ihnen besondere Gebiete zuzuweisen und für ihre Ernährung im Winter Sorge zu tragen, fand bald den Beifall und die Unterstützung der Regierungen und einsichtsvoller Privatleute. Auch der Präsident der Union, Theodor Roosevelt, wie bekannt ein eifriger Jäger und Naturfreund, stimmte den Bestrebungen freudig zu, wie aus einem Brief hervorgeht, den er an Mr. Baynes richtete und dessen faktimierte Unterschrift wir wiedergeben. Roosevelt schrieb:

„Gehrter Mister Baynes!

Ich fühle ein aufrichtiges und großes Interesse für das Unternehmen der Amerikanischen Bisongesellschaft, den Büffel, das vortrefflichste Wild Amerikas und wohl das bezeichnendste für diesen Erdteil, zu erhalten, ein Tier, das im Leben der Indianer die größte Rolle gespielt hat und die Phantasie aller alten Jäger und so manchen Farmers mächtig anregt. Ich würde die Ausrottung dieses Tieres für ein wirkliches Mißgeschick halten und hoffe, daß alle guten Bürger die Gesellschaft in ihren Bestrebungen zu seinem Schutze unterstützen werden.

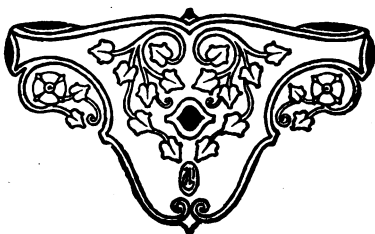
Ergebenst Ihr

Theodore Roosevelt

Die Maßregeln, die man nunmehr zur Erhaltung der Büffel getroffen hat, lauten, abgesehen von der Aufhebung des Abschusses und der Unterbringung in Schongebiete, vornehmlich darauf hinaus, den Tieren im Winter, wo der Boden tief verschneit ist, Futter

darzureichen und den jungen Nachwuchs, wenn die Mütter verendeten, aufzuziehen. Es hat sich bei diesen letzteren Versuchen gezeigt, daß die Rätber die Milch des Hausrindes sehr gern trinken und auch bald zahm werden. Außerdem hat man verschiedentlich zur Blutaufrischung Büffel mit Hausrindern gepaart. Die Nachkömmlinge weisen einen Mischcharakter auf, gehen aber dann bei nochmaliger Kreuzung vollständig im Büffeltypus auf.

Von den Mischlingen ersten Grades versprechen sich übrigens die amerikanischen Landwirte einen bedeutenden Nutzen. Da diese die Milchergiebigkeit des Hausrindes mit der Widerstandsfähigkeit und Anspruchslosigkeit des Büffels verbinden, so hofft man, da die Nachkömmlinge untereinander fortpflanzungsfähig sind, daraus eine Rinderrasse zu züchten, die den Klima- und Bodenverhältnissen der nördlichen Unionsgebiete hervorragend angepaßt ist.





Leid und Liebe.

Novelle von V. Paul.



(Nachdruck verboten.)

1.

Still war's in dem Arbeitskabinett des Rechtsanwalts Dr. Emanuel Opper. Der vielbeschäftigte Anwalt lehnte am Schreibtisch, rieb unausgesetzt sein stark ausgebildetes Doppeltinn und betrachtete prüfend sein Gegenüber, einen hageren jungen Mann, der im Lehnstuhl am Fenster saß, die Hände auf die Lehnen gestützt, teilnahmslos vor sich hinblickend. Seine eigentümliche Ruhe bildete den ausgesprochensten Gegensatz zur Lebhaftigkeit des Doktors.

Das Schweigen begann dem dicken Juristen endlich unangenehm zu werden. Er fing an mit dem Fuße zutrommeln, erst leise, dann lauter und immer rascher, und endlich sagte er, ein wenig ärgerlich: „Haben Sie sich's noch immer nicht überlegt, Herr Baron? Ich würde es Ihnen sehr empfehlen. Was wollen Sie sonst auch anfangen?“

Vinzenz v. Lersburg hob den Kopf. Sein scharfgeschnittenes Gesicht zeigte einen hochmütigen Ausdruck; er warf Opper einen Blick zu, der eben kein freundlicher war, und starrte dann wieder vor sich hin. Diesmal nicht auf den Teppich, sondern auf die Wand gegenüber, auf ein Bild in breitem Goldrahmen.

Der Anwalt wartete vergebens auf eine Antwort. „Herr Baron,“ sagte er nach einer Weile, „mein Genre-

bild da scheint Sie mehr zu interessieren als Ihr Schicksal, Ihre Zukunft. Was also soll geschehen?“

„Ich möchte noch warten, Herr Doktor.“

„Warten? Auf was? Jetzt in der kurzen Zeit finden Sie keine Frau mehr mit Geld in Ihrer Gesellschaft! Warum haben Sie nicht irgend eine reiche Gräfin oder Baronin geheiratet, solange Sie Zeit dazu gehabt haben? Jetzt müssen Sie ergreifen, was sich Ihnen bietet! — Herr Baron, ich meine es gut mit Ihnen — wirklich gut! Nehmen Sie von mir einen Rat an! Ich bin ein erfahrener Mann, und ich weiß, wie's in der Welt zugeht. Entschließen Sie sich, Herr Baron — es ist nicht das ärgste! Sagen Sie ja, und in zwei Stunden ist das Geschäft gemacht!“

„Von einem Geschäft sprechen Sie?“

Der Advokat lenkte rasch ein. „Verzeihn Sie, Herr Baron, ich hab's nicht so gemeint! Wenn Sie wollen, so können Sie noch heut aus den Sorgen herauskommen! Darf ich dem Hübner telephonieren?“

„Warten wir bis morgen. Ich werde mir es heute noch reiflich überlegen.“

„Was wollen Sie noch lange überlegen? — Lieber Herr Baron, Sie können ja sagen, Sie können auch nein sagen, etwas müssen Sie aber sagen!“

„Ich möchte nichts übereilen.“

„Nicht übereilen ist ja sehr schön, wenn man Zeit hat. Haben Sie Zeit?“

„Morgen mittag erhalten Sie Antwort.“

„Warum erst morgen?“

„Vielleicht fällt mir doch noch etwas anderes ein.“

„Nichts wird Ihnen einfallen! Was einem einfallen könnte, das ist mir schon alles eingefallen! — Wo würden Sie heute stehn, wenn Sie sich vor einem halben

Jahr hätten von mir arrangieren lassen! Wie würden Sie heute dastehn!“

„Daß ich Ihre Ratschläge nicht befolgt habe, bedauere ich auch heute noch nicht. Was Sie wollten, ist nichts für mich.“

„Hocharistokratisch ist's freilich nicht, aber ganz anständig ist's. Man ist deshalb noch kein Betrüger, wenn man sich mit seinen Gläubigern ausgleicht.“

„Bitte, Herr Doktor, ich bin Ihnen gewiß dankbar für das Interesse, das Sie mir entgegenbringen, doch da gehen unsere Ansichten eben auseinander! Eines scheidt sich nicht für alle! — Jetzt muß ich aber gehen. Guten Abend!“ Er reichte dem Advokaten die Hand und nahm Hut und Stod.

Oppel hielt ihn zurück. „Einen Augenblick, Herr Baron! Sie logieren im Imperial? Es ist nur, damit ich Sie auffuchen kann, wenn —“

„Nein, ich bin diesmal anderswo abgestiegen.“

„Anderswo?“

„In — in einem Vorstadthotel. Adieu, Herr Doktor!“

Schon hatte er die Tür hinter sich zugeworfen.

Verdutzt schaute ihm Oppel nach. „Hm,“ brummelte er. „Kurioser Herr! Versteckt sich! Nun, vielleicht muß er!“

Er vertiefte sich in den Inhalt eines Briefes, fing zu rechnen an — einen ganzen Bogen kritzelte er voll — sprang dann auf, machte ein paar Schritte, trat zum Telephon und klingelte.

„Dreizehn — achtundvierzig! — Der Herr Doktor dort? Ja? Schicken Sie ihn gleich her — ich hab' mit ihm sehr dringend zu reden! — Wer da ist? Rechtsanwalt Oppel — Sie könnten mich wirklich schon an der Stimme erkennen! — Hab' die Ehre, Herr Kollegal

Sie sind schneller am Telephon, als Ihr junger Mann mich verstanden hat . . . Also hören Sie! Der Lersburg war eben hier; ich hab' in ihn hineingeredet eine ganze Stunde lang. Mit Müß' und Not hab' ich ihn so weit gebracht, daß er mir morgen bestimmte Antwort geben will. Also — jetzt steht die Sache so: man muß verhindern, daß der Baron überhaupt noch Luft kriegt . . . Ja — natürlich, sagen Sie?! Ihre Anerkennung freut mich sehr, aber erlauben Sie mir, Herr Doktor Hübner — sind Sie so naiv oder stellen Sie sich nur so naiv? Das ist doch so klar wie die Sonne! Man muß ihm die Pistole auf die Brust setzen. Erstens läuft jetzt sein Wechsel ab und zweitens — sagen Sie, Herr Kollega, könnten Sie nicht für einen Moment zu mir herüberkommen? Telephonisch läßt sich so etwas nicht gut besprechen. — Kommen Sie? Ja? Also, ich erwarte Sie!“

Er läutete ab, nahm ein Aktenbündel vor und blätterte in den Schriftstücken. So recht aufmerksam war er aber nicht bei der Sache.

Nach einer Viertelstunde fuhr unten ein Wagen vor. Rasch stand er auf und ging Hübner entgegen. „Habe die Ehre, Herr Kollega!“ Er verriegelte sorgfältig die Doppeltür, schob seinem Besucher einen Sessel zum Tisch und setzte sich ihm gegenüber.

„Also, jetzt können wir ganz ungestört miteinander reden!“

„Bitte, schießen Sie los!“ sagte Hübner.

„Also hören Sie! Ich hab' da noch ein Papierchen vom Lersburg — es ist gerade jetzt fällig — übermorgen. Rein sehr hoher Betrag — dreitausendzweihundert Gulden —“

„Aha — wenn Lersburg auf Ihre Vorschläge nicht eingeht, so rücken Sie mit dem Wechsel heraus! — Sehr

gut! Aber wie darf ich ihm den Wechsel präsentieren, wenn ich ihn bei Haßbergers einführen soll?“

Verblüfft sah Oppel den Kollegen an. „Wer spricht denn von Ihnen? Können Sie nicht eine Mittelsperson finden?“

„Ach so! Natürlich! Ich weiß auch schon, wen.“

„Na also! Machen wir das brieflich ab?“

„Selbstverständlich! Sie geben mir den Wechsel, und ich geb' Ihnen eine Erklärung.“

Oppel schrieb rasch ein paar Zeilen, las sie aufmerksam durch und reichte das Papier dem Kollegen, der bedächtig das Geschriebene prüfte und dann unterfertigte. Den Wechsel steckte er in die Tasche.

„So! Das kann unter Umständen dem Freiherrn v. Lersburg eine schlaflose Nacht bereiten. — Aber wenn auch das fehlschlägt — was dann, Herr Kollega?“

„Lieber Freund, wenn das auch nichts hilft, so haben wir wenigstens unsere Pflicht und Schuldigkeit getan!“

Hübner kniff das linke Auge zu und piffte leise vor sich hin.

Oppel sah ihn zornig an. „Was paßt Ihnen denn schon wieder nicht?“ fragte er.

„Mir? Mir ist alles recht! Ich freu' mich nur, daß ich nicht der Baron Lersburg bin. — Auf Wiedersehen, Verehrtester!“

2.

Vinzenz v. Lersburg war, nachdem er das Haus des Anwalts verlassen, langsam die stille Gasse im achten Wiener Bezirk entlanggegangen; dann bog er in die belebtere Josephstädterstraße ein und schritt nun der inneren Stadt zu. Des Weges achtete er nicht. In seine Gedanken versunken, wandte er sich beim Parlament eben nach rechts und wollte die Ringstraße kreuzen, als eine Equipage im Schritt an ihm vor-

überfuhr. Der alte Herr im Wagen winkte ihm freundlich zu. Er zog tief den Hut. Auf dem Bürgersteig vor dem Naturhistorischen Hofmuseum kamen ihm zwei Damen entgegen, auffallende Erscheinungen, groß und schlant und doch zierlich, aristokratisch in allen ihren Bewegungen. Auch die nickten lächelnd, liebenswürdig seinen Gruß erwidern. Einige hundert Schritte weiter wiederholte sich das — diesmal mußte er, sehr gegen seinen Willen, sogar stehen bleiben und dem alten Feldmarschallleutnant Krifits und seiner Frau erschöpfend Auskunft über alles mögliche geben.

Endlich ließen sie ihn los, er machte noch eine tiefe Verbeugung und eilte dann die Babenbergerstraße hinauf — hier, so hoffte er, würde er keine Bekannten finden.

Recht müde war er. Gewohnheitsgemäß sah er sich nach einem Fiaker um. An der Ecke standen sie in langer Reihe. Schon wollte er den ersten heranzwinken — doch er befann sich eines anderen, machte noch ein paar Schritte und stieg dann in einen Straßenbahnwagen, der nach Schönbrunn hinausfuhr. Er setzte sich so, daß man von außen sein Gesicht nicht sehen konnte, denn es wäre ihm peinlich gewesen, wenn ihn jemand aus seinen Kreisen in der Elektrischen gesehen hätte.

Heller Tag war's noch, als er zur Gloriette emporstieg. Die Luft lind wie im Sommer, nur die Färbung der Blätter verriet, daß es schon Herbst war.

Scharf und sauber gezeichnet, einem Gemälde gleich, zeigte sich Wien. Ganz vorn das langgestreckte Schloß, zur Rechten, schier endlos sich gen Osten dehnend, die Stadt, das eintönige Häusergewirr da und dort von grau-grünen Flecken und Linien unterbrochen. Im Hintergrund der Rablenberg, noch weiter nach rechts

der Leopoldsberg, steil zur Donau abstürzend. All das wie in leichten Nebel getaucht. Der wenig durchsichtige Großstadthimmel paßte zu dem kreidigen Bilde.

Lersburg stand vor dem Säulenbau und blickte traumverloren in die Ferne. Unliebsame Erinnerungen mußten ihm da gekommen sein. Er war förmlich in sich zusammengesunken, und jetzt seufzte er schwer auf. Scheu sah er sich um, ob ihn niemand belausche. Ein Trupp Engländer, alle mit Feldstechern bewaffnet, eilte gerade die Treppe hinab — er war ganz allein auf der Terrasse. Ungestört konnte er seinen Gedanken nachhängen.

Diese blauen Berge da hinten erinnerten ihn an die so ähnlich geformten in Ostmähren, an die Rappatenausläufer. Er brauchte nur das Häusermeer sich hinwegzudenken — und das fiel ihm leicht, denn immer mehr verdichtete sich der Dunst, immer mehr versanken Türme und Ruppeln und Giebel darin. Und nun stand, zum Greifen fast, die schmale Ebene zwischen Waldbergen und waldbesetzten Hügeln vor ihm. Der vorderste trug eine Kapelle — ähnlich der dort auf dem Leopoldsberg, schmucklos, mit hohem Dach. Die Niederung war Ackerland, von einem Bächlein beriefelt, von Alleen durchzogen. Wo die sternförmig zusammenliefen, ein weißer, nüchterner Bau, weitläufig, doch nur ein Stock hoch. Schloß nannten's die Leute. Ein alter, schattiger Park umgab es; vor dem Haus ein Blumen-garten, in Urgroßvätergeschmack angelegt, mit Dianen und Nymphen, aus Sandstein gehauen, arg zerfressen von den Winterstürmen eines Jahrhunderts. Drinnen in den hohen Zimmern und Sälen Biedermeiermöbel. Ihm erschien es immer so unwohnlich, das stilvolle Milieu, und er ließ sich eine Zimmerflucht ganz modern einrichten, englisch, auf Behaglichkeit bedacht. Kostete

ein Heibengeld. Nun, er konnte sich's ja leisten — damals! Großtante Malwine hatte sich es wohl nicht träumen lassen, daß ihr schöner Besitz kaum fünf Jahre nach ihrem Tode unter den Hammer kommen würde! Tausend Foch in einem Stück, zwei Meierhöfe, Bargeld — an die hunderttausend Gulden — es war eine ansehnliche Erbschaft! Und in nur fünf Jahren — —!

Wie das gekommen war? Er wußte es so ganz genau selbst nicht mehr. Durch eigene Schuld — gewiß! Aber verlumpt, wie man so zu sagen pflegt, hatte er's nicht. Ein Lump war er nie gewesen, hätte es gar nicht sein können. Der blutarmer Infanterie-leutnant, der außer seiner Gage nichts besaß, nicht einen roten Heller Zulage, war kein lustiger Schuldenmacher. Er verstand zu rechnen, mußte es verstehen. Seine Familiengeschichte lieferte ihm Beispiele genug von Leichtsinn und Spielen, Vater und Großvater waren Geldverächter und schlechte Wirte gewesen, hatten, wenn fünf Goldstücke in ihrer Tasche klinkerten, fünfzig ausgegeben, immer nur dem Augenblicke gelebt, nie auf die Zukunft bedacht. Hatten auch alle ein schlimmes Ende genommen. Er wollte klüger sein, wollte sein Leben anders einrichten. Und, dessen war er gewiß, seinen Weg würde er machen. Die Vorgesetzten lobten ihn über alle Maßen. Die Kameraden freilich weniger; darin waren sie aber alle einig, daß er's noch zu etwas bringen werde.

Zwei Tage, nachdem er Oberleutnant geworden, starb die Großtante. Ihn hatte sie zu ihrem Universal-erben eingesetzt. Weshalb sie's getan? Er konnte sich das nicht erklären. Wahrscheinlich war es eine augenblickliche Laune gewesen. Wenn man sechsundachtzig Jahre zählt, darf man wohl launisch sein.

Da war er plötzlich reich geworden, unermeslich

reich, wie er dachte. Ihm, der noch nie einen überflüssigen Zehner gehabt, erschienen die Hunderttausende unerschöpflich, und in solchem Bewußtsein streute er nun das Geld mit vollen Händen aus. Zunächst nahm er längeren Urlaub — er wollte sein Leben genießen, sagte er sich, nachholen, was er bisher versäumen mußte. Das Offiziersleben erschien ihm jetzt unsäglich langweilig. Er ging nicht mehr zurück zum Regiment, sondern nahm seinen Abschied. Und kaum hatte er die Uniform ausgezogen, so war auch schon der Geist der Lersburgs über ihn gekommen. Sehr erstaunt war er, als er eines Tages von seiner Bank die Mitteilung erhielt, daß sein Guthaben erschöpft sei. Er hielt sich gerade in Kairo auf, und seine Gesellschaft wollte den Nil hinauffahren. Dazu brauchte er Geld. Sein damaliger Anwalt verschaffte ihm eine Anleihe, und nicht gar lange drauf eine zweite. Noch eine dritte folgte — dann ließ er ihn sitzen, wie man eine ausgepreßte Zitrone wegwirft. — Nun wollte der Doktor Oppel ihn retten. Wenn das eine Rettung war! —

Vom Rahlenberg herüber strich der Abendwind. Es wurde kühl, und Lersburg erwachte aus seinen Träumen. Aufatmend trat er von der Brüstung zurück, sah auf seine Uhr und stieg dann die Treppe hinunter. Vorüber an zierlich gestukkten und beschnittenen Baumwänden, an Wasserbecken und Statuen schritt er durchs Tor, quer über den Platz, aufs Geratewohl nach rechts, in eine Seitengasse einbiegend. Ganz vergessen hatte er, daß er nach Wien zurück gewollt.

Schon brannten die Gaslaternen; halbe Straßen weit begegnete ihm niemand. Immer öder wurde es, immer ärmlicher die Häuserzeile. Auf der einen Seite dehnte sich bald freies Feld — irgend ein Großstadtendchen. Lersburg zögerte, weiterzugehen. Er drehte

sich um. In einiger Entfernung blinkte die Helmspitze eines Schutzmannes auf. Den fragte er nach der nächsten Haltestelle der Straßenbahn. Verwundert guckte der Polizist ihn an. Dann wies er ihm den Weg — es war recht weit.

Lange dauerte es, bis ein Wagen kam. Ganz allein stand Lersburg unter der flackernden Laterne und horchte auf die verworrenen Töne, die aus der Branntweinkneipe gegenüber zu ihm drangen. Plötzlich wurde die Ladentür aufgerissen, und ein Mensch flog förmlich heraus. Im Fallen überschlug er sich, kollerte einige Schritte weit und blieb neben dem Fahrdamm liegen. Schwer betrunken mußte er sein.

Angewidert wandte sich Lersburg ab. Da tauchte endlich der Wagen aus dem Dunkel hervor. Lersburg sprang auf und war bald wieder in Wien.

An der Opernede verließ er die Elektrische und schlenderte den Ring hinab, gegen den Schwarzenbergplatz zu. Vor dem Hotel Imperial hielt er an, gewohnheitsmäßig wollte er eintreten, der Laufjunge in der Einfahrt hatte schon an die Mütze gegriffen, und Lersburg bemerkte, wie der Kleine ein ganz verduhtes Gesicht machte. Halb belustigt, halb geärgert wandte sich Lersburg um und eilte über den Naschmarkt in die Vorstadt hinaus, in seinen Gasthof.

Es war ein bürgerliches Haus, wie man das im alten Wien so nennt. Angeblich gemütlich, in Wahrheit aber etwas schäbig eingerichtet. Die Zimmer eng und dumpf, dabei nicht einmal billig. Sein Stübchen lag zwei Treppen hoch im Seitenflügel. Schwere Luft schlug ihm entgegen, als er die niedrige Tür aufstieß. Im Dunklen tappte er vorwärts, setzte sich auf den Bettrand und starrte auf die dünnen Lichtstrahlen, die vom Gange aus durch die Ritzen oberhalb der Schwelle

hereindrangen. Das also war der erste Tag des neuen Lebens! Und die Fortsetzung?

Keine Rettung gab es für ihn! Zwar — er brauchte ja nur zuzugreifen. Oppel hatte ihm alle Wege so schön geebnet — nur zu wollen brauchte er, und das Verlorene war ihm wiedergegeben. Durch ein einziges Ja wäre er wieder geworden, was er gewesen — der frühere, der reiche Baron Vinzenz v. Versburg!

Der reiche gewiß — reicher sogar als je zuvor. Doch der frühere — das würde er durch solche Geldheirat nicht werden.

Wenn er sich Herrn Haßberger vergegenwärtigte — so hieß der Mensch doch? — sollte mehrfacher Millionär sein, hatte nur ein Kind, eine Tochter — Luzi oder Lili oder Lola — wie hatte Oppel nur gesagt? Ja — richtig: Lili?! Das Mädchen war hübsch, sehr hübsch sogar. Oppel hatte ihm ihr Bild gezeigt — ein feines, schmales Gesicht, kühl und anscheinend klug blickende Augen, prachtvolles Haar, gut frisiert. Auszusehen war nichts an ihr, einen spießbürgerlichen Eindruck machte sie ganz und gar nicht. Hätte nur ein „von“ hinter ihrem Taufnamen gestanden! Und dann — das Drum und Dran ihrer Verwandtschaft!

Ein Fräulein Haßberger zur Frau zu haben, geht ja schließlich noch an, denn der eigene gute, alte Name deckt alle Blößen und Mängel, aber einen Herrn Haßberger zum Schwiegervater, eine Frau Haßberger zur Schwiegermutter! Die würde ihn gewiß mit hinabzerrten ins — ins — in das engbegrenzte Milieu des Haßbergerschen Kreises.

Schredliche Aussicht!

Er sprang auf, machte Licht und blickte sich um in seinem armseligen Hotelzimmer, in dem langen, schmalen Raum mit der geschmacklosen Tapete, mit den bunt

zusammengewürfelten Möbeln, deren Politur längst verblaßt, deren Polsterüberzüge längst rissig und geborsten waren — unsäglich unfreundlich, ja schmutzig! — Furcht ergriff ihn vor dem Alleinsein — Stimmengewirr wollte, mußte er hören, Lichterglanz sehen, frohe Menschen sollten um ihn sein!

Rasch warf er sich in Abendtoilette und eilte die Treppe hinab. Unten winkte er einen Einspanner herbei und ließ sich in die Stadt fahren.

3.

Mittag war's, als Lersburg in die Gasse einbog, wo Doktor Oppels Haus lag. Sehr spät war er aufgestanden — noch später als gewöhnlich, hatte in einem Vorstadtcafé gefrühstückt, ein paar Morgenblätter durchflogen, dann noch eine halbe Stunde lang zum Fenster hinausgesehen, die lärmerfüllte Straße entlang, diese Großstadtstraße mit den vielen polternden Lastwagen und rasselnden Elektrischen und den eilenden Menschen auf dem schmalen Bürgersteig, und dann war er weggegangen — er mußte ja heute Antwort bringen! Zu einem Entschluß war er freilich noch nicht gekommen, noch genau so unentschieden wie gestern und vorgestern und ehervorgestern und alle die Tage her.

Segen ein sonderbar widerwärtiges Gefühl hatte er anzukämpfen, als er die zwei Treppen emporstieg. Elend war ihm zu Mute; er schämte sich ob seines Schwankens vor sich selber. Auf jedem Treppenabsatz blieb er stehen; immer wieder trieb es ihn, umzukehren. Und immer wieder mußte er sich sagen, daß das einer feigen Flucht gleich käme. Er bezwang sich also.

Der Anwalt war nicht allein. Auf dem Sofa saß in sehr ungezwungener Haltung ein vierschrötiger, auffallend gekleideter Mann; er hielt die Hände gekreuzt

und bewegte im Takt die dicken, kurzen Finger, stoßweise ging sein Atem, sein kupferiges Gesicht hatte einen harmlos-gutmütigen Ausdruck.

Oppel eilte Versburg rasch entgegen. „Gehorsamster Diener, Herr Baron!“ rief er. „Sie kommen grad recht, denn grad jetzt haben wir von Ihnen gesprochen! — Sie erlauben, daß ich Ihnen Herrn Heller vorstelle. — Es ist wirklich sehr gut, daß die Herren sich jetzt bei mir getroffen haben.“

Heller war bei der Vorstellung sitzen geblieben — kaum daß er leicht mit dem Kopf genickt hatte.

Oppel sah den Baron wie um Verzeihung heischend an und sagte dann sehr rasch und die Stimme dämpfend: „Darf ich Sie bitten, Herr Baron, einen Augenblick da hereinzukommen? Ich hab' Ihnen etwas mitzuteilen.“

Er ging mit Versburg ins Nebenzimmer, zog die Tür hinter sich zu und sagte dann wieder leise: „Herr Baron — es ist mir sehr leid — eine sehr peinliche Sache ist da passiert!“

„Was denn?“

„Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen das erzählen soll! Ich könnt' mir die Haare ausraufen!“

„Bitte — reden Sie!“

„Na — also! Der dicke Kerl, der da draußen sitzt, kommt vor fünf Minuten her — ich hab' schon gemeint, daß Sie's sind in der bewußten Angelegenheit — Sie wissen schon!“

„In welcher denn?“

„Nun — die Sache mit Ihrer Heirat!“

„Mit meiner Heirat? Erlauben Sie —“

„Pardon — Pardon! Ich hab' mich schlecht ausgedrückt! Ich meine wegen der Partie, die der Hübner anträgt —“

„Weiter, Herr Doktor!“

„Also — der Mensch kommt herein, stellt sich mir vor, fragt nach Ihnen, denn er hat — erschrecken Sie nicht, Herr Baron! — er hat einen Wechsel von Ihnen. Dreitausendzweihundert Kronen, sagt er. Können Sie's einlösen?“

„Sie sind in meine Verhältnisse eingeweiht, Herr Doktor, Ihre Frage ist also zumindest überflüssig.“

Der Anwalt seufzte. „Und der Mensch läßt nicht mit sich reden! Herr Baron — ich hab' alles probiert — wenn er nicht morgen mittag sein Geld kriegt, klagt er.“

Lersburg war sehr ernst geworden. Ein sonderbares Gefühl bemächtigte sich seiner — als ob ihm etwas die Kehle zuschnürte.

Oppel ließ ihm keine Zeit zum Ausspinnen der Schreckbilder, die rasch und immer deutlicher vor ihm aufstiegen. „Herr Baron,“ sagte er, „jetzt ist die Not groß. Sie können sich nicht helfen, und ich kann Ihnen leider auch nicht helfen, Sie müssen die Hilfe nehmen, von wo sie kommt! Noch ein Glück ist's, daß Sie nur zugreifen brauchen! Freilich müssen Sie schnell zugreifen!“

„Ach so! Nun — ich wollte Ihnen eben meinen Entschluß mitteilen, daß ich mich zu diesem Ausweg nicht hergeben kann.“

„Hergeben? Herr Baron, ich versteh' Sie wirklich nicht. Nehmen Sie Vernunft an! Ich mein's wirklich gut mit Ihnen — machen Sie sich nicht unglücklich! Jetzt ist's noch möglich, morgen um diese Zeit ist's zu spät!“

„Ich kann nicht, Herr Doktor! Komme, was da will — ich kann nicht!“

Seufzend ließ sich der Anwalt in einen Sessel sinken.

„Gut, Herr Baron,“ sagte er, „gut! Sie müssen wissen, was Sie tun. Ich hab' meine Schuldigkeit getan. Was jetzt aus Ihnen wird — Sie können's sich denken!“

Herrisches Pochen enthob Lersburg der Antwort. Grob wurde die Tür aufgerissen, Heller steckte den Kopf herein und brummte: „Na, was is? Glauben S', daß ich keine S'schäft'n hab', als auf Ihnen zu wart'n? Merken S' sich gut: morgen auf Mittag, wann ich mein Geld nit krieg', weiß ich, wohin ich zu gehn hab'!“

Hestig schlug er die Tür hinter sich zu.

Oppel eilte ihm nach, doch Vorzimmer und Flur fand er schon leer.

„Haben Sie schon so etwas gehört?“ seufzte er, als er zurückkam. „So eine Gemeinheit! Das muß man sich in seinem eigenen Hause bieten lassen! — Übrigens muß ich jetzt aufs Gericht — man erwartet mich. Bleiben Sie noch hier?“

Lersburg erhob sich schwerfällig aus seiner Diwanede. „Die gewisse Angelegenheit haben wir ja noch gar nicht besprochen,“ sagte er so ruhig, wie er nur konnte.

Der Anwalt tat, als ob er nicht bemerkte, wie seines Besuchers Stimme bebte, wie seine Finger zitterten. „Haben Sie mir überhaupt da noch etwas zu sagen, Herr Baron?“ fragte er.

„Deshalb bin ich ja gekommen! Wollen Sie mich mit dem Fräulein — Haßberger bekannt machen?“

„Sehr gern, Herr Baron! Sie nehmen mir wirklich einen Stein vom Herzen! Nein — ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich freue, daß Sie endlich —“

Der Baron unterbrach ihn. „Wann kann das geschehen?“ fragte er.

„Sobald Sie befehlen.“

„Vielleicht morgen vormittag — um halb zwölf im Künstlerhaus?“

„Ganz wie Sie wünschen! Also morgen — vormittag — halb zwölf — Künstlerhaus!“ Er notierte sich die Einzelheiten. „Hübner wird das machen — ist's Ihnen recht?“

„Gewiß! Und — Herr Doktor — der Wechsel?“

„Der Wechsel, Herr Baron? Nun, das läßt sich jetzt schon machen. Überlassen Sie das mir!“

Lersburg nickte bloß. Schwer lag's auf seiner Brust, in seinen Gliedern verspürte er auf einmal eine seltsame Mattigkeit. Raun daß er noch so viel Kraft hatte, um in leiblich guter Haltung sich von Oppel zu verabschieden und hinauszugehen.

4.

Die Vorstellung im Künstlerhause war vorüber, und man schickte sich an, die Säle zu durchwandern. Lili mit Lersburg voran, Frau Haßberger und Hübner hinterher. Unauffällig vergrößerte Hübner die Entfernung. Bald blieb er vor diesem, bald vor jenem Bilde stehen, und Frau Haßberger war das ganz recht. Man mußte den jungen Leuten doch Gelegenheit geben, sich ausprechen zu können.

Nur wenige Worte wechselte das voranschreitende Paar. Lersburg hatte einige landläufige Bemerkungen vorgebracht — übers herrliche Wiener Herbstwetter, das ihm die alte Stadt nur noch lieber mache, über die Theatersaison, die eine ungewöhnlich abwechslungsreiche zu werden verspreche, über eine gefeierte Sängerin und einen beliebten Komiker. Lili Haßberger hatte darauf manchmal ein Ja fallen lassen oder ein Nein, zuweilen auch nur ein zustimmendes Kopfnicken

für genügend gehalten — kurz, nur recht mühsam schleppte sich das Gespräch fort. Und wenn sie vor irgend einer besonders farbenleuchtenden Leinwand ihren Gang unterbrachen und in ihren Katalogen nachsahen, dann betrachteten sie sich wohl verstohlen, forschende Blicke flogen zwischen ihnen hin und her, rasch-vorsichtige, damit sie nicht bemerkt würden.

Rein harmloser Backfisch war diese Lili, auch kein kleines Bürgermädchel mit der Schwärmerci für interessante Leutnants. So prüfend blickte nur eine Erfahrene, Kluge.

Aber jung, sehr jung mußte sie noch sein. Das Schneiderkleid zeigte feine, schlankte Formen, Lili Haßberger sah aus, als ob sie kaum erst dem kurzen Rock entwachsen wäre. Das feine, blasse Gesicht hatte nichts Spießbürgerliches, diese Züge würden nie schwammig-gewöhnlich werden, war ja auch ihre Mutter noch eine hübsche, stattliche Erscheinung.

Das Mädchen gefiel ihm.

Er ihr weniger. Wie er sie ansah — wie eindringlich prüfend! Zwar verhüllte er das recht geschickt, sie aber bemerkte es gut genug, und das stieß sie ab. Und auch sonst — dieser Baron Lersburg trat ihr viel zu selbstbewußt auf, zeigte in jeder seiner Bewegungen wie absichtlich den Hochgeborenen. Etwas mehr Bescheidenheit, so dachte sie, wäre für ihn doch sehr am Platze gewesen! Wußte sie doch gut genug, daß er sich ihrer Mitgift halber um sie bewerbe. Seit Tagen war im Haßbergerschen Hause von nichts anderem die Rede gewesen als von dieser Heirat, Vater und Mutter hatten sie eingehend besprochen, sogar das Adelshandbuch vom Buchhändler holen lassen. Haßberger hatte alle Auskunftsleute Wiens in Bewegung gesetzt, um sich genau über Lersburg zu erkundigen.

Was er zu hören bekam, befriedigte nicht besonders, und nun, da Lili den bis über die Ohren verschuldeten Baron kennen gelernt — nun ärgerten sie seine Ruhe, seine Sicherheit. Namentlich aber, daß sie so gar wenig Eindruck auf ihn machte. Schließlich — so hübsch und elegant wie die Baroneffen und Komtessen, die man ihr auf Bällen und Ausstellungen gezeigt — so war sie doch mindestens auch! Ein wenig mehr Beachtung hätte ihre Persönlichkeit schon verdient! Ein ganz klein wenig mehr um sie werben hätte er schon können! Man will doch seine Illusionen so lange wie möglich bewahren! Lersburg aber raubte ihr die gründlich. Er beobachtete sie lediglich, ob sie nicht gar zu spießbürgerlich aussehe und denke. Das empörte sie.

Ihn ausschlagen aber wollte sie deshalb noch keineswegs.

Zeit genug blieb ihr zu solchen Betrachtungen. Im vorletzten Saale erst war die Mutter mit Hübner ihnen nachgekommen, und Frau Haßberger meinte, sie wollten jetzt nach Hause fahren, dankte den Herren für ihre Begleitung und, ganz wie von ungefähr, lud sie Lersburg ein, sie doch einmal zu besuchen.

„Sie kommen auch, nicht wahr, Herr Doktor? — Wann schenken uns der Herr Baron das Vergnügen? Vielleicht morgen abend — ja?“

Lersburg verbeugte sich zustimmend.

Haßbergers bewohnten ihr eigenes Haus, ein einstockiges Gebäude in einer stillen Seitenstraße der Josefstadt. Die Wohnung war ziemlich groß, Lersburg wurde durch ein halbes Duzend Zimmer geführt, bevor er den kleinen Eckalon betrat, in dem die Hausfrau ihn empfing. Flüchtig sah er das unvermeidliche altdeutsche Speisezimmer, daneben ein phantastisch, an-

geblich türktisch möbliertes Rabinett, dann eine Art Boudoir mit gräßlichen hellblauen Samtmöbeln, dann ein Herrenzimmer mit großem Bibliothekschrant, einem Riesenschreibtisch und englischen Klubseffeln — all das machte einen unangenehm neuen Eindruck. Auch der Salon erschien ihm entsetzlich banal — Renaissancetisch und ebensolche Stühle, ein zu bunter Kronleuchter und ein nicht recht dazu passender Smyrnateppich. Parvenütum, das sich überall breit macht, sagte er sich.

Herr Haßberger eilte ihm entgegen und begrüßte ihn mit übergroßer Wärme wie einen alten, werten Freund, um gleich darauf sehr verlegen zu werden. An der Schwelle des Salons erwartete ihn Frau Haßberger, und dann machte man sich's — Hübner war schon da — bequem. Viel zu bequem, dachte Lersburg, als er auf Herrn Haßbergers weit ausgestreckte Beine blickte.

Bald kam auch Lili. Lersburg und Hübner sprangen auf. Nach der Begrüßung setzte man sich wieder, in die Diwanede die Hausfrau, ihr zur Linken der Advokat und Haßberger; Lili und Lersburg schlossen den Kreis.

Das Gespräch wollte nicht recht in Gang kommen. Recht befangen saß Haßberger da — der große, stattliche Mann mit dem mächtigen Schnurrbart und der Riesengläse war wie eingeschüchtert. Ein Lersburg, ein wahrhaftiger Baron bei ihm! Der Glanz des alten Namens, das sichere Auftreten des Edelmannes bedrückten ihn, der trotz seiner Millionen dem Kleinbürgertum noch keineswegs entwachsen war. Und nicht anders erging es seiner Frau. Sie war zwar viel formgewandter als ihr Mann, wußte sich besser anzupassen und geriet nicht so leicht in Verwirrung, ein wenig aufgeregter war aber auch sie. Im Künstlerhause

hatte sie solches Gefühl nicht empfunden — hier, in der eigenen Wohnung, mußte sie sich immer fragen: Welchen Eindruck machen wir auf den Baron? Mißfallen wir ihm auch nicht? Wird's mit Lili etwas werden?

Wieder führte Hübner das Gespräch. Schwerfällig genug schleppte es sich fort. Nur Alltägliches wurde berührt, Wiener Ereignisse und Dinge, die keinen weiteren Gesichtskreis erforderten. Lersburg war ihm dankbar dafür, daß er überhaupt ein Gespräch in Gang erhielt. Wie weit lagen seine und dieser Leute geistige Welt auseinander!

Lili, mit der er bisher nur einige Worte gewechselt, war bald ins Nebenzimmer gegangen, und bald tönten Tellergeklapper und Gläsergeklirr herüber.

Man sprach gerade von Häuserpreisen. Haßberger hielt fest an dem Thema. Er hegte wohl die Voraussetzung, daß das auch die anderen fesseln müsse, was ihm wichtig erscheine. Er erklärte dem Baron sehr weiterschweifig, wie schlecht es jetzt der Hausbesitzer in Wien habe, die Steuern seien viel zu hoch, die Reparaturen zehrten die Miete nahezu auf. „Sechzehn Häuser hab' ich hier in Wien, Herr Baron — alle dreistödig, gut und modern alles gebaut — und wenn ich so die Rechnung mach' — na — kaum daß mir was bleibt! Kreditaktien aber scheinen jetzt zu steigen — da laßt sich eher noch was machen!“

Lersburg bezwang seine immer stärker werdende Mißstimmung und war froh, als Lili endlich wieder hereinkam. Mit ihr wenigstens konnte er doch sich noch unterhalten. Es war, als ob sie gar nicht zu dieser Familie gehörte. Was sie sagte, trug nie den Stempel dieses ihm so gräßlichen Spießbürgertums.

„Was halten Sie von Kreditaktien?“ fragte er Lili,

neugierig auf die Antwort. Hatte sie vielleicht doch auch Sinn fürs Geschäft?

Ein wenig spöttisch blickte sie ihn an. „Sie müssen das besser wissen als ich! Sie haben den Auseinandersetzungen des Vaters ja sehr aufmerksam zugehört!“

„Sie waren ja nicht da!“

„Also Kreditattien und ich — das ist Ihnen alles gleich?“

Lersburg mußte lachen. Seine ärgerliche Stimmung verflog. „Da hab' ich mir, wie es scheint, eine Blöße gegeben — noch dazu einem sehr gefährlichen Gegner gegenüber! Muß mich besser in acht nehmen!“

„Können Sie denn das?“

„Sie scheinen keine große Meinung von mir zu haben.“

„Da braucht Ihnen ja nichts dran zu liegen.“

„Und wenn mir doch etwas daran läge?“

„Von dem hab' ich bis jetzt nichts gemerkt.“

„Sie kennen mich noch viel zu wenig, Fräulein Lili! Ich zeige meine Gefühle nicht ohne weiteres.“

„Lassen sie aber um so mehr erraten.“

„Ich habe auch nichts zu verheimlichen, Fräulein Lili.“

„Muß ich Ihnen das glauben, Herr Baron?“

Lersburg sah sie ergötzt an. „So kriegerisch? Hatte das von Ihnen gar nicht erwartet.“

„Sie kennen mich eben auch nicht!“

„Noch nicht, Fräulein Lili, noch nicht!“

„Wäre auch zu schnell für so eine kurze Bekanntschaft!“

„Die kann ja leicht eine längere werden!“

„Dann würde ich aber auch Sie genauer kennen lernen!“

„Dabei hab' ich nichts zu befürchten!“

„Na — ich weiß nicht!“

„Wieder kriegerisch?“

„Wie immer!“

„Immer, Fräulein Lili?“

„Das hängt von meiner Gesellschaft ab.“

„Also in meiner Gesellschaft sind Sie so —“

„Ganz so wie Sie, Herr Baron!“

„Und wenn ich anders wäre?“

Lili blieb ihm die Antwort schuldig.

Ein nettgekleidetes Dienstmädchen trug kleine Tische herbei, und Lili schenkte den Tee ein. Haßberger zog eine ungeheure Zigarrentasche hervor und reichte sie Lersburg und Hübner.

Der Baron fragte die Hausfrau, ob ihr der Rauch nicht lästig falle.

„Aber, Herr Baron — ich bitt' Sie! — Mein Mann dampft den ganzen Tag von früh bis in die Nacht hinein! — Lili, der Herr Baron möcht' vielleicht noch ein Schalerl Tee — ja?“

Und dann, nachdem Lersburg dankend verneint und wieder mit Lili zu plaudern begonnen, fragte sie Hübner, wann seine Frau sie endlich einmal besuche. „Sie ist mir's schuldig. Wissen S', Herr Doktor, ich brauch' ein Kochrezept von ihr, das weiß halt niemand so gut als wie die liebe, gute Frau v. Hübner. Auch meine neue Garnitur für die Villa in Speising will ich ihr zeigen — mir machen so neue Sachen immer viel Freud'! — Ihnen auch, Herr Baron? Haben der Herr Baron schon den Schreibtisch von meinem Mann gesehn? Ein sehr schönes Stück, hat der Fabrikant g'sagt. — Geh, Franzl, zeig ihn dem Herrn Baron!“

Sie winkte Haßberger zu, und Lersburg wußte sofort, daß er jetzt gewisse Eröffnungen zu hören bekommen werde.

Er täuschte sich nicht.

„Alsdann, Herr Baron,“ sagte Haßberger, nachdem er sorgfältig die Thür geschlossen, „der Herr Doktor Hübner wird Ihnen eh' schon alles g'sagt haben —“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr Haßberger.“

„Ja — alsdann —“ Wieder stockte er. Dann nahm er einen Anlauf. „Schau'n S', Herr Baron, ich mein' halt, es is am g'scheitesten, wann man das G'schäftliche zuerst in Ordnung bringt. Nachher geht alles wie g'schmiert. Mit wahr — ja? Der Hübner hat g'sagt, daß der Herr Baron die Lili — daß Sie uns die große Ehr' erweisen wollen, unsere Lili — — —“

Wieder machte er eine Pause und sah Lersburg erwartungsvoll an.

Der verbeugte sich leicht und sagte: „Sie haben mir den Weg geebnet, Herr Haßberger. Sie gestatten mir also, mich um Ihr Fräulein Tochter zu bewerben? Mit ihr habe ich natürlich noch nicht gesprochen — ich wollte mich doch erst vergewissern, ob ich bei Ihnen, Herr Haßberger, auf keinen Widerstand stoßen würde.“

Die Antwort war eine abwehrende Handbewegung.

„Wenn ich nun,“ fuhr Lersburg fort, „mir darüber Gewißheit verschafft habe, so werde ich mit von Fräulein Lili die Antwort holen. Wie die ausfallen wird, kann ich natürlich noch nicht wissen; ich kann aber versichern, Herr Haßberger, daß ich Fräulein Lili ein guter Satte sein würde. Sie dürften mit Ihre Tochter unbedenklich anvertrauen.“

Haßberger ergriff Lersburgs Hand und drückte sie kräftig. „Ich weiß, Herr Baron, ich weiß!“ murmelte er gerührt. „Alles weiß ich! . . . Aber jetzt'n muß ich Ihnen auch was sag'n! . . . Alsdann — der Hübner hat mir ja alles erzählt von Ihnen, und ich weiß auch, wie Sie in die Schlamastik hineintommen san. Na —“

geschehn is geschehn — da laßt sich nix ändern! Und Ihre Sach'n werd' ich schon ordnen, da brauch'n S' keine Sorg' nit zu hab'n! Die Lili kriegt eine volle Million — Gulden, Herr Baron, keine Kronen! — die Mitgift krieg'n Sie in die Hand zugezählt; und wann ich amal stirb, nacher kriegt s' noch amal so viel — und wann Ihnen das recht is, so kaufen wir Ihnen ein Gut oder, wann's geht, kauft man das, was Ihnen g'hört hat, z'ruck — was es drüber kost', geb' ich schon her und laß es auf den Namen von der Lili eintrag'n — die Rechnung find't man schon später! — Wissen S', Herr Baron — das is wegen Leben und Sterben. — Entschuldigen schon vielmals, Herr Baron, daß ich so frei von der Leber weg red', aber so G'schäftsfachen muß man richtig besprechen! Is Ihnen das recht so?"

„Vollkommen, Herr Haßberger! Ich danke Ihnen für Ihr Entgegenkommen.“

„Aber ich bitt' Sie! Is nix zu danken! Alsdann — wann woll'n S' mit der Lili reden? Heut noch?"

„Wenn Sie erlauben, so werde ich morgen —“

„Gut! Auf die paar Stund'n kommt's nit mehr an! Ha—ha—ha!“

— — — — —
Am nächsten Vormittag, um halb zwölf Uhr, hielt der Freiherr Vinzenz v. Lersburg um die Hand Lili Haßbergers an.

Im großen Salon war's. Das junge Mädchen schien gar nicht verwirrt zu sein, als Lersburg mit kurzen Worten sie fragte, ob sie sich nicht entschließen könne, seine Frau zu werden. Was er ihr bieten würde, wäre sein alter, makelloser Name und — er selbst. „Über mich, Fräulein Lili, haben Sie sich wohl ein Urtheil bilden können — ich wünsche und hoffe, daß es kein ungünstiges für mich ist.“

Lili antwortete, daß sie seinen Antrag annehme. Viel zu sagen habe sie ihm weiter nicht, nur das eine, daß sie die Gefühle, die er für sie hege, getreulich erwidere.

Dann reichte sie Lersburg die Rechte, er zog sie an die Lippen und drückte den Verlobungsstuß auf ihre Stirne.

Im stillen meinte er: Die Kleine hat's hinter den Ohren; da heißt's gut aufpassen!

Und dann kam Frau Haßberger, vor Freude weinend, und es wurde besprochen, daß man morgen abend eine kleine Familienverlobungsfeier veranstalten wolle. „Das muß man, Herr Schwiegersohn! Von Ihren Leuten is taner in Wien? — Das is aber schad'! — Na, von uns werden dafür grad genug dasein!“

Er ließ jetzt schon alles über sich ergehen.

5.

Lersburg war wieder ganz der alte, als er Abends das Haßbergersche Haus verließ. Es war nicht einmal gar so gräßlich gewesen. Man gewöhnt sich ja an alles. Das Spießbürgerliche bei Haßbergers machte ihn jetzt nur noch lachen, und wenige Stunden zuvor hatte er geglaubt, sich niemals darenin finden zu können.

Nun, er wollte schon dafür sorgen, daß die verehrten Schwiegereltern ihm nicht allzuoft ins Haus kamen. Man kann das ganz geschickt machen, Lili würde ihm da sicher keine Schwierigkeiten bereiten! Das Elternhaus paßte ihr gewiß längst nicht mehr, das wußte er. In dem wenn auch unauffälligen, so doch nachdrücklichen Beiseiteschieben der Alten würde sie ihn also jedenfalls unterstützen.

Und wie sich seine Bekannten zu der Heirat stellen würden, kümmerte ihn kaum mehr. Jetzt, da er seine

Sorgen schwinden sah, war wohlthuende Sicherheit über ihn gekommen, und mit dieser sein früherer gesunder Trost. Ihm ins Gesicht würde gewiß keiner wagen auch nur das geringste Anzüglichke zu sagen — und hinter seinem Rücken?! Das ließ ihn kalt.

Wie nett würde es sein auf Schloß — ja, auf welchem? Na — irgendwo würde er schon landen! Vielleicht könnte man auch den Rückkauf seiner Güter bewerkstelligen, denn der neue Besitzer war ja bloß ein Spekulant; der gab sie gerne her, wenn er ein schönes Profitchen erzielte. Und mit Lillis Geld wollte er dann ganz sorglos und auf großem Fuße leben.

Mit dem Gelde seiner Frau? Er richtete sich plötzlich hoch auf. Ein garstiges Wort! Demütigend war der ganze Schacher — und etwas anderes war das nicht! Aber — gab es für ihn noch eine Rettung auf anderem Weg? Die Frage mußte er verneinen.

Und wenn's auch nicht eben schön war, was sich ihm da bot, es hätte noch viel, viel ärger, noch viel häßlicher sein können. Lili würde keine schlechte Figur machen, dessen war er ganz sicher. Bis dahin freilich war noch so manch Unangenehmes hinunterzuschlucken.

In Gedanken setzte er die Verlobungsanzeige auf:

Lili Haßberger,
Freiherr Vinzenz v. Lersburg
Verlobte.

Er vermeinte jetzt die spizen Reden zu hören, die boshafte Bemerkungen in seinen Klubs und Kasinos, die Erklärungen, die man an das Ereignis knüpfen würde.

Eine bittere Pille, aber auch die letzte! Das Fräulein Lili Haßberger und die Baronin Lili Lersburg waren zwei verschiedene Menschen. Daß man der letzteren nicht nahe treten würde, davor brauchte er keine Angst zu haben.

Lersburg blickte auf. Da war er bis in die innere Stadt gegangen, ohne es recht zu merken. Bis in die Rärntnerstraße war er gekommen. Es ging auf halb zehn; der Verkehr hatte längst nachgelassen. Vom Ring her piff der kalte Herbstwind, und jetzt begann es zu regnen, in schweren Tropfen erst, wie zögernd, dann immer dichter und dichter. Schließlich goß es in Strömen.

Er flüchtete unter ein Haustor, schlug seinen Rocktragen auf und spähte nach einem Fiaker. Er war müde und wollte in sein Hotel fahren. Nichts zeigte sich; der Fahrweg lag wie ausgestorben da.

Der Torweg aber füllte sich allmählich mit Menschen: zwei verdächtig aussehende Burschen in leichten Sommerröcken, die Zigarette im Mundwinkel, frechen Blickes Lersburg mustern; ein böhmisches Dienstmädchen mit ihrem Schatz, einem zigeunerhaft aussehenden Kerl in fettigem, schwarzem Rock.

Recht unangenehm fand es Lersburg. Anderen mochte es auch so ergehen. Wie rasch hatte sich der eben eingetretene Offizier dort in eine Ecke zurückgezogen, als er die bunte Gesellschaft flüchtig gemustert!

Neben dem Baron standen einige Kanalkräumer; die rochen entseßlich nach Schnaps. Es war nicht mehr zum Aushalten. Er trat ins Freie. Dicht hinter ihm der Offizier, den er vorhin in der Einfahrt gesehen. Jetzt erkannte er ihn — Graf Shiglio war's, einer seiner näheren Bekannten.

„Servus, Alter!“ sprach er ihn an. „Hast du eine Idee, wie man da fortkommt?“

Verblüfft drehte sich der Offizier um. Dann lachte er. „Auch du, mein Sohn Brutus? Wie kommst denn du daher? Ja — ich möcht' auch gern wissen, wie man

wegkommt. Wo steckst du denn alleweil? — Da schau — es hört auf! Geht wir weiter!“

Sie gingen die Straße nebeneinander hinab.

„Also wo steckst du denn die ganze Zeit? Bist Eremit geworden? Oder heiratest du gar?“

„Erraten.“

„Was? — Natürlich meinen herzlichsten Glückwunsch! Sehr freu' ich mich! Sehr! . . . Und wen wirst du denn glücklich machen?“

„Fräulein Lili Haßberger.“

Shiglio blieb stehen. „Wie sagst du? Ich hab' nicht ganz verstanden.“

„Lili Haßberger.“

„Von der Bühne selbstverständlich?“

„Nein, lieber Freund. Nicht vom Theater. Aus guter, bürgerlicher Familie.“

Der Offizier war verstummt. Schweigend gingen sie nebeneinander her.

Endlich begann der Graf wieder: „Du — Benzl, ich möcht' dich was fragen, aber versprich mir, daß du nicht böß wirst!“

„Böß sein — auf dich? Was fällt dir ein! Red nur!“

„Sag, ist das eine Liebesheirat?“

Lersburg antwortete nicht. Lügen lag nicht in seiner Art.

Shiglio fuhr fort, rasch und eindringlich: „Dann bin ich schon auf der Spur! Man hört ja so allerhand erzählen! Hat's keine andere Möglichkeit gegeben, um dich wieder herauszuarbeiten? — — — Na, ich red' nicht weiter — ich seh' ja, du machst ein bößes Gesicht, also verzeih mir meine Fragerei! Ich war nur so arg überrascht, denn ich hab' immer gemeint, du wirst die kleine Mönchshofen heiraten. Ist doch ein ganz hübscher

Frag, und Geld hat s' auch. Und die vornehme Familie — Uradel! Und das weiß ich, daß sie dich gut hat leiden können — jeder Mensch hat's gemerkt. Na — vorbei! — Wenn man fragen darf, ist deine Braut schön?“

Lersburg trat unter eine Laterne und nahm aus seiner Brusttasche Lillis Photographie hervor, die er Ghiglio reichte.

„Ah — gratulier', Benzl, gratulier' dir! Das entschädigt freilich für alles! Aber — sei nit böß, Benzl, daß ich immer wieder drauf zurückkomm' — aber du weißt ja: ich bin dir kein schlechter Freund! Sag — was ist's mit der Familie?“

„Reiche Bürgerleute — damit ist alles gesagt. Meine Braut selbst ist so, daß ich sie mir gar nicht anders wünschen könnte.“

„Na ja — schließlich heiratest du sie und nicht ihre Eltern! Und Staat machen mit der neuen Verwandtschaft wirst du ja selber nicht wollen! — Also noch einmal: ich wünsch' dir alles Gute — und bei mir kommt's vom Herzen! Servus, Benzl, auf Wiedersehen!“

Sporenklirrend ging der Graf davon.

Mißvergnügt schlenderte Lersburg die Kärntnerstraße hinab. Diese Unterredung ärgerte ihn — nachträglich erst recht! Der Ghiglio — der hatte nicht in schlechter Absicht gesprochen, gewiß nicht! Aber warum hatte er selbst nicht so geantwortet, wie sich's gebührt hätte? Gar nicht zugeben hätte er dürfen, daß es keine Liebesheirat sei, gegen solche Vermutung sich zu verwahren, wäre seine Pflicht und Schuldigkeit gewesen.

Sehr unzufrieden war er mit sich.

6.

Im April sollte erst die Hochzeit sein. Frau Haßberger hatte das so gewünscht, denn sie und ihr Mann

hätten da auch geheiratet. Jetzt sei sie auch mit der Ausstattung nicht fertig. „Was glauben S' denn, Herr Schwiegersohn, eine Baronin kann nicht so eine simple Ausstattung krieg'n wie so ein kleines Bürgermadel! Es preßiert ja auch nit! Werdet eh' lang genug beisammen sein!“

Lersburg war's ganz recht so. Verliebt zeigte er sich durchaus nicht so wenig wie Lili. Rühl gingen sie nebeneinander her, wie es sich eben für Menschen schickt, die eine Vernunft Ehe schließen und sich darüber keinen Täuschungen hingeben. Daß sie immer mehr und mehr sich anpaßten — er an sie, sie an ihn — das war aber selbstverständlich. Ihm hatte sie ja gleich vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft an gefallen, und sie? Nun sie urteilte nicht mehr so schroff über ihn wie früher. Ein weniger scharfblickendes Mädchen als Lili hätte ihn sogar für einen tadellosen Bräutigam gehalten, für einen, wie er sein sollte, und ihn demgemäß verhimmelt. Sie wußte es freilich besser. Allein sein stets gleichmäßiges, zuvorkommend-liebenswertes Wesen hatte sie mit manchem ausgesöhnt; er würde keinen schlechten Ehemann abgeben, wenigstens keinen unangenehmen — und mehr verlangte sie ja gar nicht!

Frau Hasberger war selig, wenn sie in Begleitung Lilis und Lersburgs spazieren ging, und wenn dann so viele hohe Offiziere und ihr dem Sehen nach bekannte Aristokraten grüßten, so viele Politiker und Leute aus der ersten Gesellschaft. Und nun trat einer von ihnen in solch nahe verwandtschaftliche Beziehungen zu ihr! Es war zu schön! . . .

Und wie stolz, wie ungeheuer stolz war erst Herr Hasberger, daß ein leibhaftiger Baron sein Schwiegersohn werden wollte! Er hielt jetzt mehr auf sich als

vordem und bemühte sich, in Ton und Haltung den Vornehmen zu spielen.

Lersburg tat, als ob er diese kleinen Narrheiten nicht bemerkte. Fühlte er sich doch seinem künftigen Schwiegervater sehr zu Dank verpflichtet, denn geschickt hatte der seine so verwickelten und so aussichtslosen Angelegenheiten geordnet. Das Familiengut konnte er zwar nicht mehr zurückkaufen, doch ein Heer von Güteragenten machte sich nun auf die Suche nach einem passenden Besitz. Auch seine Schulden verursachten Lersburg keine Sorgen mehr. Haszberger hatte in aller Form die Verpflichtung übernommen, alle die Wechsel am Verfallstage einzulösen. —

Ende März setzte der Frühling plötzlich ein, wie das in Wien oft zu sein pflegt; vor wenigen Tagen noch Schneetreiben, und jetzt herrlichster, warmer Sonnenschein. Lersburg kam der Wetterumschlag ganz gelegen. Er mußte ins Obersteirische; man trug ihm dort ein Gut an — wie geschaffen für ihn — lauter Wald und eine großartig schöne Jagd auf Hirsche und Rehe und Wildschweine und Hasen. „Es ist auch ein schönes Schloß dabei mit vollständiger Einrichtung, die Aussicht auf die Berge ist auch herrlich, und der Preis ist lächerlich niedrig — halb geschenkt ist's, Herr Baron!“ hatte der Agent erklärt.

In Mürzzuschlag wartete schon ein Wagen, der ihn auf das Gut bringen sollte. Ausnahmsweise hatte der Vermittler nicht gelogen — das Gut war schön. Drei Tage blieb Lersburg dort, und als er abreiste, war der Kauf so gut wie abgeschlossen. Nur der Vertrag war noch aufzusetzen. Nun, mit dem sollten sich die Advokaten plagen.

Spät am Abend fuhr er nach Mürzzuschlag zurück. Sein Zug ging gegen Mitternacht. Auf der Station

aber erfuhr er zu seinem Mißvergnügen, daß es eine Verspätung geben werde, wahrscheinlich werde der Zug überhaupt in Mürzzuschlag liegen bleiben.

Verdrießlich suchte Lersburg ein Hotel auf. Er war müde und legte sich sofort zu Bett. Durch den Zimmerkellner ließ er sich einige Zeitungen holen, denn seit er von Wien abgereist war, hatte er keine zu sehen bekommen. Den Leitartikel überschlug er, las dann die Überschriften: „Altgriechische Ausgrabungen“ — „Jubiläum eines Hochschulprofessors“ — „Eröffnung einer sezessionistischen Kunstausstellung“ — „Geheimnisvolles Verschwinden eines Häuserspekulanten“ — „Großer Brand in Ottakring“ — „Eisenbahnunfall bei Linz“. Gelangweilt legte er das Blatt weg und nahm ein anderes vor. Dasselbe. Ein drittes — auch nichts anderes. Überall dieselbe Ausstellung und derselbe Professor und der Brand und der Häuserspekulant —

Häuserspekulant? Ja — wie hieß denn der Mann?

Lersburg suchte nach dem Namen. Als er den gefunden, lief es ihm kalt über den Rücken. Mit zitternden Fingern griff er nach den übrigen Zeitungen — eine jede brachte die Notiz in der gleichen Fassung, eine jede mit dem einen Namen. Lersburg las: „Geheimnisvolles Verschwinden eines Häuserspekulanten. Die Finanzwelt Wiens hält das geheimnisvolle Verschwinden des als Baupespekulanten wohlbekannten F. Haßberger in Atem. Haßberger, der in den verschiedensten Bezirken Wiens große Häuserblocks und außerordentlich zahlreiche Baugründe besaß und als sehr waghalsiger Börsenspekulant galt, ist seit vorgestern abgängig. Es heißt, daß er durch die Ereignisse der jüngsten Tage stark in Mitleidenschaft ge—“

Ereignisse? Lersburg stutzte. Das verstand er nicht. Jetzt hielt er sich aber damit nicht auf, sondern las

weiter: „— in Mitleidenschaft gezogen worden ist, und es liegt die Vermutung nahe, daß er die Flucht ergriffen hat, um wenigstens seine Person in Sicherheit zu bringen, da er infolge der plötzlich eingetretenen von Grund aus veränderten Lage des Geldmarktes seine, wie sich jetzt herausstellt, geradezu ungeheuren Verbindlichkeiten keineswegs mehr hätte ordnen können. Seine Passiven betragen mehrere Millionen, denen zwar bedeutende Aktiven in Häusern und Grundstücken gegenüberstehen, die aber zum großen Teil in absehbarer Zeit nicht zu Geld gemacht werden können. Der Vermißte wohnte erst seit einigen Jahren in Wien; er war vordem Sägmühlenbesitzer in Oberösterreich, wo er ein sehr ansehnliches Vermögen erwarb. Man schätzte ihn jetzt auf mehrere Millionen. Nach dem Verbleiben Haßbergers wird eifrigst geforscht.“

Achzend griff Lersburg an die Stirne. Haßberger — bankrott?! Er konnte das nicht so recht fassen. Doch es mußte wohl so sein — weshalb wäre der sonst verschwunden?

Vielleicht enthielten die Morgenblätter etwas darüber. Diese erste Nachricht stand im gestrigen Abendblatte — erst jetzt beachtete Lersburg das Datum. Sofort klingelte er und verlangte die neuesten Blätter.

„Die Wiener selbstverständlich! Das sind ja lauter alte!“

Der Kellner eilte fort und brachte unter vielen Entschuldigungen zwei neue Zeitungen.

Lersburg schlug mit zitternder Hand die erste auf. Und da war's, was er befürchtet. „Der vermißte Häuserspekulant — gefunden. In unserem gestrigen Abendblatte berichteten wir über das Verschwinden des Häuserspekulanten F. Haßberger. Der Vermißte ist bereits gefunden — als Leiche. In später Nachtstunde

fand ein Sicherheitswachmann im Prater, auf dem Geleise der Donauuferbahn, die entsehrlich verstümmelte Leiche eines gutgekleideten, ungefähr fünfzigjährigen Mannes. Die Verletzungen des Toten, sowie der Umstand, daß in der Brusttasche desselben ein größerer Geldbetrag in Banknoten gefunden wurde, weisen mit vollster Bestimmtheit darauf hin, daß hier kein Verbrechen vorliegt, man es vielmehr mit einem Selbstmord zu tun hat. Aus den Papieren des Verstorbenen geht klar hervor, daß er mit dem abgängigen F. Haßberger identisch ist. Die Leiche wurde ins gerichtsarztliche Institut übergeführt. — Haßberger hinterläßt eine Witwe, sowie eine Tochter, die mit einem Mitgliede des alten österreichischen Adels verlobt ist. Die Hochzeit hätte schon in wenigen Wochen stattfinden sollen.“

Der Lesende ließ das Blatt aus der zitternden Hand sinken. Dumpfe Mattigkeit war über ihn gekommen. Er fühlte es — jetzt war's aus, ganz aus!

Furchtbare Wut erfaßte ihn. Das war also die Rettung, die er Oppel zu verdanken hatte! Ob er ihn morgen auffuchen sollte? Hatte das jetzt überhaupt noch Sinn? Ganz zwecklos war es, den Gang zu machen — zwecklos wie alles, was er noch hätte versuchen können. Jetzt war das wirkliche Ende gekommen, das letzte, allerletzte — —

Draußen auf dem Korridor stand eine alte Wanduhr. Aus ihrem langsamen Ticken hörte er immer nur das eine Wort heraus: Ende — Ende — Ende — Ende!

Seine Kerze war abgebrannt, und nun lag er im Finstern. Schreckhaft zogen häßliche Bilder an ihm vorüber — Haßberger vermeinte er zu sehen, wie er am Donauai herumirrte, von Angst gefoltert, zum Selbstmord bereit; wie er neben dem Geleise aufs ferne Rollen einer näherkommenden Lokomotive horchte,

um dann, wenn sie kam, schwankend geworden in seinem Entschluß, wieder zurückzutreten, dann wieder vorwärtsschleichend, zögernd, zitternd, bis er sich schließlich doch vor die leuchtende Maschine warf.

Dann sah er sich selbst, sah sich neben Lili. Nun, die war ja noch nicht seine Frau!

Das hätte noch gefehlt!

Glück im Unglück, daß er noch nicht so weit war!

Draußen holte die Uhr zum Schlagen aus. Erst drei Uhr! Das Werk spielte einen Choral, ein altes, altes Lied. Er kannte es, im Stift hatten sie's oft singen müssen. Wie war nur der Text? Richtig: „Ab immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab —“

Leise rasselnd und schnartend kam ein Ton nach dem anderen, der letzte lang ausgezogen, mit zitterndem Nachklang.

In Lersburg löste der Choral ganz eigene Gedanken aus.

Treu und Redlichkeit üben? Bisher hatte er's noch immer getan, hatte sich nichts vorzuwerfen. In Zukunft aber? War das redlich, was er jetzt wollte? Ein Ende machen — sich um nichts kümmern!

Durfte er das? Hatte er nicht Pflichten auf sich genommen, denen sich zu entziehen Feigheit gewesen wäre!

Lange vor Tagesanbruch stand Lersburg auf dem Bahnsteig. Raum konnte er erwarten, daß das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde.

Der Zug ging recht langsam, kletterte er doch empor zur Höhe des Semmerings. Launisch geformte Ruppen und Felsen grüßten durch die breiten Scheiben herein. Unter den Tannen breiteten sich blendendweiße Schneefelder aus, lustig huschten dunkle Schatten der Rauch-

wolken aus dem Schlothe der Lokomotive über sie hin. Hier oben war's schon Tag, unten im Tale herrschte noch Dämmerung. Das Widerspiel der Farben brachte Leben in die verschlafene Landschaft.

Lersburg blickte starr zum Fenster hinaus, ohne etwas wirklich zu sehen. Höchstens daß es so sehr lange dauerte, bis eine Kurve durchfahren war. Wenn er nur schon in Wien wäre!

Als der Semmering hinter ihm lag, und der Zug nun immer rascher und rascher abwärts glitt, achtete er besser auf die Gegend und wurde nur um so ungeduldiger. Nun näherte sich die Weinzettelwand mit ihren Lichtschächten, dann die große Biegung bei Sloggnitz — jetzt öffneten sich die Berge.

Im Südbahnhof drängte er sich durch die Menge, stürmte hinaus vor die Halle, warf sich in einen Fiaker und rief dem Kutscher die Adresse Haßbergers zu.

Vor dem Tore des Haßbergerschen Hauses standen einige Dienstmädchen, die tuschelnd die Köpfe zusammensetzten, als sie ihn erblickten. Er eilte hinein. Im Treppenhause traf er den Hausdiener.

„Jefas — der Herr Baron! — Das Unglück! A so a guater Herr, als wie der unfrige war! So a braver Herr! ... Gestern is er begrab'n word'n im Zentralfriedhof — ganz a einfache Leich'!“

Lersburg nickte dem Mann zu und öffnete die Flurtüre. Niemand war zu sehen.

Aus dem vorletzten Zimmer drang es wie unterdrücktes Weinen an sein Ohr.

„Sind Sie's, Anna? Wir brauchen Sie nicht!“

Es war Lillis Stimme.

„Ich bin's!“ rief er und trat auf die Schwelle.

Ein lauter Aufschrei antwortete ihm. Frau Haßberger stürzte ihm entgegen.

„Sie sind also doch gekommen — — —“

Ihre Stimme versagte. Ein Weinkrampf erfaßte sie, und Lersburg mußte sie stützen — sie hätte sich sonst nicht aufrecht halten können.

An einem Tische lehnte Lili. Die Augen hatte sie gesenkt, die Hände ineinander verschlungen, ein leises Zittern zeigte ihre Aufregung.

Vorsichtig führte er die wimmernde Frau zum nächsten Sessel. Und dann trat er auf Lili zu.

„Verzeih, daß ich erst jetzt komme! Mein Zug hat Verspätung gehabt. Ich hab' erst heute nacht erfahren — in Müzzuschlag, sonst wär' ich schon längst bei dir —“

Das Mädchen hob den Kopf. „Zu welchem Zwecke?“

„Ich versteh' dich nicht.“

„Nach dem, was vorgefallen ist?“

„Lili! Gehör' ich denn nicht zu dir?“

Fast erschreckt sah sie ihn an. Stockend kam es von ihren Lippen: „Ich bin heut ein armes Mädchen!“

„Lili, bist du nicht auch meine Braut?“

7.

Wie traumbefangen ging Lili im Hause herum.

Sein Kommen hatte sie erregt, verwirrt. Sie hatte ja gar nicht mehr daran gedacht, daß er sich noch einmal zeigen werde. Ein Mitgiftjäger, als der ihr der Freiherr v. Lersburg stets erschienen war, der läßt solch ein urplötzlich mitgiftslos gewordenes Mädchen doch einfach sitzen!

Und nun war er doch gekommen, hatte das als etwas ganz Selbstverständliches hingestellt! Er gehöre ja zu ihr, hatte er gesagt.

Zu ihr — der Armen? Was bedeutete das? Daß er sie liebe? Nein — das sicherlich nicht, denn er hatte ihr bisher keine Liebe, wenigstens keine wahre, echte

Liebe entgegengebracht — das wußte sie ganz genau. Mitleid? Solch feine Regung traute sie Lersburg nicht zu. Für einen wirklich guten, aufopferungsfähigen Menschen hielt sie ihn nicht. Seit Monaten hatte sie ja seine Reden, seine Handlungen beobachtet, stets war er korrekt gewesen, unheimlich korrekt, aber gut? Das nicht. Güte äußert sich; bei ihm hatte sie das nie wahrgenommen.

Blieb also nur sein Pflichtbewußtsein. Zu seiner korrekten Lebensauffassung paßte diese und entlastete ihn aller Schuld in ihren Augen.

Sie selbst aber machte sie um so kleiner. Aus der Spendenden war eine Nehmende geworden, eine Almosenempfängerin. Die Rollen waren vertauscht.

Immer hatte sie es empört, daß er das Demütigende seiner Lage, seiner Abhängigkeit von ihres Vaters Geld nicht empfunden, oder es doch nicht gezeigt hatte. Sie hatte gemeint, es sei nichts Echtes. So tadellos er in jeder anderen Beziehung erschien, in der einen wäre er's nicht.

Nun mußte sie auch diesen ihren Irrtum einsehen.

Durfte sie aber dies von ihm annehmen? Von einem, der sie nicht liebte, den sie nicht liebte?

Vorher — da war es anders gewesen. Für seinen Namen hätte er ihr Geld bekommen — ein Geschäft, gütlich und verständlich, bei dem jeder Teil seine Rechnung fand. Und nun? Was konnte sie ihm noch bieten? — Er ihr alles! — Die Zukunft mochte sich für ihn noch günstig stellen, für sie war die so düster, so unfählich häßlich!

Wäre er doch nur nicht gekommen!

Dieses unaufhörliche Zweifeln! Dieses Hin- und Herzerren ihrer Gefühle!

Ein Ende mußte sie machen, ein Ende um jeden Preis!

Wenn er sie wieder auffuchte, wollte sie ihm seinen Ring zurückgeben, ihm sagen, daß sie solch großes Opfer von ihm nicht annehme, nicht annehmen dürfe. Er hatte die Absicht, die Tochter eines reichen Mannes zu heiraten — jetzt aber wäre sie kein reiches Mädchen mehr.

Wenn er sie nun aber wirklich liebte?

Wie schwer war es doch für sie, einen Entschluß zu fassen!

Sorgen über Sorgen türmten sich vor Lersburg auf. Mit dem Regeln der Haßbergerschen Hinterlassenschaft hatte er zwar nichts zu tun, Hübner und das Gericht besorgten das; doch seine eigenen Angelegenheiten machten ihm um so mehr zu schaffen. Mußte er doch bald einen Erwerb finden. Für wenige Monate nur reichten seine Mittel.

Am Tage vor seiner Abreise nach Steiermark hatte ihm Haßberger dreitausend Gulden gegeben. Lersburg wollte jetzt das Geld den Gläubigern zurückerstatten, Hübner aber litt das nicht. Das sei ein Geschenk gewesen, das er ruhig behalten dürfe.

So verwendete er es jetzt für Lili und ihre Mutter, mietete ihnen eine kleine Wohnung in Döbling, wo es billig und ruhig war. Angstvoll fragte er sich aber, wie es sein werde, wenn seine Mittel erschöpft waren, und er noch nichts verdiente.

Hübner sprach ihm Trost ein, und auch Ooppel zeigte sich entgegenkommend. „Also — was macht man jetzt mit Ihnen, Herr Baron?“ meinte er. „Eine schwierige Sache, eine sehr schwierige Sache! Da gibt's nur zwei Fälle: entweder Sie werden Versicherungsagent — aber das rat' ich Ihnen selbst nicht, dazu taugen Sie nicht — oder aber Sie gehen zur Journalistik. Wenn man

Baron Lersburg heißt und die ganze Aristokratie kennt und mit ihr auf Du und Du ist, kann man sich schon eine Stellung schaffen! Da würd' ich Ihnen sehr zu reden — Sie sind jung, und so sehr viel brauchen Sie auch nicht im Anfang zu verdienen, damit Sie leben können — als einzelner Mensch!“

„Herr Doktor — sobald ich kann, heirate ich!“

„Heiraten wollen Sie? Wen denn?“

„Herr Doktor Oppel — — —!“

„Bitte sehr — ich hab' ja nichts dagegen! Ich hab' nur gemeint, jetzt, wo Sie wieder frei sind, werden Sie sich doch eine reiche Frau suchen!“

„Ich muß bitten —“

„Gewiß — gewiß — ich hab' Sie nicht beleidigen wollen, Herr Baron! — Also bleiben wir bei der Journalistik. Haben Sie dazu Lust?“

„Nein, Herr Doktor. Ich danke Ihnen vielmals, das möchte ich aber nicht versuchen.“

„Warum nicht? Es ist nicht das ärgste! Ich hab' schon mit einem guten Freund von mir gesprochen, Redakteur eines sehr bedeutenden Blattes — er ist bereit, Sie zu nehmen! Überlegen Sie sich die Sache und bringen Sie mir bald Antwort, Herr Baron!“

8.

Nachdenklich schritt Lersburg seiner Wohnung zu. Journalist sollte er werden! Er, dem einen zehn Zeilen langen Brief zu schreiben etwas Schreckliches dünkte? Nein, das war kein Ausweg für ihn.

Halbe Nächte, manchmal auch die ganzen, lag er schlaflos in seinem Bett und starrte ins Dunkel, ungeduldig den Tag erwartend, der ihm doch nur neue Enttäuschungen, nie eine Hoffnung, nie etwas Erfreu-

liches bringen konnte, rechnete nach, wie lange er noch zu leben habe, fragte sich verzweifelt: Was dann?

Dieses unaufhörliche „Was dann“!

Was würde mit Lili geschehen, wenn er nichts fand? Diese Sorge bedrückte ihn mehr als die um sich selbst.

Denn nun fühlte er ganz anders für sie wie zuvor. Hatte er sich bisher lediglich durch sein Wort, nein — auch durch seinen Vorteil an sie gekettet gefühlt, nun hing er an ihr, würde nicht mehr von ihr lassen. Ihre Herzen hatten sich gefunden in gemeinsamem Leid, in gemeinsamer Sorge.

Wie gleichgültig war er früher Lili gegenüber gewesen! Kaum daß hinter ihm die Türe der Haßberger'schen Wohnung ins Schloß gefallen, hatte er seine Braut auch schon vergessen. Und nun! Ganz allmählich war es gekommen, unmerklich fast war sie ihm näher getreten, immer näher und näher, und schließlich stellte sich mit dem Mitleid nach dem schrecklichen Sturz wahre, echte Liebe ein. Stets schweiften seine Gedanken zu ihr — im Wachen und Träumen sah er nur sie!

Nicht anders erging es Lili. Einen Mitgiftjäger hatte sie ihn einst genannt — nun gedachte sie mit einem Herzen voll Dankbarkeit seiner. Aus dem berechnenden Glücksritter war in ihren Augen ein aufopferungsfähiger Geliebter geworden.

Allabendlich saßen sie beisammen; dann sprach er zu ihr von seinen Sorgen und Hoffnungen und Erlebnissen, und immer fand sie gute, herzliche Worte, immer ging er ruhiger fort, als er gekommen war.

Drinne in der Stadt wußte sie ein verstecktes Kirchlein, eng und dämmerig. Nur selten verirrte sich jemand dorthin. Stundenlang lag sie da auf ihren Knien, heiße Gebete schickte sie empor zum Himmel, flehte

ihn an um Rettung aus der drohenden Not und Gefahr.

Und leichter wurde ihr ums Herz; seltene, wohl-tuende Ruhe kam über sie; getröstet, ermutigt trat sie den Heimweg an. Bis zum Abend blieb sie in solcher Stimmung — bis Lersburg die Türe öffnete, bis seine Miene ihr verriet, daß er wieder vergeblich gesucht, daß ihr stilles, sehnfüchtiges Hoffen wieder vernichtet war.

Lersburg hatte seinen letzten Fünfguldenschein ge- wechselt. Ein schöner, warmer Herbsttag war's. Der Corso auf dem Rärtnerring war belebt, und Lersburg empfand einen stechenden Schmerz bei dem Gedanken, daß er vor einem Jahre noch mitten unter all den Fröhlichen, Sorgenlosen gewesen war, einer von den Jhren. Und heute? Aus dem Stadtpark war er ge- kommen; nun zögerte er, den Corso entlang zu gehen. Man würde ihn wohl erkennen, über ihn reden, ihm Blicke nachsenden, mitleidig-verächtliche! Sein Troß gewann für einen Augenblick die Oberhand. Sich auf- richtend machte er einige Schritte auf die Oper zu — die guten Freunde von einst sollten sehen, daß er sich nicht unterkriegen lasse.

Eine Gruppe von Herren und Damen kam ihm entgegen — lauter alte Bekannte, einige Offiziere unter ihnen, mit denen er einst in derselben Garnison ge- standen. Einer bemerkte ihn, raunte etwas seinem Nachbarn zu und drehte dann den Kopf nach der anderen Seite. Alle taten's ihm nach, doch nicht, bevor sie Lersburg mit raschem Blick gemustert.

Wie ein gehektes Wild eilte er davon.

Vor dem Rathaus kam er zur Besinnung. Müde sank er auf eine Bank und fragte sich, was er sich seit Monaten immer gefragt: Was nun?

Nie hatte er eine Antwort gefunden, stets nur die leise Hoffnung auf einen glücklichen Zufall, auf ein Wunder. Jetzt vermochte er sich auch dieser Hoffnung nicht mehr hinzugeben. Die elfte Stunde hatte geschlagen; in der zwölften würde sich nichts mehr ereignen, das ihm Aufschub gewährte.

Worauf denn noch warten?

Drei, höchstens vier Tage lang konnte er sein Leben fristen. Dann — — —

Den einzigen Ausweg, den man ihm angeboten, von dem hatte er nichts hören wollen. Jetzt tat's ihm leid, daß er nicht wenigstens einen Versuch gemacht. Nun, vielleicht war Ooppel jetzt noch bereit, ihn bei einem Blatte unterzubringen. Blieb ihm, dem Freiherrn Vinzenz v. Lersburg, mit vier Gulden siebenundsechzig Kreuzern in der Tasche noch etwas anderes übrig?

Nachmittags ging er zu Ooppel.

Der saß am Schreibtisch, als Lersburg eintrat. Ueberrascht hob er den Kopf und sagte, nicht eben lebenswürdig: „Sie sind's, Herr Baron? Mit was kann ich dienen? Ich bin sehr beschäftigt —“

„Ich komme mit einer Bitte, Herr Doktor!“

„Um was handelt's sich denn?“

„Sie haben mir im Frühjahr angeboten, mich in einer Redaktion —“

„Möchten Sie jetzt? — Lieber Herr Baron — das war damals! Weiß ich, ob man Sie heut noch braucht? — Was haben Sie denn bis jetzt getrieben?“

„Ich habe gesucht und gesucht, aber nichts für mich Passendes gefunden.“

„Das hätt' ich Ihnen vorher sagen können, daß Sie nichts finden werden! Also jetzt wollen Sie doch Journalist werden? Haben Sie sich das auch gut überlegt?“

„Ich möchte wenigstens einen Versuch wagen.“

„Mein lieber Herr, wenn ich jemand empfehle, so muß das einer sein, den man ernst nehmen kann! Auf Versuche bin ich nicht geeicht. Es tut mir sehr leid — Sie hätten früher wissen müssen, was Sie heut wissen!“

Er sah wieder in seine Akten.

„Herr Doktor — noch ein Wort!“

„Sie sind immer noch da?“

„Herr Doktor, wenn Sie nur etwas für mich übrig haben, bitte — tun Sie etwas!“

Oppel legte die Feder weg, lehnte sich zurück und blinzelte Lersburg an. „Pressiert's so arg?“

„Ja, Herr Doktor, es ist Eile vonnöten!“

Eine kurze Pause trat ein. Dann ging Oppel schweigend zum Telephon und läutete.

„Herr Redakteur Pollak dort? Ja? Hier Doktor Oppel! Wie's mir geht? Danke, sehr gut! Aber ich hab' eine Bitte an Sie, Herr Pollak — das heißt, es muß geschehen, was ich haben will! — Hören Sie?! Also in einer guten halben Stunde wird jemand zu Ihnen kommen — der Herr Baron Lersburg — und den — Was? Es geht jetzt nicht mehr? Warum denn? — Alles ist besetzt? Was geht das mich an! Schmeißen Sie ein paar andere hinaus und machen Sie mir Platz für den Lersburg! — Das können Sie nicht, sagen Sie? Hören Sie, Herr Pollak, wenn Ihnen an meiner Freundschaft nur für zwei Heller liegt, so bringen Sie mir den Baron unter! — Wie? Als Volontär? Als Volontär kann er nicht gehn, Sie müssen ihm wenigstens so viel geben, daß er leben kann! — Sie können unmöglich? — Hören Sie, Herr Pollak, machen Sie mich nicht böse — ich hab' Ihnen schon manche große Gefälligkeit erwiesen, jetzt machen Sie auch einmal,

um was ich Sie bitt'! — Immer noch unmöglich? — Gut — ich werd's mir merken! Verlassen Sie sich drauf, ich werd's mir merken! — Schluß!“

Er hing das Hörrohr auf und wendete sich um.

„Jetzt haben Sie's selbst gehört. Der Pollak will nur gut eingearbeitete Leute, und zahlen will er auch nicht; jeden Kreuzer dreht der zwanzigmal herum, bevor er ihn ausgibt! — Ja — also da ist nichts zu machen. Im Frühjahr wär's vielleicht gegangen. — Übrigens braucht Ihnen das nicht besonders leid zu tun — ich kenn' das! — Wenn man jemand so ungern nimmt, so schickt man ihn nach vier Wochen wieder weg. — Nun, ich werd' noch mit einem anderen reden, wenn's irgend möglich ist, werd' ich was machen. Kommen Sie morgen um diese Zeit wieder her! Hab' die Ehre!“

Raum verständlich dankte Lersburg und ging wie betäubt hinaus.

Noch einmal vierundzwanzig Stunden! Lange, qualvolle, in denen er über seine schreckliche Lage nachdenken mußte! Wenn die nur schon vorüber wären!

Es litt ihn nicht länger im Häusergewirr; er mußte hinaus ins Freie!

Mit der Elektrischen fuhr er in den Prater hinunter bis zur Rotunde. Auf's Geratewohl verfolgte er dann einen schmalen Weg, vorüber an zertretenen Wiesen, an schilfbewachsenen Sümpeln, an seichten Wasserläufen, immer tiefer hinein in das Dickicht.

Unter einer Pappel warf er sich ins Gras, nahm einen Halm zwischen die Lippen, schloß die Augen und träumte vor sich hin.

Von seiner Kindheit im Stift, dann von seiner Militärzeit, der freudenarmen, entbehrungsreichen, doch von der Hoffnung auf eine spätere, bessere Zukunft

verschönt, von den lustigen letzten fünf Jahren. — Nur einmal noch so leben wie damals! . . .

Als Lersburg auffsprang, war's schon fast finster. Feucht stieg es aus den Auen auf. Er reckte sich und suchte dann die Hauptallee zu gewinnen. Leicht war es nicht, im Dunklen sich durch Busch und Gesträuch zurechtzufinden. Endlich kam er weit unten beim Lusthaus auf die Straße.

Vor dem dritten Kaffeehause hielt er seinen Schritt an. Seit frühem Morgen hatte er nichts gegessen. Unschlüssig zögerte er am Eingang; dann suchte er sich einen Seitentisch aus, wo niemand saß, und bestellte beim Kellner ein belegtes Brot.

Die Musikkapelle spielte heitere Weisen. Jetzt seinen Lieblingsmarsch. Wie oft war er bei dessen Klängen im Regiment mitmarschiert! Leise piff er die Melodie, schlug dazu den Takt mit dem Fuße.

Es war hier doch sehr angenehm. Lange hatte er sich solch bescheidenes Vergnügen nicht gegönnt. Wenn jetzt nur Lili hier wäre — — —!

Und nun war plötzlich wieder alles das vor ihm aufgetaucht, was er für eine kurze Spanne Zeit vergessen hatte. Alle seine Sorgen erwachten, eine nach der anderen stieg hoch und höher, unheimlich rasch, drohend groß!

Hastig rief er den Kellner herbei, zahlte und stürmte wieder hinaus in die Nacht.

Am anderen Tag ging Lersburg wieder zu Oppel. Ein Schreiber empfing ihn mit der Nachricht, der Herr Doktor lasse sich beim Herrn Baron vielmals entschuldigen, aber er habe in wichtigen Geschäften verreisen müssen. „Ich weiß nicht, Herr Baron, wann er zurückkommt, jedenfalls schwerlich vor Ende der Woche.“

Lersburg erwiderte, er werde gelegentlich wieder vorsprechen.

Auf der Treppe holte er tief Atem. „Es hat nicht sollen sein! — — — Arme Lili — arme Lili!“

Dann machte er sich auf den Weg nach Döbling.

Dort kaufte er ein paar Rosen, guckte auch in den Spiegel eines Auslagefensters, ob er anständig aussehe, ob man ihm nicht diese schreckliche Nacht anmerke — Lili durfte nicht ahnen, daß nun alles aus sei, daß er nur gekommen, um von ihr Abschied zu nehmen!

Er war nicht rasiert und trat in den Laden eines Friseurs. Sein Geld reichte eben noch, den Mann zu bezahlen.

Nun bog er in die Straße ein, wo Frau Hagberger wohnte. An der Ecke sah er schon Lili; sie stand im Fenster und beugte sich weit vor, als ob sie etwas suche. Jetzt erblickte sie ihn und winkte ihm lebhaft zu, gleich darauf war ihr Platz leer.

Im Haustor kam sie ihm entgegen. „Benzl,“ rief sie, „wo warst du nur? Ich war in solcher Angst!“

Er reichte ihr die Rosen. „Ich war verhindert. Mußt mich schon entschuldigen!“

Erfreut lachte sie ihn an. „Heut verzeih’ ich dir alles! Jetzt komm mit hinauf, heut wollen wir uns einen guten Tag machen!“

„Einen guten Tag? — Gerade heute?“

Es klang sehr schmerzlich.

Erregt sah ihm Lili in die Augen. „Ja natürlich heute! So eine Nachricht muß doch gefeiert werden!“

„Welche Nachricht?“

„Benzl — mir scheint, du weißt wirklich noch nichts!“

„Was denn nur?“

„Aber es steht doch in allen Blättern!“

„Was, Lili? Seit drei Tagen hab' ich keine Zeitung gelesen!“

Lili faltete erstaunt die Hände. „Nein — so was! Da werd' ich dir halt alles erzählen. — Also heut früh klingelt's — der Advokat Brandner war's — weist, der Masseverwalter — und er erzählt uns, gestern nachmittag sei der Verkauf eines großen Baugrundes abgeschlossen worden, und der ist unter solch günstigen Umständen erfolgt, daß jetzt sogar ein Überschuß bleibt. Alle Gläubiger sind bezahlt, und uns bleiben noch fast dreißigtausend Gulden! Es kann schon morgen gehoben werden, sagt Brandner; die Mutter meint, du sollst jetzt ein kleines Gut kaufen; bescheiden können wir da schon von unserer Arbeit leben.“

„Lili, magst du mich denn noch? Du hast jetzt wieder Geld, und ich —“

Lili legte den Kopf an seine Brust und weinte Freudentränen.

Durch Leid zur Liebe!





Skiwettrennen.

Von Erich Ernst Weber.

Mit 13 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Das jetzt immer mehr in Aufnahme kommende Skilaufen sieht ganz leicht aus, ist es aber in Wirklichkeit keineswegs. Es gibt genug Sportfreunde, die sich jahrelang auf den Schneeschuhen versucht haben, aber trotzdem nur auf mäßige Leistungen hinweisen können, denn es kommt beim Skilaufen nicht allein auf die Gewandtheit, sondern ebenso sehr auch auf die gute Haltung an. Aber gerade in diesem letzteren Punkt versagen viele, und einigermaßen befriedigende Läufer sind ziemlich selten. Noch weit geringer aber ist die Zahl der Meister in dieser Kunst. Solche zu bewundern wird man nur dann Gelegenheit haben, wenn man eines der Wettrennen besucht, die jetzt vielerorts veranstaltet werden, sich einer stetig wachsenden Beteiligung erfreuen und durch die Vollendung der Darbietungen auch in dem Fernerstehenden das regste Interesse erwecken.

Der Mittelpunkt der Skiwettkämpfe in Norddeutschland ist St. Andreasberg im Harz. Man hat jetzt hier, um die Leistungen richtig gegeneinander abmessen zu können, das Reglement eingeführt, wie es in Norwegen, dem Vaterland des Skisportes, üblich ist. Bei dem Dauerrennen handelt es sich um die Erzielung der größtmöglichen Schnelligkeit auf einer längeren Bahn, die sowohl auf abschüssigem als auch auf ansteigendem

Gelände mit ausreichender Schneedecke angelegt und abgesteckt wird. Dem Hindernisrennen auf den Pferderennbahnen ähnelt der Sprunglauf. Hier muß der Läufer während des Laufs über eine künstlich aufgeworfene Schneeschanze abspringen, um sich in weitem Sprung vorwärtszuwerfen, auf dem Schneelager unter-



Im Sprunglauf.

wärts der Schanze aufrecht stehend zu landen und darauf noch den Hang eine bestimmte Strecke hinabzufahren.

Dieser Sprunglauf ist das Glanzstück aller Skifeste. Mit Windeseile stürmt der Läufer auf die Schanze zu, ballt sich zum Sprunge zusammen, schnellt sich in die Höhe, fliegt in gewaltigem Bogen nach abwärts und schießt auch schon wieder, kaum daß er den Boden berührt hat, pfeilgeschwind davon. Der sonst gebräuchliche Leitstock wird beim Sprunglauf nicht benützt, da er beim Sprung nur hindern würde.

So folgt ein Läufer nach dem anderen, und ein jeder sucht seine Nebenbuhler im Sprunge zu überflügeln. Aber nicht immer vollzieht sich die Landung

nach Wunsch. Der eine oder andere Läufer verliert im Sprung das Gleichgewicht und prallt seitlich oder vorwärts geneigt auf dem Schnee unterhalb der Schanze auf, so daß eine förmliche Schneewolke aufsteigt. Ein solcher Fall sieht recht gefährlich aus, hat



Ein nach links ausgeführter
Telemarkschwung.

aber in der Regel keine übeln Folgen. Selbst wenn ein Läufer aus einer Höhe von 15 Meter und mehr statt mit den Füßen mit dem Kopfe landet, trägt er meist weiter nichts als Kopfschmerzen davon, die sich aber auch erst am nächsten Tag einstellen. Im Augenblick des Falls spürt er gar nichts, kann sich daher auch sofort aufraffen und seine Fahrt fortsetzen. Allerdings scheidet er durch den Fall aus der Preisbewerbung aus, da nur regelrecht landenden Läufern der Sieg zuerkannt wird.

Viele Läufer beschließen den Wettlauf mit dem Telemarkschwung oder mit dem noch eleganteren Christiania-schwung. Die Namen rühren davon her, daß diese plötzliche Art des Abweichens nach links oder rechts von der geraden Richtung zuerst von den Bewohnern der norwegischen Landschaft Telemarken angewandt wurde und dann später auf den Skifesten bei Christiania zur Vorführung gelangte. Der Telemarkschwung hat einen hohen praktischen Wert, denn er

gestattet es, bei unvermutet auftretenden Hindernissen nach der einen oder anderen Seite auszubiegen und zugleich sofort halt zu machen. Das Gelände in Telemarken ist stark zerklüftet, und so ergab es sich von selbst,



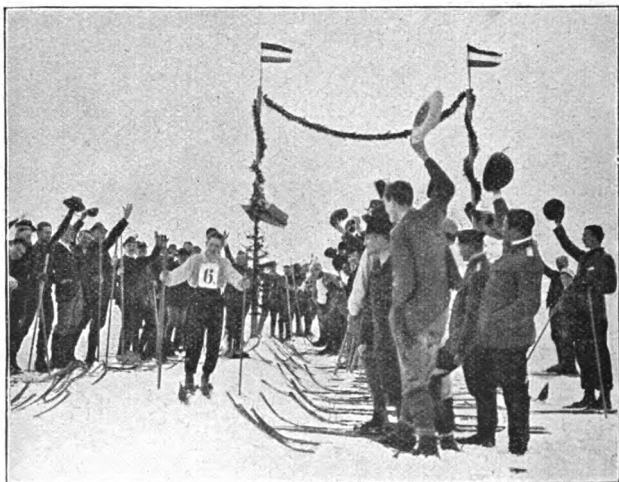
Dr. W. Paulke in Freiburg i. B. phot.

Leben und Treiben vor dem Feldbergerhof.

daß die Telemarker, leidenschaftliche Skiläufer, auf eine Abhilfe sinnen mußten, um die sie auf der Fahrt bedrohenden Klüfte vermeiden zu können. Will der Läufer nach links schwingen, so muß er den rechten Schneeschuh kurz nach links vorschieben und links kanteln. Zu gleicher Zeit wird der Oberkörper nach vorwärts

und links gedreht und das Schwergewicht des Körpers auf den linken Schneeschuh verlegt, dessen Spitze etwas nach rechts gehalten wird. Der Schwung muß kurz und schnell ausgeführt werden.

Da das Kräftemaß bei den verschiedenen Alters-



Ankunft des Siegers im Dauerlauf.

stufen schwankt, so hat man sowohl im Dauerlauf als auch im Sprunglauf für ältere Personen Seniorenrennen und für den jungen Nachwuchs Juniorenrennen eingerichtet. Außerdem finden noch Damenrennen statt.

Was St. Andreasberg für Norddeutschland, ist der Feldberg, der höchste Berg des Schwarzwaldes, für Süddeutschland. Die Rennen, die hier meist im Februar abgehalten werden, dauern drei Tage. Da der Sprunglauf international ist, so beteiligen sich an ihm auch regelmäßig Norweger. Schon am Tage

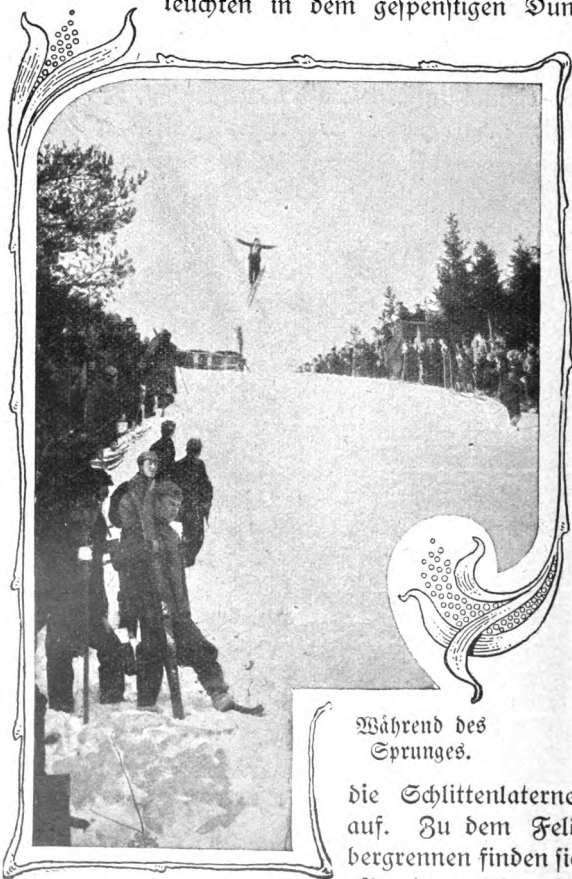
vor dem Beginn der Rennen herrscht im und vor dem Hotel Feldbergerhof, dem Sammelpunkt der Läufer, ein bewegtes Leben und Treiben. Man findet sich mit Sportfreunden zusammen, mit denen man gelegentlich Touren unternommen, oder sich auch wohl schon einmal im Wettkampf gemessen hat, bespricht die Ausichten der zu den Wettrennen gemeldeten Läufer



Die Wettläufer unterwegs.

und erprobt sein Können in kurzen Versuchsläufen. Die Mehrzahl der Besucher trifft aber erst in der Frühe des ersten Renntages ein. Eine lange Reihe von Schlitten bewegt sich dann im Morgendunkel von der Station Titisee zum Feldbergerhof hinauf. Nur das

Klingeln der Pferdeschellen unterbricht die lautlose Stille der Schneelandschaft, und wie feurige Augen leuchten in dem gespenstigen Dunkel



Während des Sprunges.

die Schlittenlaternen auf. Zu dem Feldbergrennen finden sich oftmals mehr als 3000 Besucher ein. Die ersten beiden Tage sind den Dauerläufen gewidmet, die meist auf der Strecke Belchen-Feldberg in einer Länge von 23 Kilometer

abgehalten werden. Wenn die Zeit herannaht, wo die Rückkehr der Wettlaufenden zu erwarten ist, wächst die Spannung der an der Empfangspforte harrenden Sportfreunde immer mehr. Endlich taucht in der Ferne eine heraneilende Gestalt auf, näher und näher



Start zum Juniorenlauf.

kommt sie heran, und schließlich passiert der Sieger unter dem brausenden Jubel der Versammelten das Ziel.

Das stärkste Interesse erregen aber der Sprunglauf und das Damenrennen, die am dritten Tag, dem Sonntag, zum Austrag gebracht werden. Die Schanze auf dem Feldberg ist neuerdings unter ansehnlichen Geldopfern des Skiklubs Schwarzwald ganz nach dem

Muster der großen norwegischen Sprunghügel eingerichtet worden. Sie liegt auf der Ostseite und ist etwas über 2 Meter hoch. Ungefähr 150 Meter oberhalb der Schanze beginnt im gelichteten Wald der



Doppelsprung.

Anlauf. Am besten kann man den Sprung verfolgen, wenn man sich in der Nähe der Schanze aufstellt. Im Gegensatz zu den deutschen Läufern, die oft die Armkraft während des Sprunges nicht zur Vorwärtsbewegung benutzen, verwenden die Norweger die

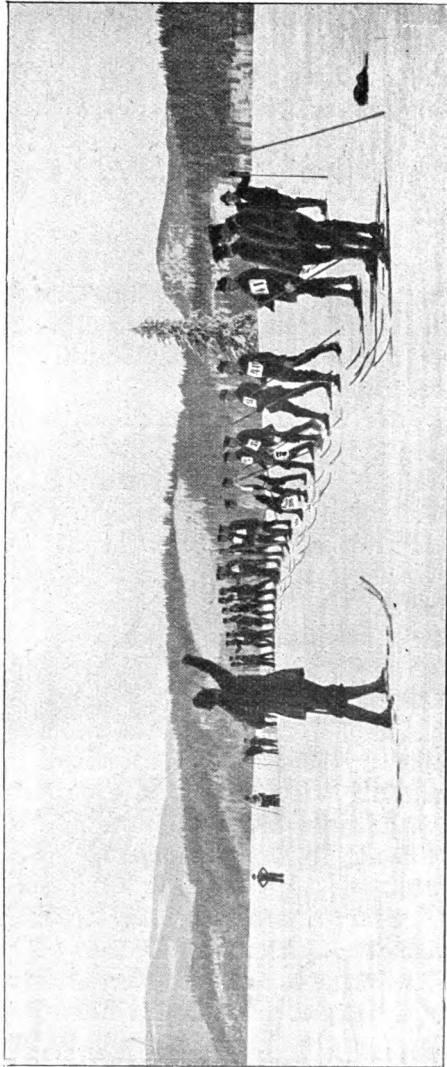
Schwingkraft
der Arme zur
Verlängerung
des Sprunges.

Ein heller
Pfiß schrillt
durch die Luft,
und sofort
schießt einer
der norwegi-
schen Läufer
über den An-
lauf dahin.
Etwa 10 Me-
ter vor der
Schanze duckt
er sich zusam-
men, spannt
die Muskeln
zur höchsten

Leistungs-
fähigkeit an
und springt,
sowie er die

Rante der
Schanze be-
rührt, sich hoch
emporreckend
im mächtig-
sten Schwung
nach vorn.

Während des
Fluges rudert
er mit den



Start der zweiten Abteilung der Jäger beim Jägerwetrennen.

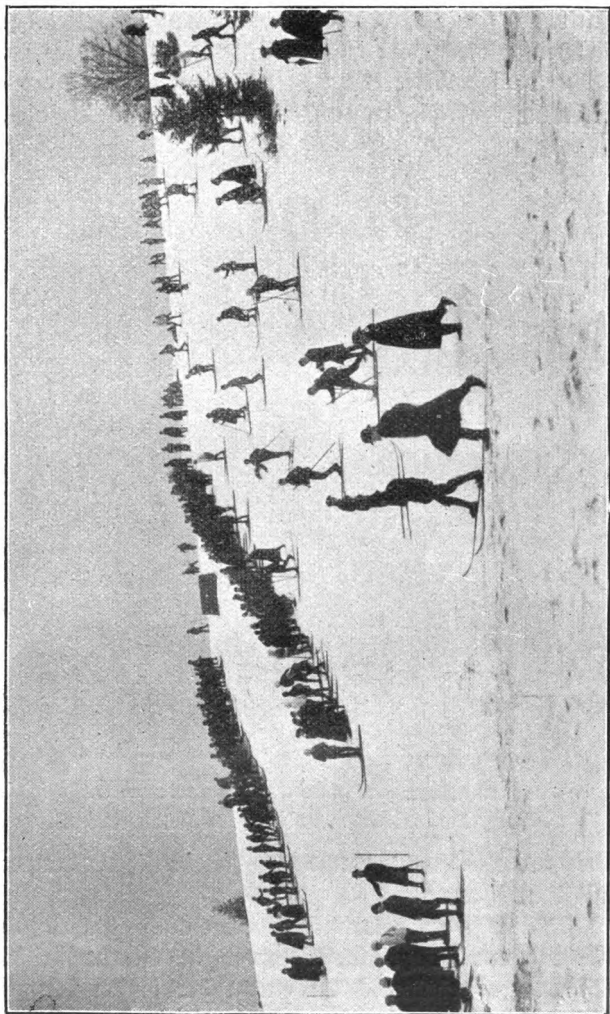
Armen und steigert dadurch die Schleuderkraft. Auf diese Weise gelingen Sprünge von 29 und 30 Meter. Ohne einen Moment durch den Anstoß ins Wanken zu geraten, setzt er auf den Boden auf, faust den Ablauf weiter und beendet die rasende Fahrt durch den Telemarkschwung.

Aber noch erstaunlichere Produktionen folgen. Zwei Norweger wagen den Doppelsprung, das heißt sie fahren zu zweien Hand in Hand bis zum Absprung, um dann gleichzeitig von der Schanze abzuschneiden. Die Schwierigkeit dieses Bravourstückes liegt darin, sich in einem und demselben Augenblick von der Kante der Schanze abzustößeln.

Die Damenrennen beweisen, daß auch das weibliche Geschlecht tüchtige Skifahrer unter sich zählt, doch messen sich die Skiläuferinnen nur in einem kürzeren Dauerrennen. Unter den Wettfahrerinnen sind auch Bauernmädchen aus der näheren Umgebung vertreten.

Auch das Kindervolk fehlt bei den Feldbergrennen nicht. Teils stammen die jugendlichen Läufer aus den Bauernfamilien der umliegenden Dörfer, teils aber gehören sie auch den Freiburger Mittelschulen an. Wie die Augen leuchten und die Wangen glühen, wenn die junge Schar dahinstürmt und alle ihre Kräfte zusammennehmen muß, um den Siegespreis zu erringen! Nun, nicht einem jeden kann dies Glück beschieden sein, aber wenigstens mit dem Vortrapp am Ziel einzutreffen, gewährt auch schon stolze Befriedigung.

Einen eigenartigen Reiz besitzen ferner die militärischen Wettrennen. Oftmals erscheinen auf dem Feldberg Soldaten aus der Saarburger Garnison, regelmäßig aber die Schlettstadter Jäger. In breiter Reihe fahren die muskulösen Gestalten am Start auf,



Der Sprunglauf beginnt.

um dann, sowie der die Aufsicht führende Offizier das Zeichen gibt, wie „geölte Blitze“ davonzuschießen. Nicht wenige unter den Jägern haben es zu sehr anerkennungswerten Leistungen gebracht und brauchen

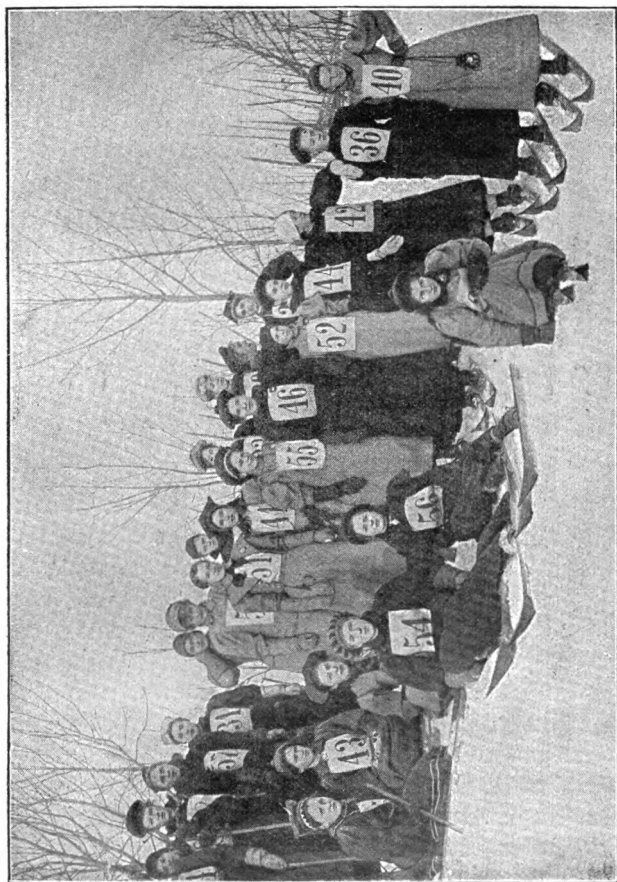


Gesamtansicht der Rennbahn am Holmenkollen.

den Vergleich mit den besten bürgerlichen Läufern nicht zu scheuen.

Militärische Wettrennen werden auch alljährlich in Oberbayern (Bayrisch Zell) und in Glarus in der Schweiz abgehalten. An einem der letzten Rennen liefen 23 Mann, meistens Unteroffiziere und Soldaten aus den Gotthardfestungen. Die Fahrstrecke

ging über den Pragelpaß, den im Jahre 1799 der russische General Suworow mit den Trümmern seines



Teilnehmerinnen an einem Wettlaufen in Norwegen.

Heeres überschritten hat. Die Höhe des Pragelpasses liegt 1547 Meter über dem Meere. Die Entfernung von Guttalboden im Muotatal, wo das Rennen seinen

Anfang nahm, bis zum Endziel Glarus betrug 25 Kilometer. Es wurde um 10 Uhr 30 Minuten Vormittags von Guttalboden aufgebrochen, und der erste zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags in Glarus erwartet. Aber schon gegen 12 Uhr hatte die Spitze die Pashöhe erreicht, in pfeilschneller Fahrt ging es darauf hinunter in das Klöntal, sodann über den gefrorenen Klöntalersee, und schon 12 Uhr 58 Minuten passierte der erste Läufer das Ziel bei Glarus. Er hatte die Strecke in 2 Stunden 48 Minuten zurückgelegt. In Thüringen haben die Skirennen bei Oberhof, in Württemberg die bei Donnstetten und Schloß Lichtenstein großen Zulauf und erfreuen sich auch beim großen Laienpublikum steigender Beliebtheit.

Einen Hauptpunkt der Winterwettkämpfe bilden ferner die Skirennen, die in Mürzzuschlag bei Wien veranstaltet werden. Hier mißt man sich auch im Snöretsjöring, dem Skilauf mit vorgespanntem Pferd. Dazu gesellen sich noch Kodel- und Hörnerschlittenfahrten, Eislaufen, Eisschießen und Eishockey. Um den „goldenen Arlenzweig“ kämpfen die Skiläufer bei St. Anton am Arlberg. Die Zahl der Festteilnehmer, die aus Vorarlberg und Tirol zusammenströmen, berechnet sich nach vielen Hunderten.

Ein solcher Besuch ist freilich immer noch sehr bescheiden gegen die Teilnehmerschaft an den Skiwettrennen beim Holmentollen in der Nähe von Christiania und denen am Graakallen bei Trondhjem. Nach Zehntausenden zählen hier die Zuschauer. Allein fünfhundert bis sechshundert Schlitten tragen die Besucher zu den Rennbahnen herbei. Die Preisverteilung an die besten Sprungläufer erfolgt durch den König Haakon, der selbst den Skisport ausübt. Obgleich durch die Vorläufe an den vorangehenden

Tagen eine große Anzahl von Wettbewerbern ausgeschieden wird, erscheinen dennoch am Entscheidungstag über hundert auserlesene Läufer am Start. Es werden hier Leistungen vorgeführt, wie sie vollendeter nicht gedacht werden können. Hat man doch schon einen Sprung von 42 Meter erreicht!

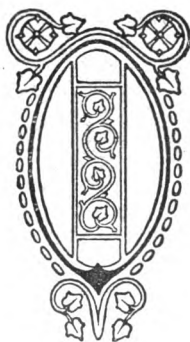


Die Siegerin im Wettlauf.

Auch die Teilnehmerschaft an den vielen norwegischen Damenrennen ist unseren Verhältnissen gegenüber sehr erheblich. In Norwegen lernt die große Mehrzahl der Frauen schon in früher Jugend den Schneeschuh gebrauchen. Man schreibt daher auch die Elastizität und körperliche Rüstigkeit, die der norwegischen Frauenwelt eigen sind, in erster Linie der langjährigen Ausübung des Skisports zu. Damen-Skivereine besitzen alle größeren Orte Norwegens. Außer

gemeinsamen Tourenfahrten veranstalten diese Vereine auch regelmäßig Dauerwettrennen, bei denen die Läuferinnen oftmals durch die Kraftanspannung und Schnelligkeit überraschen.

Hoffentlich wächst auch bei uns mit den Jahren die Zahl der Skiläuferinnen mehr und mehr, und dazu im voraus: Ski-Heil!





Weil ich keine Füße mehr habe.

Aus einem Kinderleben. Von J. D. Warnken.

(Nachdruck verboten.)

Die kalte Wintersonne vermochte kaum die graue undurchsichtige Luft der Leipziger Straße zu durchdringen. Nichts bewegte den Dunst, der sich in die Lunge setzte und beißend in die Augen drang.

Frierend eilten die Leute dahin. Jedes Interesse für ihre Umgebung war erloschen. Das Gausen der elektrischen Straßenbahnen, das Pferdegetrampel, das Pfeifen der Automobile — alles ein einziger, wirrer Laut, der sich in sich selber auflöste. Ein zur Gewohnheit gewordenes Brausen für jeden, der im Zentrum Berlins wohnt, der, wie ich, einen Teil seines Tages auf der Friedrichstraße verlebt und in der Leipziger verschlendert. Man glaubt, das müßte so sein. Wie Phantome zogen die vielen Wagen und Menschen vorüber, man war kaum fähig, einen Eindruck festzuhalten, keinen Einzellaute hörte man in dem wirren Geräusch.

Jetzt kamen drei schwere, mit Risten beladene Lastwagen vorüber. Riesige, starke Pferde zogen sie; brutale Kutscher trieben die Säule durch Rufen und Peitschenknallen an.

Da, ein furchtbarer Schrei.

Ich fuhr aus meinem Brüten auf, und wie in mich, so kam plötzlich Leben in alle Menschen um mich herum.

Es war etwas Unerwartetes — und doch nur ein einziger Ton in diesem betäubenden Brausen. Aber

alle hatten etwas von sich selbst in diesem gellenden Schrei erkannt, eine Saite in ihrem Innern wurde rücksichtslos berührt. Sie alle zuckten wie unter einem Schlage zusammen.

Ein Menschenschrei — der Ausdruck einer furchtbaren Qual, eines maßlosen Schmerzes.

Jetzt folgte ein gleichmäßiges, krachendes Scharren auf der Straße, und daneben ertönte markerschütterndes Gewinsel. Die Leute bissen die Zähne zusammen.

Der Kutscher des ersten Lastwagens hält seine Pferde an, aufgeregt schreit er laute Worte, die keiner versteht, und hält die Peitsche hoch in die Luft, damit auch die anderen Wagen halten. Wieder dieses furchtbare, krachende Geräusch. Die Pferde sind erschreckt und wollen weiter, das Gepfeife der Automobile, das Säusen der elektrischen Bahnen ängstigt sie.

Der Kutscher kann nicht herab vom Wagen, denn er muß mit kräftiger Hand die Pferde halten; er weiß noch gar nicht, wie groß das Unglück ist, er kann ja nicht unter die Räder sehen. Aber in der Rinne sieht er den zertrümmerten kleinen Radwagen einer bekannten Zeitung, und im Staube des Trottoirs zertreten die Fußgänger die herausgeschleuderten Abendblätter. Er ahnt, was geschehen ist, aber es ist ihm noch nicht ganz zum Bewußtsein gekommen. Für einen Moment blickt es in ihm auf, daß ein schwächtiger Junge auf dem Radwagen saß und ihn durch die enge Gasse zwischen der Wagenreihe und dem Rande des Bürgersteigs lenkte.

Als er entsetzt die Zügel anzieht, überläuft es ihn eiskalt. Er hat schon das grauenvolle Bild vor Augen, das er noch gar nicht sehen kann. Noch nie hat er jemand überfahren, und er weiß, daß er ein geschickter Kutscher ist. Aber alles ging ja so schnell. Jetzt muß er an die Pferde denken.

Die Leute standen starr auf der Straße. Alle schienen vor Entsetzen gelähmt zu sein. Keiner wagt zuzugreifen; keiner kommt auf den Gedanken, helfend einzugreifen.

Ich erholte mich zuerst und schrie heiser vor Aufregung: „Halt — so haltet doch!“

Da wichen die Leute noch mehr zurück. Eine Dame fiel in Ohnmacht, und ein Teil des Interesses wandte sich nun dieser zu. Zwei Leiter von Automobilen gerieten in Streit, da es durch das plötzliche Anhalten einen Zusammenstoß gegeben hatte. Ein Herr wurde fast von der elektrischen Bahn fortgerissen, und der Führer derselben schimpfte. Aus einigen Wagen sprangen während der Fahrt Leute, um zu sehen, was passiert sei, eine Dame fiel über den Randstein und verletzte sich das Knie. Sie wurde schnell aufgerissen, damit sie nicht von einer herannahenden herrschaftlichen Equipage, deren Kutscher schon erschreckt die Pferde anzog, überfahren wurde. Man führte sie in einen Torweg.

Die Pferde des Lastwagens standen noch immer nicht still.

Das alles geschah in noch nicht einer Minute.

Keiner half.

Ich war auf die Seite des Wagens getreten, auf der das Unglück geschehen war. „Man muß das Rad heben!“ schrie ich. „Vorwärts — angefaßt!“

Mein Rufen hatte Leben in die Leute gebracht. Sie griffen beherzt zu. Das Rad hob sich ein wenig. Der Kleine fing wieder an furchtbar zu jammern.

Für einen Moment überließ es mich kalt; ich glaubte die Besinnung zu verlieren. Ich wußte nicht, ob ich das können würde, was ich jetzt tun mußte.

Die beiden Füße des Knaben waren von den Rädern

breitgedrückt und klebten an dem Eisen des Rades. Die Gelenke waren gebrochen.

Ich überwand mich und löste die Füße vorsichtig los. Der Knabe brach in ein furchtbares Geschrei aus, das mir fast die Sinne nahm, und ich hatte nur den einen Wunsch, daß er ohnmächtig werden möchte.

Aber er mußte den ganzen Schmerz ertragen. Seine Augen traten aus den Höhlen, sein Gesicht war plötzlich über und über mit dicken Schweißperlen bedeckt. Ich glaubte, er stürbe mir unter den Händen.

Keiner der Leute sprach ein Wort. Sie drückten sich ängstlich aneinander. Keiner von ihnen half mir, weil sie fühlten, daß dann der Knabe noch mehr leiden müsse. Endlich hatte ich ihn befreit, und alle atmeten auf.

Der Kleine weinte nicht mehr, er lag bewegungslos in meinen Armen. Der Rutscher des Lastwagens beteuerte, er habe keine Schuld, und alle glaubten es ihm, weil sie wußten, daß in der Leipziger Straße kein Rutscher unaufmerksam ist. Er nannte unaufgefordert seinen Namen, und die Hände zitterten ihm, als er die Pferde wieder antrieb. Einer der Leute hatte schon eine Droschke herangerufen, und der Schuhmann nannte mir die nächste Unfallstation.

Den Knaben hielt ich immer in derselben Lage in meinen Armen. Meine Glieder wurden starr, und ich verlor jedes Gefühl. Aber jede Bewegung mußte ihn schmerzen. Er jammerte wieder leise.

„Ruhig — ruhig! Es ist ja nicht so schlimm,“ tröstete ich ihn, ohne zu wissen, was ich sagte.

Da weinte er wieder lauter. Eben kamen wir bei der Unfallstation an.

„Der Kleine ist überfahren. Wohin soll ich ihn legen? Ich kann ihn nicht mehr tragen.“

Der Arzt wollte mir behilflich sein und den Knaben von meinen Armen nehmen; aber ich wehrte durch eine Bewegung ab und legte ihn auf einen langen breiten Tisch.

Der Arzt nahm schnell ein mit Blut beflecktes Tuch fort, das noch darauf lag. Auch seine Hände waren noch blutig. Im Nebenzimmer hörte man lautes Weinen.

„Beide Füße ab!“ sagte er mit weicher, mitleidiger Stimme, ohne eine Antwort zu erwarten.

Da schrie der Knabe furchtbar auf; er schien es noch gar nicht gewußt zu haben.

„Still, still, mein Junge. Es ist ja nicht so schlimm,“ beruhigte ihn der Arzt und strich ihm dabei zärtlich über den Kopf.

Er sagte dasselbe, wie ich vorher. Mir fiel es sofort auf. Daß wir Menschen doch dem großen Unglück gegenüber immer sinnlose Worte sprechen und nicht schweigen können!

Der Knabe beruhigte sich etwas.

Ein Lazarettdiener hatte bereits Eis geholt und legte es auf die zermalnten Füße.

Der Arzt wusch die Wunden, so gut es ging, und löste die Lederstücke der Schuhe los. Die Schmerzen schienen dadurch nicht größer zu werden; der Kleine blieb verhältnismäßig ruhig.

„Schrecklich sieht das aus!“ flüsterte der Arzt. — „Sie kennen den Kleinen wohl nicht?“ wandte er sich an mich. „Man muß zu den Eltern schicken.“

Ich verneinte die Frage und erzählte kurz, wie alles gekommen war. Dann erbot ich mich, zu den Eltern zu gehen.

„Wie heißt du denn, mein Junge?“ fragte ich ihn leise, als fürchte ich, die Frage könne ihn schmerzen.

„Franz Leh—nert,“ schluchzte er.

„Und wo wohnst du?“

„Schönhauser Allee 375.“

„Ganz oben im Norden —“

„Ja — ja! Aber gehen Sie nicht hin!“ flehte er und versuchte die Arme auszustrecken.

„Das geht nicht anders,“ sagte der Arzt und streichelte ihm die Wange. „Und du wirst doch auch deine Eltern sehen wollen. Was ist denn dein Vater?“

Der Junge antwortete nicht, wurde rot und weinte.

Ich fragte ihn leise: „Ist er tot?“

„Nein — aber er wohnt nicht bei uns.“

„Und deine Mutter?“

„Die wäscht. Aber, bitte, bitte, gehen Sie nicht hin! Ich sterbe ja doch.“

„Du stirbst nicht. Deine Mutter wird dich trösten, sie wird dich oft besuchen. Dafür will ich schon sorgen,“ sagte der Arzt.

„Nein — nein! Sie wird mich prügeln. O, lassen Sie mich nicht wieder gesund werden! Wenn ich keine Füße mehr habe, wird sie mich noch mehr prügeln.“

Ich sah den Arzt fragend an, und da er mir unmerklich zunicke, ging ich hinaus, um zu der Mutter zu fahren.

Als ich die Tür schloß, hörte ich noch das Schreien des Knaben, in dem die ganze Angst vor seiner Mutter lag.

Ganz erschöpft vor Erregung fuhr ich die Leipziger Straße hinab. Nichts deutete darauf hin, was sich hier vor wenigen Minuten ereignet hatte; der kleine Radwagen war längst entfernt worden. Die Zeitungen hatten, soweit sie nicht zertreten waren, Mitnehmer gefunden.

Dann ging's durch die Friedrichstraße. Es war die

Zeit, um welche die Abendblätter in die verschiedenen Filialen geschafft werden. Die Zeitungsjungen lenkten lachend ihre kleinen Fahrzeuge durch das größte Wagen-gewirr. Keiner schien zu ahnen, wie nahe er in jedem Augenblicke dem fürchterlichsten Unglück war.

Vor dem Hause Schönhäuser Allee 375 stieg ich aus und ließ den Wagen warten.

„Wo wohnt Frau Lehnert, die Waschfrau?“

„Ich weiß nicht,“ sagte eine alte, unfreundliche Frau. „Wird wohl in der Waschküche sein; die hat keine Zeit, in ihrer Stube zu sitzen. Da hinten ist die Waschküche.“ Sie zeigte mir die Richtung.

„Holen Sie sie doch schnell. Ich habe ihr etwas mitzuteilen.“

Die Frau brummte und ging langsam über den Hof in die Waschküche.

Bald kam sie wieder. „Sie sollen nach hinten kommen. Sie muß waschen.“

Gleich darauf stand ich einer Frau von einigen dreißig Jahren gegenüber. Sie hob den Kopf nur wenig von ihrer Arbeit, als ich eintrat; aber ich sah, daß ihr Gesicht hart und finster war. Ihre Hände wuschen weiter. Man sah, daß diese Hände immer arbeiteten.

„Sie sind Frau Lehnert?“

Ich wußte nicht recht, auf welche Weise ich dieser Frau das Unglück beibringen sollte. Ich wollte sie durch die Nachricht nicht so furchtbar treffen.

„Ja,“ sagte sie und strich sich die feuchten Haare mit der nassen Hand aus der Stirn. In ihrem Gesichte stand weder Neugier noch ängstliche Erwartung. Ihr Blick war von einer kalten, beleidigenden Stumpfheit.

Ich wurde verlegen und suchte nach Worten.

„Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“

„Es ist ein Unglück passiert.“

„Ein Unglück?“ Sie wurde aufmerksamer, aber sie wusch weiter.

„Sie haben doch einen Jungen?“

„Ja,“ kam es ihr hart über die Lippen, und sie stieß einen geringschätzenden Laut aus, wie von höhnisch unterdrücktem Lachen.

Dieses „Ja“ sagte mir, wie recht der Kleine hatte, wenn er sich vor seiner Mutter fürchtete. Ich fand dieser Frau gegenüber nicht den rechten Ton.

„Es ist jemand überfahren worden in der Leipziger Straße.“

„So?“ sagte sie in demselben Tone, aber ihr Interesse war doch erregt, und sie wusch langsamer.

„Ein kleiner Junge ist's.“

„Ja, was geht mich denn das —“

„Es ist Ihr Junge,“ sagte ich jetzt fast in dem harten Tone der Frau.

„Meiner?“ fragte sie und hatte mich ohne Zweifel noch nicht ganz verstanden. „Mein Junge ist's, sagen Sie? Wie alt ist er denn?“ Sie hörte auf zu waschen. Ich glaubte aber, es ging immer noch nichts in ihrem Innern vor.

„Elf Jahre wird er wohl sein.“

„Dann ist's nicht mein Junge. Mein Franz ist dreizehn,“ sagte sie und lachte höhnisch auf. Dann wusch sie wieder weiter. „Der wird nicht überfahren,“ fügte sie nach einer kurzen Pause hinzu und sah mich an, als ob nun die Angelegenheit erledigt sei.

Da bäumte sich alles in mir auf. „Es ist aber doch Ihr Junge, Ihr Franz! Er ist wirklich überfahren worden — beide Füße sind ab.“

Die Frau wusch weiter.

„Aber Frau, verstehen Sie mich denn gar nicht?“

Beide Füße sind ab! Ihr Franz wird nie wieder gehen können. Er hat das fürchterlichste Leben vor sich, das man sich denken kann. Verstehen Sie denn das nicht?“

Sie sah mich trozig an. Dann kam es wie eine selbstverständliche Frage über ihre Lippen: „Tot ist er nicht?“

Ich glaubte, ich würde starr vor Entsetzen. Ich konnte nicht antworten. Das Weib wusch nicht mehr. Es leuchtete etwas Unheimliches in ihren Augen. Ich sah sie starr an, aber sie wich meinem Blicke nicht aus. Ich dagegen ertrug ihre Augen nicht, ich fühlte, wie sie mich dafür haßte, daß ich nicht antwortete: „Ja, er ist tot.“

Eine Zeitlang schwiegen wir, dann sagte sie: „Beide Füße ab — und nicht tot!“ Wild lachte sie auf und schleuderte eine Handvoll Wäsche in einen anderen Bottich. „Ewig arbeiten — ewig arbeiten,“ entrang es sich ihrer Brust, „und für deinen Jungen, du elender Kerl!“

Sie schien mich ganz vergessen zu haben. In furchtbarer Hast wusch sie weiter und prüfte die Flecken der Wäsche, als ob nichts anderes in ihr vorginge.

Dann wuschen die Hände immer langsamer, und plötzlich fiel ihr Kopf mit einem schweren Schläge auf den Rand des Waschbottichs. Ihrer Brust entrang sich ein langer, erschütternder, qualvoller Seufzer.

Jetzt verstand ich die Frau. Zögernd sagte ich: „Sie müssen mitkommen, draußen steht der Wagen. Machen Sie sich fertig.“

Da fuhr sie auf und sah mich wie geistesabwesend an. „Aber er kann doch noch sterben?“ fragte sie.

„Nein, er wird am Leben bleiben. Er liegt in der Unfallstation. Kommen Sie schnell.“

„Er — wird — leben!“ sagte sie schauernd. „Ohne Füße!“

„Ja, und er verlangt nach seiner Mutter. Er will Sie sehen, Frau. Sie sollen zu ihm kommen an sein Schmerzenslager. Er glaubt, dann erträgt er es leichter.“

Ich glaubte, die Frau vor mir würde wahnsinnig, so starrte sie mich an. Dann lachte sie höhnisch auf, und dieses Lachen blieb starr in ihrem Gesichte stehen; aber in ihren Augen las ich alles, was in ihrer Seele vorging. Von unterdrücktem ohnmächtigen Haß bis zu dämmerndem Empfinden der Erfüllung eines unbewußt ersehnten Wunsches spiegelte sich alles darin wider, und über die Roheit und Kälte ihrer Blicke legte sich allmählich ein warmer, feuchter Schleier.

Nun öffnete sie den zitternden Mund, und jedes Wort entrang sich schwer ihrer Brust. „Ich soll an sein Schmerzenslager?“

Sie brach in furchtbares Schluchzen aus.

„Kommen Sie jetzt! Lassen Sie ihn nicht warten! Er sehnt sich ja so nach Ihnen.“

Da fuhr sie auf, riß ihre nasse Schürze ab und stieß die Holzschuhe in die Ecke der Waschküche. Mit bloßen Füßen lief sie über den Hof in ihre Stube, um sich notdürftig anzukleiden. Dann kam sie wieder heraus und fragte hastig: „Wohin müssen wir gehen?“

„Hier ist der Wagen,“ sagte ich, und sie stieg ein.

Die Frau saß, vor sich hinbrütend, neben mir. Sie hatte ein großes Tuch umgebunden und zog es fest um ihre Schultern.

Plötzlich sagte sie vor sich hin: „Nun muß ich noch mehr arbeiten, wenn er keine Füße hat, denn jetzt bleibt sein Wochenlohn auch aus.“

„Sie sind ja noch kräftig und gesund,“ sagte ich.

„Sie können doch noch arbeiten. Jeder muß arbeiten.“

„Aber für das Kind von einem solchen Schuft muß nicht jeder arbeiten,“ antwortete sie, ohne mich anzusehen, und biß die Zähne zusammen.

Ich sprach nicht mehr, und sie brütete wieder vor sich hin.

Plötzlich lachte sie höhnisch auf.

„Was ist?“ fragte ich.

„Das letzte Mal, als ich ihn sah, lag er in der Gasse — betrunken wie ein Vieh. Die Kinder spuckten ihn an.“ Sie schüttelte sich vor Ekel. „Das Schwein!“

Wieder war sie still und sah starr vor sich hin. Dann fragte sie mich: „Beide Füße sind ab? Was hat er denn gesagt, als er nach mir fragte?“

Ich wurde, Gott sei Dank, der Antwort überhoben. Der Wagen hielt vor der Unfallstation.

Sie sprang schnell heraus und war wieder ganz aufgeregert. „Wo ist der Franz?“

Man teilte uns mit, daß der Knabe bereits ins Krankenhaus überführt worden sei.

Wir fuhren dahin. Man berichtete dort der Frau auf ihre hastige Frage, daß sie den Knaben heute nicht mehr sehen könne, weil er von dem Transport zu sehr erschöpft sei.

„Sie müssen mich unbedingt hineinlassen. Der Junge hat nach mir verlangt. Er will mich doch sehen,“ rief sie laut und fing an zu weinen.

Die Oberin ging, um mit dem Arzte zu sprechen.

Man hatte Mitleid mit dem Schmerz der Mutter. Man wußte ja nicht, daß ich sie belogen hatte, daß der arme Junge gebeten, sie ja nicht zu holen. Sie durfte eintreten.

Ängstlich ging sie auf das Lager zu, auf dem der

Kleine lag. Die Füße waren dick mit Bandagen umwunden. Er schien zu schlafen. Als die Frau sich über ihn beugte, öffnete er die Augen und schrie laut auf. Die dicken Verbandklumpen an seinen Füßen bewegten sich; er schien weglaufen zu wollen.

„Es ist ja deine Mutter, sie will dich trösten,“ redete ich ihm in ängstlicher Spannung zu.

„Nein — nein!“ schrie er auf, vergrub sein Gesicht in den Rissen und krallte sich mit den Händen zitternd in der Decke fest.

Da blitzte wieder etwas von dem alten Haß in den Augen der Mutter auf. Sie hatte ihre Sicherheit verloren und sah mit blutübergossenem Gesichte scheu zu Boden. Ich fühlte, daß sie furchtbare Qualen litt, daß sie sich schämte, und nahm ihre Hand, um sie in die des Knaben zu legen.

Sie weinte leise, beugte sich zu ihm nieder und sagte, ohne ihn anzusehen: „Ich will ja bei dir bleiben, Franz.“

Der Kleine sah sie erschrocken an. Dann leuchtete es plötzlich in seinen Augen auf, und er legte schluchzend seine Arme um ihren Hals und sagte: „Meine Füße!“

Die Oberin trennte die beiden und bedeutete der Frau, daß sie jetzt gehen müsse; sie dürfe aber morgen wiederkommen.

„Ja — ja, ich werde kommen. Die Leute müssen warten mit der Wäsche. Ich wasche lieber die ganze Nacht.“

Beim Hinausgehen streichelte sie zärtlich den Verband der Füße.

Ich fuhr mit der Frau zurück. Wir sprachen nicht miteinander. Einmal sagte sie zu sich selbst: „Nein, das soll er nicht! Nachts auf der Friedrichstraße stehen und Streichhölzer verkaufen, das soll er nicht!“

Als wir bei ihrer Wohnung waren, fragte sie nach meinem Namen, aber ich sagte, der täte nichts zur Sache.

Dann drückte sie mir die Hand und flüsterte: „Das Elend — das Elend!“

Zwei Tage später erhielt ich eine Karte aus dem Krankenhause:

„Ich wage es, Ihnen von ganzem Herzen zu danken. Morgen ist Donnerstag, da dürfen Sie mich besuchen. Auch jeden Montag. Ihr dankbarer Franz.“

Ich kaufte Bonbons und Apfelsinen und besuchte ihn. Es war mir, als ob ich zu meinem eigenen Kinde ginge, als ob er zu mir gehörte.

Er war ganz außer sich vor Freude, als er mich sah, und dankte immer wieder für die Geschenke.

Auch die Mutter saß an seinem Bette; aber sie schien ganz stumpf zu sein und sah mich mißtrauisch an.

Der Kleine, mit dem sie gar nicht sprach, und dessen Blicken sie furchtsam auswich, bot ihr von den Zuckersachen an, aber sie wies sie schroff zurück. Ab und zu sah sie den Jungen an, und dann überkam sie plötzlich eine übertriebene Zärtlichkeit, die den Knaben erschreckte. Mir war es, als ob er noch immer Angst vor seiner Mutter hätte. —

Jeden Montag und Donnerstag besuchte ich nun den Jungen. Jedesmal war auch die Mutter da. Die beiden kamen sich offenbar immer näher.

Einmal konnte ich Montags nicht hingehen, und ich schrieb vorher der Mutter, daß sie es dem Kleinen sagen solle.

Am dem Tage aber erlaubte es dann doch meine Zeit noch, kurz vor fünf Uhr, dem Schlusse der Besuchszeit, im Krankenhause vorzusprechen. Das war mir sehr lieb, weil ich fürchtete, der Kleine würde die

Lederbissen, die ich ihm regelmäßig mitbrachte, entbehren.

Als ich an sein Bett trat, war die Mutter schon fort. Der Knabe lag selig lächelnd in seinen Rissen, und auf der Bettdecke lagen Apfelsinen und Bonbons. Er erzählte mir freudestrahlend, seine Mutter habe sie ihm mitgebracht. Es wäre das erste, was sie ihm geschenkt habe im Leben. Und als ich nun meine Schätze dazu legte, weinte er und küßte mir vor Rührung beide Hände:

Noch nie hatte er so lebhaft gesprochen. Mit größter Zuversicht sprach er von seiner baldigen Genesung und schien gar keine Angst vor den schrecklichen Entbehrungen der Zukunft zu haben.

Da ich bald Berlin für lange Zeit verlassen mußte und doch noch vorher für den Jungen, der mir über alle Maßen lieb geworden war, sorgen wollte, benützte ich seine gute Stimmung und fragte: „Was möchtest du nun wohl später, wenn du aus dem Krankenhause entlassen wirst, anfangen?“

Die Frage schien ihn zu betrüben. „Ich weiß nicht,“ sagte er. Dann aber ging es wie ein Leuchten über sein Gesicht, und er fuhr zuversichtlich fort: „O, ich werde schon durchkommen. Die Mutter sagt, sie will immer für mich sorgen.“

„Siehst du, wie deine Mutter dich liebt? Weißt du noch, daß du damals Angst hattest, als ich sie ins Krankenhaus holen wollte? Du glaubtest, sie würde dich prügeln, und wolltest lieber sterben. Nun siehst du selbst, mein lieber Franz, wie lieb sie dich hat.“

Mit vor Freude feuchten Augen sagte der Kleine: „Ja, weil ich keine Füße mehr habe!“





Überall warmes Wasser.

Ein Kapitel für die Hausfrauen. Von P. Richter.

Mit 9 Bildern.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Nichts vermag die Lebensbedingungen der Menschen günstiger zu beeinflussen als die Anwendung des Wassers zur Leibespfl ege. Die Erkenntnis hierfür ist nicht neu, wetteiferten doch schon lange vor unserer Zeitrechnung Griechen und Römer in der Errichtung von Anlagen zur Beschaffung und Verwendung des Wassers zum Trinken und Baden. Rom besaß zur Zeit Julius Cäsars bereits 970 öffentliche Bäder mit einem täglichen Wasserverbrauch von 750 Millionen Liter.

Diese wertvollen hygienischen Errungenschaften gingen aber in den späteren Jahrhunderten mehr und mehr verloren, und erst der neueren und neuesten Zeit gebührt das Verdienst, wieder in größerem Umfange Einrichtungen geschaffen zu haben, die überall und jederzeit über unbegrenzte Wassermengen verfügen lassen, gleichviel ob für medizinische und hygienische oder für industrielle und hauswirtschaftliche Zwecke.

Die gesteigerten Ansprüche an Bequemlichkeit und Behagen begnügen sich aber nicht mit öffentlichen, jedermann zugänglichen Wasserversorgungs- und Badeanlagen, sondern verlangen in jedem Hause, ja möglichst in jedem Raume stets warmes Wasser, ebenso wie kaltes in beliebiger Menge. Professor Junkers, eine in Fachkreisen bekannte Autorität der gastech nischen

Wissenschaft, hat sich um die Lösung dieser Aufgabe besonders verdient gemacht. Seine Apparate zur Warmwasserbereitung und Heizung durch Gas haben sich seit Jahren infolge ihrer technisch vollkommenen



Konstruktion, hohen Leistung, soliden Ausführung und praktischen Brauchbarkeit einen wohlbegründeten Ruf erworben und sind für diese Spezialtechnik vorbildlich geworden.

Unterstützt wurde die erfolgreiche Einführung durch die zielbewußten Bemühungen zur Aufklärung

Ein warmes Bad in einer Viertelstunde.

über das Gas als Heizstoff im allgemeinen, über die an Warmwasserapparate und Gasbadeöfen zu stellenden Anforderungen und ihre sachgemäße Installation und Behandlung.

Der zuerst von Professor Junkers aufgestellte und schon seit Jahren durchgeführte Grundsatz, durch gedrängte Bauart und Anhängen der Gasbadeöfen am



Viereck-Heißwasserapparat.

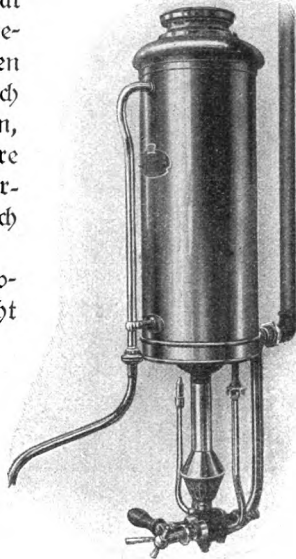
dem Anzünden strömend heißes Wasser geben, hat sich nunmehr in jahrelangem ausgedehnten Gebrauch nicht nur durch dauernd gute Funktion, sondern auch durch ihre außerordentliche Widerstandsfähigkeit vorzüglich bewährt.

Professor Junkers Apparat wird daher nicht nur als das Beste, was die Technik in dieser Beziehung bietet, anerkannt, sondern verdrängen auch mehr und mehr die unbequemen und veralteten Kohlenbadeöfen.

Auch die vor meh-

1909. V.

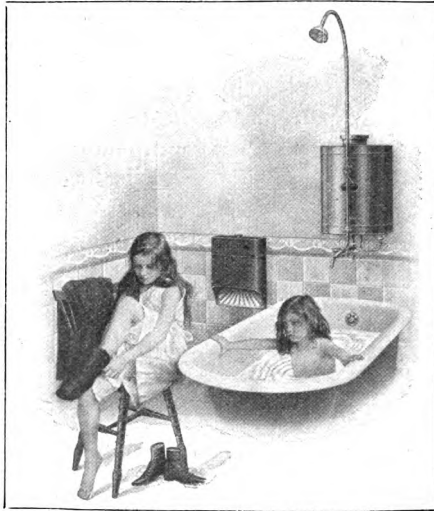
Gasrohr an der Wand Platz zu sparen, was bei dem beschränkten Raum moderner Wohnungen von besonderem Wert ist, hat sich inzwischen fast allgemeine Anerkennung und Anwendung verschafft. Die einfache Konstruktion von Schnell-Wassererhitzern und Gasbadeöfen, die das Wasser während des Durchlaufens erwärmen und sofort nach



Schnell-Wassererhitzer.

12

reren Jahren als wertvolle Ergänzung dieser Wasserstromheizapparate eingeführten Heißwasservorratsautomaten „Heißquell“ und „Autobad“, deren beständiger Wasservorrat durch einen automatischen Temperatur-



In der Kinderbadewanne.

regler selbsttätig stets auf gleicher Temperatur erhalten wird, haben die gute Aufnahme, die sie von Anfang an gefunden, in jeder Beziehung gerechtfertigt. Sie verbinden die oben erwähnten Vorzüge der einfachen

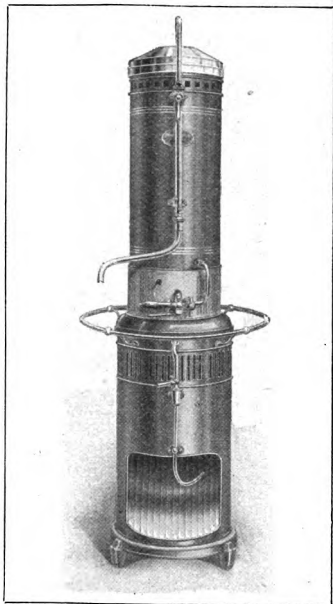
Konstruktion mit dem für viele Zwecke erwünschten Vorteil des beständigen Warmwasservorrats und der völlig selbsttätigen Temperaturregulierung, die sich im praktischen Gebrauch als dauernd zuverlässig erwiesen hat.

In unseren Abbildungen sind einige dieser vorzüglichen Schnell-Wassererhitzer wiedergegeben. Der Vier-ekofen gibt in einer Minute 2 Liter heißes Wasser von 35 Grad Celsius, also in dreißig Minuten ein Kinderbad von 60 Liter. Ein Wandbadeofen erwärmt 160 Liter, ein Vollbad, in sechzehn Minuten — bei zehn Pfennig

Gasverbrauch. Sofort nach dem Anzünden gibt der Apparat dauernd eine warme Brause, deren Temperatur man durch mehr oder weniger Öffnen des Wasserhahns beziehungsweise Gashahns wechseln und regulieren, ebenso auch allmählich ganz abkühlen kann.

Auch als Champunierapparat ist ein solcher Schnell-Wassererhitzer stets betriebsfertig, so daß das Champunieren ununterbrochen ausgeführt werden kann. Das heiße Wasser kann unabhängig von seiner Temperatur mit dem vollen Drucke der Wasserleitung entnommen werden. Die Regulierung der Temperatur erfolgt durch den Mischhahn mit einer Hand schnell und bequem, nach Belieben wechselnd oder gleichbleibend.

Infolge ihrer eigenartigen und einfachen Konstruktion, ihres geringen Wasserinhalts und leichten Gewichts bei größter Heizleistung lassen sich die Schnell-Wassererhitzer mittels einer praktischen Vor-

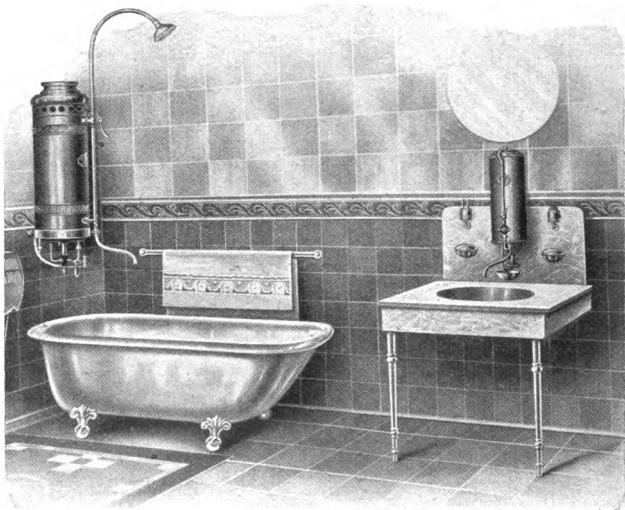


Standbadeofen mit Wäschewärmer.

richtung einfach an der Gasleitung oder an der Wand aufhängen, ohne daß eine sonstige Befestigung nötig wäre. Hierdurch wird anderen Badeöfen gegenüber eine Reihe wesentlicher Vorteile erzielt. Unter

anderem sind Dreifüße, Untersätze, die unnötig Raum fortnehmen, Konsolen, deren Befestigung umständlich und oft unzulässig ist und die Wände beschädigt, unnötig.

Diese Raumersparnis ist in modernen Wohnungen, wo der hohen Bodenwerte und Baukosten wegen der

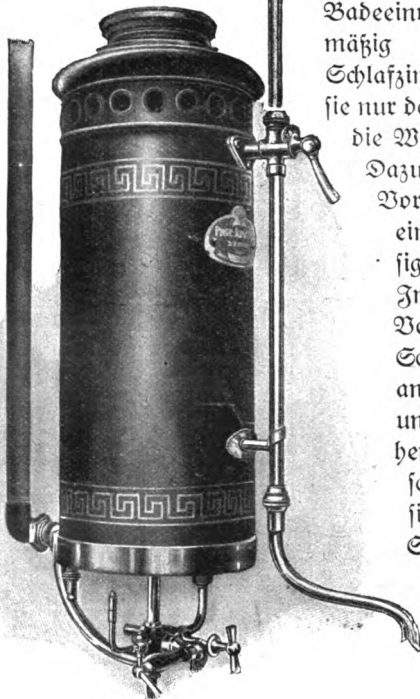


Badeeinrichtung mit Waschoilette.

Raum meist sehr knapp ist, von größtem Wert. Es wird dadurch die Einrichtung eines besonderen Badezimmers in vielen Fällen überhaupt erst ermöglicht, da der kleinste Raum dazu ausreicht.

In anderen Fällen kann der Raum, der sonst für einen stehenden Badeofen verloren gehen würde, anderweitig nutzbringend verwertet werden, zum Beispiel zur Aufstellung einer Waschoilette im Badezimmer,

oder zur Einrichtung Speisekammer, eines Schrankes u. s. w. da, wo ein besonderes Zimmer nicht zur eingerichtet werden badeofen, wie die



Hängebadeofen.

wärmer besteht aus einem zylindrischen Behälter mit Tür und wird zwischen Heizofen und Badeofen

einer Wand-SelbstresBa-Verfügung steht oder nicht kann, gestattet der Hänge-Abbildung zeigt, die Aufstellung einer vollständigen Badeeinrichtung selbst in mäßig großen Küchen, Schlafzimmern u. s. w., da sie nur den Bodenraum für die Wanne beansprucht.

Dazu kommt noch der Vorteil einer leichten, einfachen, zuverlässigen und billigen Installation und die Vermeidung von Schmutz- und Staubansammlungen, die unter und hinter stehenden Badeöfen schwer zu verhüten sind. Dort, wo Stand-Gasbadeöfen verwendet werden, sind diese mit Wäsewärmer und Wäsehalter ausgerüstet.

Der Wäse-

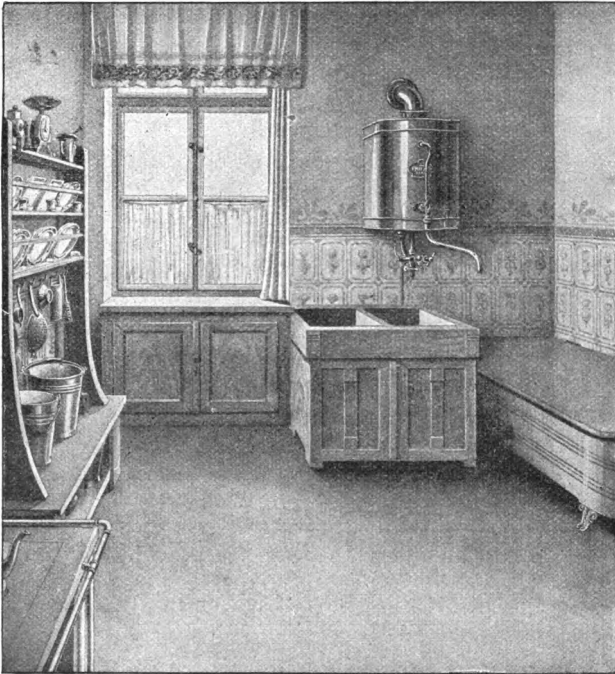
eingesetzt. Die Einrichtung ermöglicht eine freie Zirkulation der warmen Luft in dem zur Aufnahme der Wäsche dienenden Raum, so daß diese schnell erwärmt wird, ohne versengen zu können. Der Wäschehalter ist in Form einer Galerie ganz aus Messing hergestellt. Die darübergehängte Wäsche trocknet und erwärmt sich schnell durch die vom Mantel und Reflektor ausströmende Wärme.

In kleinen Wohnungen kann die Badewanne in der Küche so aufgestellt werden, daß der Schnell-Wassererhitzer sowohl für die Badewanne als auch für den Abwassertisch verwendbar ist. Eine derartige Einrichtung nimmt nur die geringe Bodenfläche für die Wanne ($1,60 \times 0,70$ Meter) in Anspruch, die durch eine aufgelegte Platte noch als Tisch nutzbar gemacht werden kann. Da das Wasser sofort nach dem Anzünden in beliebiger Menge und Temperatur völlig rein ausläuft, kann auch alles sonst in der Küche und im Haushalt benötigte warme Wasser daraus entnommen werden. Die Kosten hierfür sind geringer wie bei jeder anderen Art der Warmwasserbereitung.

Professor Junkers „Heißquell“ ist ein eigenartiger Apparat. Er hält eine gewisse Menge heißen Wassers von bestimmter Temperatur stets vorrätig. Bei Entnahme von heißem Wasser ersetzt er selbsttätig das neu zufließende kalte Wasser. Ohne jedesmaliges Anzünden und Regulieren, nur durch Öffnen eines Wasserhahns, erhält man sofort heißes Wasser mit dem vollen Strom der Wasserleitung. In diesem Apparat kann nichts verkehrt gemacht, nichts verdorben werden, ein Kind kann ihn bedienen, denn in dem Wasservorratsraum ist ein automatischer Temperaturregler eingebaut. Er wird auf eine bestimmte Höchsttemperatur, in der Regel auf 65 bis 70 Grad Celsius, eingestellt. Sobald nach

Anzünden des Brenners der gesamte Wasservorrat diese eingestellte Höchsttemperatur erreicht hat, erfolgt durchaus selbsttätig ein Kleinstellen der Flammen.

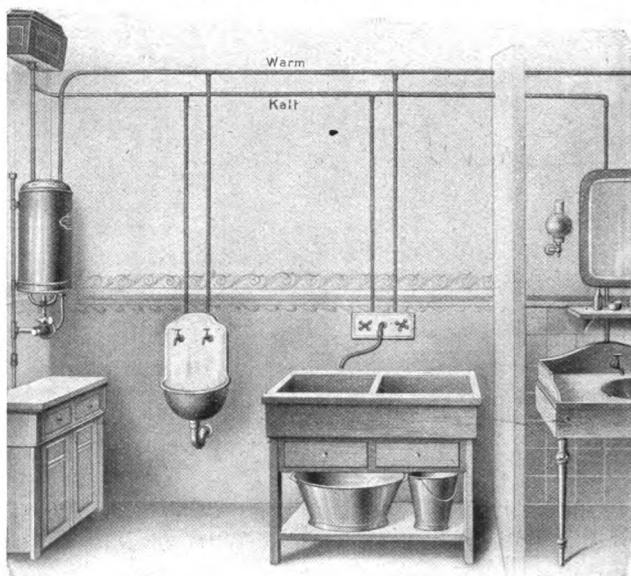
Wird warmes Wasser entnommen, so läuft kaltes



Billige Badeeinrichtung in der Küche.

Wasser von selbst zu, und der Temperaturregler veranlaßt sofort ein Großstellen der Flammen. Sie brennen so lange groß, bis der Wasservorrat wieder die eingestellte Höchsttemperatur erreicht hat, worauf wieder selbsttätig die Kleinstellung der Flammen erfolgt. Infolge dieser hervorragenden Vorzüge und Über-

legenheit ist der „Heißquell“ geeignet, in geradezu unübertrefflicher Weise das Bedürfnis nach warmem und heißem Wasser überall da zu befriedigen, wo man solches häufig zu beliebiger Zeit ohne jede Vorbereitung sofort



Heißwasservorratsautomat mit automatischer
Temperaturregelung.

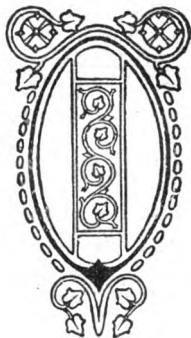
benötigt. Selbst da, wo bereits zentrale Warmwasseranlagen bestehen, wird der „Heißquell“, an passenden Stellen angebracht, eine wertvolle Ergänzung bilden, durch die man Wartung, Zeit und Geld spart.

Das „Autobad“ entspricht genau der Konstruktion des „Heißquelles“, doch ist diese, dem Verwendungszweck für Bäder entsprechend, größer ausgeführt. In großen Familien, wo mehrere Personen unmittelbar

hintereinander zu baden pflegen, geht das Baden in denkbar kürzester Zeit von statten. Während der eine badet, hat der Ofen das Bad schon für den nächsten fertiggestellt, dabei braucht sich niemand um die Feuerung des Ofens zu kümmern, und sein Gebrauch kann selbst Kindern unbedenklich überlassen werden.

Warmes Wasser ist überall in der Haushaltung nötig, es fördert die Sauberkeit und erhält die Gesundheit, und in treffender Weise hat die Firma Junker & Co. in Dessau, welche derartige Schnell-Wassererhitzer herstellt, die Verse von Goethe als Motto für ihren Katalog „Warmes Wasser“ gewählt:

Wunder wirkend strömt die Welle,
Strömt der heiße Dampf der Quelle;
Mut wird freier,
Blut wird reiner,
Heil dem Wasser! Heil dem Feuer!





Seltame Tempel und Gotteshäuser.

Von R. Zollinger.

Mit 14 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Dem Reisenden, der sich nicht damit begnügt, auf vielbetretenen Touristenpfaden zu wandern, sind auch heute noch allerorten interessante Entdeckungen aufbehalten — Entdeckungen, die vielleicht nicht immer verdienen, als besondere Merkwürdigkeiten verzeichnet zu werden, die aber für den einzelnen, dem sie gelingen, oft viel tiefere und nachhaltigere Eindrücke bedeuten, als er sie den herrlichsten Naturschönheiten oder den meistgepriesenen Wunderwerken der Menschenhand zu verdanken hatte.

Auch das Schlichte und Bescheidene, das Unscheinbare und Dürftige kann sich da zuweilen in den Augen des Betrachtenden mit einem Schimmer von Größe umkleiden oder mit einem romantischen Zauber, der die Erinnerung an das ungesucht Erschaute als ein liebes Besitztum in dem empfänglichen Gemüte haften läßt.

Fast überall haben Menscheng Geist und Menschenhand das Größte und Bewunderungswürdigste da geschaffen, wo ein tief und wahrhaft empfundenenes religiöses Bedürfnis dazu trieb, seinen Empfindungen in der Errichtung von Tempeln und Gotteshäusern sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Aber von Ehrfurcht und

Rührung können wir uns auch dann durchzittert fühlen, wenn sich uns irgendwo auf einem abgelegenen Erdenflecken tiefinnige Frömmigkeit und gläubige Gottesverehrung in den allerbescheidensten äußeren Erscheinungsformen offenbaren.

Einige von solchen Gotteshäusern, die bemerkenswert sind um der Stelle willen, an der sie den Reisenden durch ihr Dasein überraschen, seien unseren Lesern hier im Bilde vorgeführt.

Zuerst das kunstlos aus Brettern gefügte katholische Kirchlein an der nördlichen Küste von Island, das seine Bestimmung äußerlich durch nichts anderes



verrät als

durch das aus zwei rohen

Katholisches Gotteshaus an der Nordküste von Island.

Balken zusammengefügte Kreuz am Dachfirst. Es ist das einzige Gotteshaus für Katholiken auf dem weltabgeschiedenen, unwirklichen Eilande und vielleicht eines der dürftigsten, das irgendwo auf Erden für die Bekenner dieses Glaubens errichtet worden ist. Aber die fremden Fischer, die in Ausübung ihres harten und gefährlichen Berufes an dies ferne Gestade kommen, haben die Möglichkeit, auch hier an geweihter Stätte ihre Andacht verrichten zu können, die sicher

oft genug als eine erquickende Wohlthat für Herz und Gemüt empfunden wird.

Ungleich stattlicher schon zeigt sich mit ihrem freistehenden Glockenturm die von den Indianermissionaren mitten in der rauhen Bergwildnis von Alaska erbaute Kirche, wengleich auch hier kein



Missionskirche in Alaska.

anderes Material zur Verfügung stand als rohe Holzstämmе, und wengleich die innere Ausschmückung in ihrer Armseligkeit durchaus dem bescheidenen Äußeren des Gotteshauses entspricht. Die Ungunst der Verhältnisse hat die Erbauer gezwungen, auf jegliche Art von künstlerischem Zierat zu verzichten, für den es den rothhäutigen Gemeindemitgliedern überdies wohl auch an dem rechten Verständnis gefehlt haben würde.

Schlicht und schmucklos, wenn schon nicht ohne die einem Gotteshause zukommende Würde, stellt sich das auf unserm dritten Bilde wiedergegebene Tabernakel

der Mormonenmissionare auf den Sandwichinseln dem Beschauer dar. Auch in seinen primitiven Formen verleugnet es den eigenartigen Charakter nicht, den die Anhänger dieser vielbefehdeten und doch an Ausbreitung noch immer zunehmenden Sekte ihren Heiligtümern zu geben lieben, und der auch das mit einem riesigen

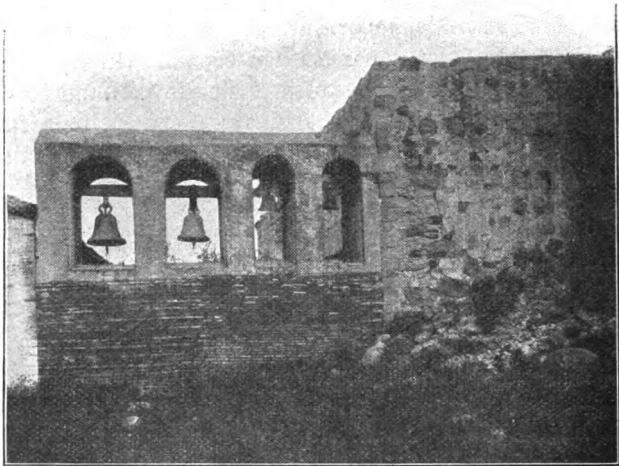
Kostenaufwande errichtete große Tabernakel in der Salzseestadt auf eine recht seltsame Art von allen Kirchen und Tempeln anderer Bekenntnisse unterscheidet.

Wohl eine der ältesten christlichen Andachtsstätten



Mormontabernakel auf den Sandwichinseln.

auf dem nordamerikanischen Kontinent ist das halbverfallene Missionsgebäude in Mexiko, von dem wir umstehend ebenfalls eine photographische Aufnahme wiedergeben können. Mit seinen schmucklosen, verwitterten Mauern mutet es den Reisenden überaus ehrwürdig an; die freiliegende Glockenstube mit ihren vier hübschen Rundbögen aber gibt Zeugnis dafür, wie leicht sich auch mit den einfachsten Mitteln gewisse, das Auge erfreuende künstlerische Wirkungen erzielen lassen, wenn, wie es hier augenscheinlich der Fall war,

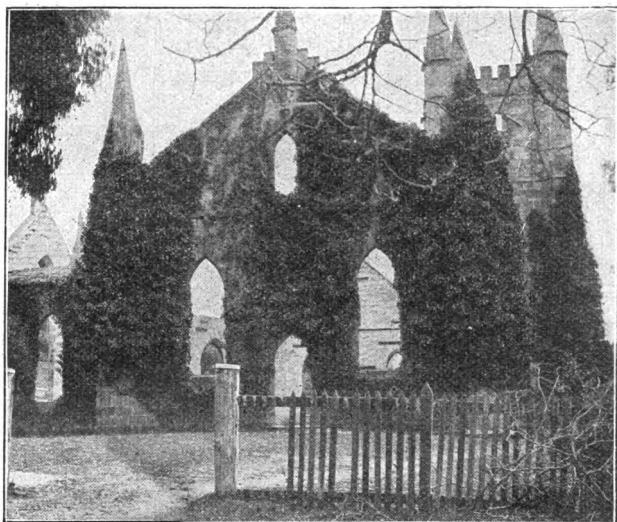


Alte Missionskirche in Mexiko.

dem frommen Eifer der ausgesandten Missionare auch ein natürliches Empfinden für architektonische Schönheit zugesellt ist.

Gefühle von anderer Art, als sie durch diese in ihrer Schlichtheit so rührenden Gotteshäuser im Herzen des Besuchers ausgelöst werden, mögen unsere Seele ergreifen, wenn wir uns bei einer Wanderung durch die mit Naturschönheiten verschwenderisch gesegnete Insel *Tasmania* plötzlich vor einer hochragenden Kirchenruine finden, die bis auf einen Teil der Umfassungsmauern dem zerstörenden Einfluß der Zeit zum Opfer gefallen ist, und von der unser ortskundiger Führer zu berichten weiß, daß sie ehemals das Gotteshaus der nach Port Arthur auf *Tasmania* deportierten Sträflinge gewesen sei. Auch eine wenig dichterisch veranlagte Phantasie malt sich da wohl leicht ein er-

schütterndes Bild von all dem namenlosen Jammer, all der zerstörten Hoffnung, all der leidenschaftlichen oder stumpfen Verzweiflung, die diese Mauern so viele Jahrzehnte hindurch erschaut — diese zerbröckelnden

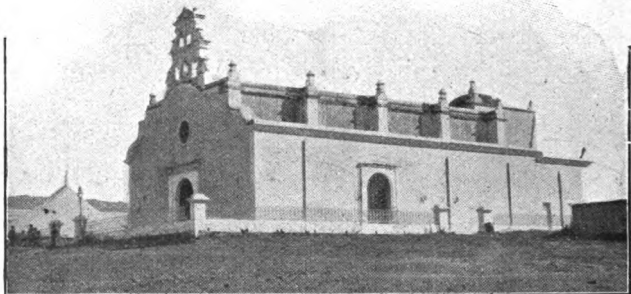


Ruinen der ehemaligen Sträflingskirche in Port Arthur
auf Tasmanien.

und vielfach geborstenen Mauern, die eine üppige Natur heute zum größeren Teil mit dichtem Weinlaub und blütenreichen Schlinggewächsen übersponnen hat.

Aber noch ungleich düsterer und beklemmender ist ohne Zweifel der Eindruck, den die kahlen, fensterlosen Wände jenes spanischen Klosters hinterlassen, das für seine Insassen einen tausendmal traurigeren Aufenthalt bedeuten muß, als es die Zitadelle von Port Arthur jemals gewesen sein kann. Denn es dient einem von jenen Orden, deren Angehörige zu ewigem Still-

schweigen und zum vollständigen Verzicht auf alle, auch die bescheidensten, Freuden und Genüsse des Lebens verpflichtet sind. Auch für sie gibt es keine andere Hoffnung als die auf jene zukünftigen Seligkeiten, die jenseits des Grabes winken, und wenn die

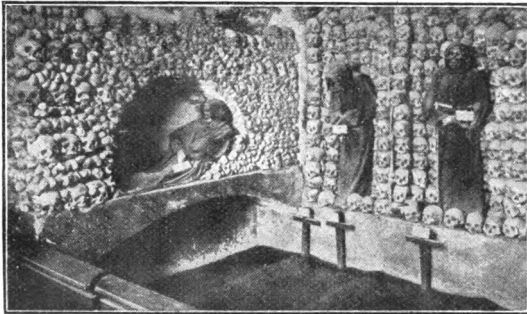


Ein „Kloster des Schweigens“ in Spanien.

Entfagung hier eine freiwillige ist, so mag sie darum doch gar manchmal nicht minder schwer zu üben und zu ertragen sein.

Den meisten Besuchern des kirchenreichen Rom gar wohl bekannt ist jene einzigartige Gruft unter der alten Kapuzinerkirche, die eindringlicher als irgend eine andere Begräbnisstätte der Christenheit an die Vergänglichkeit alles Lebens gemahnt, und die darum so recht geschaffen scheint für die andächtige Einkehr weltflüchtiger Seelen. Der eigentliche Begräbnisplatz ist so klein und enge, daß er wohl kaum Raum genug für die Bestattung von sechs oder acht Toten darbietet. Aber die Beschränkung erklärt sich uns leicht, wenn wir von unserem mönchischen Begleiter hören, daß der Sand, in den man hier die irdische Hülle der

dahingeschiedenen Ordensbrüder einschart, kostbare und geheiligte Erde von jenem Hügel ist, auf dem einst der Erlöser sein irdisches Leben beschloss. Denen, die hier schlummern dürfen, ist die erste Grabestube denn auch zumeist nur für eine verhältnismäßig kurze Zeitspanne vergönnt. Sobald die Reihe voll ist, muß der stille Schläfer, der sie eröffnet, dem ersten neuen Ankömmling seinen Platz abtreten. Seine Gebeine werden



Grust der Kapuzinerkirche in Rom.

dem in einem Nebenraume aufgeschichteten großen Knochenhaufen zugesellt, sein Schädel aber erhält eine Stelle neben den vielen hohläugig grinsenden Totenköpfen, die die einzige, unheimlich genug anmutende Wandzier des Gruftraumes ausmachen. Doch nein — nicht die einzige, denn man hat bei der Gruppierung der Schädel ein paar Nischen ausgespart, die eben groß genug sind, um die stehenden oder liegenden, mit dem Ordensgewande bekleideten Mumien einiger Kapuzinermönche aufzunehmen, deren Leib aus irgendwelchen unbekanntem Ursachen von der Verwesung verschont geblieben ist. Mit den Gebetbüchern in den verdorrten Händen blicken diese grausigen Herrbilder des Lebens

durch Jahrhunderte unveränderlich auf den frommen Beter herab, und es muß fürwahr eine arg verhärtete Seele sein, die sich unter solchen Eindrücken nicht wenigstens auf eine kurze Zeit von den irdischen Eitelkeiten hinweg höheren und ewigen Dingen zukehrte.

Und nun eine andere geheiligte Begräbnisstätte — nach der schmucklosesten, die wir soeben geschildert, vielleicht die pomphafteste der Erde! Sie wird von den Mauern des — hier im Bilde wiedergegebenen — Tem-



Eingangstor zum Tempel des Königs von Siam.

pels umschlossen, der dem jeweiligen Könige von Siam zur Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses dient, und sie bildet darin eine abgesonderte,



Altar mit den Aschenurnen der verstorbenen Könige von Siam.

auf fünf Stufen zu erreichende Nische, die mehr einer phantastischen Schatzkammer als einem Ruheplatz der Toten ähnlich sieht. In einer Anzahl kunstvoll gearbeiteter Urnen ist da die Asche der früheren siamesischen Herrscher aufgestellt, deren lebloser Leib nach der Sitte des Landes unter prunkvollen, tagelang währen-

den Feierlichkeiten dem Scheiterhaufen überliefert wurde. Die künstlerische Sorgfalt und die Fülle des kostbarsten Materials, die bei der Herstellung dieser Aschenurnen aufgewendet wurden, lassen sich bei der flüchtigen Betrachtung, die dem andersgläubigen Tempelbesucher vergönnt ist, kaum nach Gebühr würdigen. Aber es erscheint uns durchaus glaubhaft, wenn wir erfahren, daß an der größten dieser aus einem einzigen Stein geschnittenen Vasen mehr als zwei Menschenalter hindurch gearbeitet worden ist, und wenn der

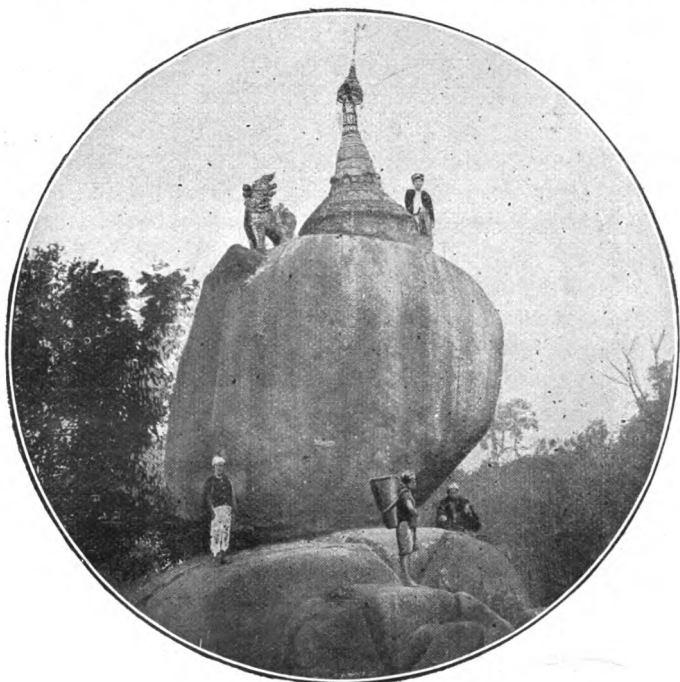


Pu Kau Tong oder der „goldene Berg“ in Birma.

Wert der zur Ausschmückung verwendeten Juwelen auf zahlreiche Millionen geschätzt wird. Dreimal im Jahre hat hier dem Herkommen gemäß der lebende Herrscher in tiefster Einsamkeit und in langem, an-

dächtigen Gebet den Geistern der dahingegangenen Vorfahren seine Ehrfurcht zu bezeigen.

Von verschwenderischer Pracht ist auch das auf unserem nebenstehenden Bilde dargestellte buddhistische



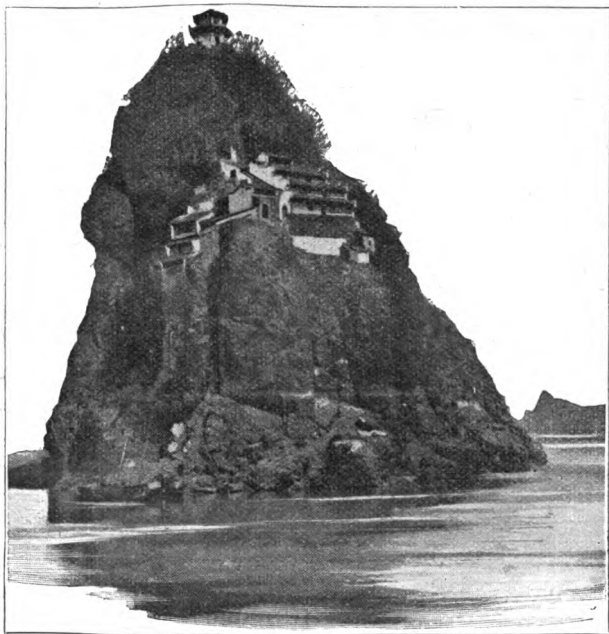
Pagodenfelsen in Birma.

Heiligtum auf dem Pu Kau Tong, dem „goldenen Berge“ in Birma, von befremdlichster und nach unserem Empfinden etwas spielerischer Eigenart aber ein in der Nähe dieses prunkenden Tempels befindlicher Felsen mit einer Pagode, die der frommen Opferwilligkeit eines reichen Gläubigen ihre Entstehung ver-

danke. Wie unsere Abbildung zeigt, ist der seltsam geformte Felsblock, der von der Natur fast in Kugelgestalt einer Hügelkuppe aufgelagert wurde, von Menschenhänden glatt behauen und mit einem pagodenförmigen Heiligtum bekrönt worden, das durch eine abenteuerlich gebildete Tiergestalt bewacht zu werden scheint. Den frommen Seelen, die da oben ihre Andacht zu verrichten wünschen, ist die Erfüllung dieses Verlangens nicht eben leicht gemacht, denn das Besteigen des Felsblocks, das überhaupt nur an der einen, etwas geneigten Seite möglich ist, stellt sowohl an die turnerische Gewandtheit wie an die Geduld des Kletternden die allergrößten Anforderungen, so daß es wohl begreiflich scheint, wenn er sich die mutige Überwindung dieser Schwierigkeiten als ein religiöses Verdienst anrechnet.

Aber die Mühe, die hier aufgewendet werden muß, ist immer noch gering zu nennen im Vergleich mit den Strapazen, mit denen die Erreichung eines anderen, weitberühmten buddhistischen Heiligtums verbunden ist. Ein in der breiten Ausmündung eines chinesischen Flusses kegelförmig aufragender, hoher und kahler Felsen, zu dem man nicht anders als im Ruderboote gelangen kann, ist sowohl in seiner halben Höhe wie auf seinem Gipfel mit einer Anzahl von Tempelbauten besetzt, deren Entstehung von der umwohnenden Bevölkerung in eine ferne, beinahe sagenhafte Vorzeit zurückdatiert wird. Der Aufstieg zu diesen Heiligtümern ist nicht bloß beschwerlich, sondern stellenweise sogar mit Lebensgefahr verbunden, und die Fremdlinge, die ihn lediglich aus Neugier unternehmen, lassen sich's darum zumeist an der Erreichung der zweiunddreißig größeren und kleineren Tempelbauten in der halben Höhe des Felsens genügen. Ihre Zahl ent-

spricht ungefähr der Zahl der verschiedenen buddhistischen Sekten, von denen jede an dieser bevorzugten



Ein Felsenheiligtum des Buddha.

und hochberühmten Stelle eine eigene Andachtsstätte zu besitzen begehrte.

Hinter den Bergketten, die die westlichen Küstenstriche J a p a n s von dem Innern des mit so wunderbarer Schnelligkeit aufblühenden Reiches trennen, erschließt sich dem Reisenden heute noch der Einblick in jenes alte Japan, das unberührt von den Neuerungen und Umwälzungen einer fremden Kultur in den von den Vätern überkommenen uralten Traditionen dahin-

lebt. Da finden sich denn auch zwischen den aus weit zerstreut liegenden Einzelgehöften bestehenden Ortschaften noch vielfach jene überaus einfachen Andachtsstätten, die den Anhängern der Schintoreligion für die Verrichtung ihrer religiösen Gebräuche genügen. Der Grundgedanke dieses Bekenntnisses, das einst die herrschende Nationalreligion der Japaner war, ist die Verehrung des höchsten Wesens in der Natur, die nach dem Empfinden der Gläubigen seine Allmacht und Größe am herrlichsten offenbart. Darum werden die schmucklosen Heiligtümer zumeist auf kleinen Waldlichtungen errichtet, und ihre Umgebung ist es, die ihnen Würde und Feierlichkeit verleihen muß.

Das auf unserem Bilde dargestellte Heiligtum ist typisch für die Art dieser primitiven Tempelanlagen. Das im Vordergrund sichtbare torartige Balkengestell ist keineswegs bestimmt, einen Eingang zu markieren, sondern es ist als eine Raststätte für die kleinen Waldvögel gedacht, denen der Japaner eine besondere Liebe und Zärtlichkeit entgegenbringt. Zur Rechten erhebt sich das einfache Teehaus, darin sich der fromme Pilger von den Mühseligkeiten einer vielleicht recht langen Wanderung erholen mag, und das ihm mit einigen Matten alles darbietet, was sein anspruchsloser Sinn an Bequemlichkeit verlangt.

Gegenüber aber befindet sich, nur um ein geringes höher und künstlicher gefügt, das Heiligtum, aus Holz gezimmert, wie es um der Erdbebengefahr willen ja fast alle Baulichkeiten im alten Japan sind, und in seinem Innern jeglicher Hindeutung auf seine religiöse Bestimmung entbehrend. Die ganze Ausstattung besteht in der Regel aus einer schön geflochtenen und peinlich sauberen Matte, die den Fußboden bedeckt, aus einem Sitz und einem an der

Wand gegenüber dem Eingang aufgehängten kleinen Spiegel, der indessen nicht wie im Abendlande der menschlichen Eitelkeit dienen soll, sondern vielmehr bestimmt ist, den Andächtigen daran zu mahnen, daß Selbsterkenntnis aller Tugend Anfang sein muß. Gewiß ist es ein eigenartiger Anblick für den Fremden,



Japanischer Tempel an der Westküste.

den frommen Schintogläubigen, der sich vor dem Eintritt in das Heiligtum seiner Sandalen entledigt hat, viertelstundenlang in schweigende Selbstbetrachtung versunken vor diesem Spiegel stehen zu sehen.

Wir beschließen unsere Schilderung eigenartiger Tempel und Gotteshäuser mit dem Bilde einer Eingeborenenkirche auf Neu-Seeland, vor der sich die ganze versammelte Gemeinde der Camera des Photographen zur Verfügung gestellt hat.

Auch dies Gotteshaus macht gewiß den Eindruck großer Einfachheit, aber es unterscheidet sich von den oben beschriebenen Holzbauten auf Island und in Alaska durch recht kunstvolle Schnitzereien, die der



Gotteshaus der Eingeborenen auf Neu-Seeland.

Intelligenz und Handfertigkeit ihrer dem Maoristamme angehörigen Erzeuger ein recht rühmliches Zeugnis ausstellen. Auch diese Naturkinder haben damit alles, was sie an Talenten besitzen, aufgeboten, um jenem höchsten Wesen ihre Ehrfurcht zu bezeigen, von dem sie Beistand erhoffen in ihrer Not und Trost in ihrem Leid.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Auch eine Bärenjagd. — Ein heftiger Schneesturm hielt die Jagdgesellschaft im Rauchzimmer gefangen. Geschichten wurden erzählt, und der Rauch schwerer Zigarren erfüllte den Raum. Ein kürzlich aus Stockholm angetommener Legationsrat erzählte, als die Reihe an ihn kam, folgendes Erlebnis.

Bei uns in Schweden, fing er an, müssen die Jäger der Hauptstadt schon seit einer Reihe von Jahren auf die Bärenjagd verzichten, weil Meister Pek aus der Umgebung gänzlich verschwunden ist. In Daletarien trifft man keinen Bären mehr. Man muß weit nach dem Norden gehen, bis nach Osterfund. Dort gibt es einen romantischen See, den Stor, wo auch das Hoch- und Schwarzwild noch nicht ausgestorben ist. Zwischen unserem Jagdklub und den Bauern dieser Gegend wurde der Pakt geschlossen, daß immer, wenn ein Bär erscheint, dieses Ereignis nach Stockholm telephonisch gemeldet werde. Das Eintreffen einer solchen Meldung veranlaßt dann die Jäger, sofort nach Osterfund zu reisen. Wer das Vorhandensein des Bären gemeldet hat, erhält dafür eine von den Jägern zu gleichen Teilen aufzubringende Belohnung von hundert Kronen, doch erst dann, wenn mindestens einer der Jäger den Bären tatsächlich gesehen hat.

Während des letzten Winters verbrachte ich einige Tage in Upsala. Mehrere Freunde aus verschiedenen Städten fragten telephonisch bei mir an, ob ich nicht an einer Bärenjagd teilnehmen wolle, die sie auf eine Meldung hin in der Nähe des Sees, in der Gegend des kleinen Dorfes Angö, unternehmen würden. Ich sagte freudig zu, rüstete mich aus und fand noch am selben Tage an dem Eisenbahnknotenpunkte unweit Upsala die aus Stockholm angetommenen Jäger: einen Bankier,

einen Offizier und einen Arzt. Eine Stunde später setzten wir im Schlafwagen die Reise nach dem Norden fort.

Angö besteht aus einer Gruppe von Häuschen, von denen eines als „Gasthof“ dient. Im Sommer kommen ja auch Touristen nach Angö. Aber dieser Umstand hat bisher das Wirtshaus nicht zu bessern vermocht. Eine niedrige, rauchgeschwärzte Küche bildet den Speisesaal, und drei kleine, armselige Zimmer repräsentieren das eigentliche Hotel, welches aber nicht immer bereit ist, Gäste aufzunehmen, denn sobald Reisende übernachten wollen, räumen Peterfen, der Wirt, sein Sohn und seine Schwiegertochter mit ihrem Kinde erst die betreffenden Zimmer, um sie den Gästen zu überlassen, und schlafen sodann im Stalle nebenan.

„Werden wir den Bären morgen finden?“ fragte ich den alten Peterfen gleich beim Überschreiten der Schwelle.

„Ja, meine Herren, ganz gewiß!“ antwortete der biedere Wirt, indem er eine tiefe Verbeugung machte. „Sie werden ihn morgen sehen. Wir haben ihn erst heute wieder getroffen — nicht wahr, Kinder?“

Olaf, der Sohn, machte einen sehr günstigen Eindruck, und auch Marie, die blonde Schwiegertochter, erweckte mit ihren großen, treuherzigen blauen Augen Vertrauen.

Wir schliefen darauf bis in den nächsten Morgen hinein, denn im nordischen Winter erhebt man sich spät. Es war schon hell, als Olaf, der Sohn unseres Wirtes, mit seinen kräftigen Fäusten an die Türen unserer Zimmer schlug.

„Der Bär!“ schrie er. „Der Bär ist da!“

Binnen fünf Minuten waren wir zum Abmarsche bereit. In der Küche erwartete uns ein Frühstück, das aus Tee und mit Fischen belegten Brötchen bestand. Marie wünschte uns Glück auf den Weg.

„Wo ist der Vater?“ fragte ich aus Höflichkeit. „Er schläft wohl noch?“

Sie nickte und deutete auf den Stall, wo der Greis — er mochte gewiß schon siebzig Jahre zählen — der Ruhe pflegte.

Es hatte drei Tage lang nicht geschneit. Der Himmel war klar, und das Licht einer prächtigen Morgenröte übergießte die

Landschaft. Wir machten uns sogleich auf den Weg, die Gewehre schußbereit in der Hand, und folgten schweigend unserem Führer Olaf.

„Kommen Sie hierher, meine Herren! Der Bär hat sich gestern im Gehölz gezeigt, das dort beginnt und beim See aufhört. Eine gute Wegstunde haben wir bis zum Wasser.“

„Ist das Tier groß?“ fragte der Bankier.

„Sehr groß. Es ist wahrscheinlich ein Weibchen, das Futter für die Jungen sucht.“

„Junge!“ rief der Offizier aus. „Ich werde sie fangen und abrichten.“

„Gewiß — wir werden der Alten diese Sorge abnehmen,“ meinte der Arzt mit großem Selbstgeföhle.

Diese trefflichere Behauptung schien auf den Lippen des friedlichen Olaf ein befriedigendes Lächeln hervorzurufen. Es ist ja an und für sich kein Vergnügen, im Winter an den Ufern des Sees Stör haufen zu müssen; wenn nun gar ein Bär mit seiner Familie um die Hütte schleicht, mag die Aussicht, von dieser Gefahr befreit zu werden, eine wohlthuende Empfindung auslösen.

Plötzlich bückte sich Olaf und forderte uns auf, das gleiche zu tun. „Dort rückwärts!“ sagte er ganz leise. „Dort links!“

In der That, vor uns auf dem Schnee begann eine Bärenspur. Wir sahen die Spuren genau und folgten ihnen mit den Augen.

„Sehen Sie, meine Herren, dort —“ sagte Olaf gleich darauf mit unterdrückter Stimme — „dort wechselt der Bär quer über den Abhang.“

Es verhielt sich in der That so. Auf dem weißen Schnee sahen wir ganz genau das zottige, braune Tier von links nach rechts aus einem Gebüsch in das andere wandern.

Der Bankier wollte schießen. Ich hielt ihn aber zurück.

„Einen Bären nimmt man dreißig Schritte weit aufs Korn und nicht dreihundert Meter! Ruhe, und achtgeben!“ flüsterte ich erregt.

„Vorwärts — um das Gehölz herum!“ kommandierte ich dann. „Und vor allem Ruhe!“

Dieses kluge Manöver hatte aber keinen Erfolg. Es war ganz umsonst. Niemals in meinem Leben bin ich so lange im Walde marschiert. Vier Stunden lang suchten wir die verlorenen Spuren des mächtigen Tieres.

Mit gesenkten Häuption und knurrenden Mägen trafen wir erst beim Anbruche der Nacht wieder im Wirtshause ein. Ein landesübliches Mahl erwartete uns. Der alte Peterfen beklagte unser Pech. Wir gaben ihm die vereinbarten hundert Kronen, die ihm zweifellos gehörten, da wir ja alle den Bären gesehen hatten.

Dieses Vergnügen hätten wir im zoologischen Garten freilich billiger haben können.

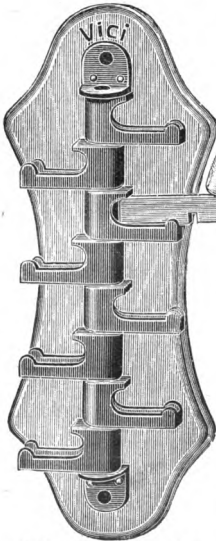
Der untröstliche Wirt steckte die Belohnung ein und entschuldigte sich, daß er uns umsonst in sein Haus bemüht habe. „Ein anderes Mal,“ meinte er, als er uns in der finsternen Nacht zur Bahnstation führte, „werden die Herrschaften sicher mehr Glück haben.“

Da kam mir plötzlich ein sonderbarer Gedanke in den Sinn. Doch ich ließ ihn aus Gewissenhaftigkeit nicht laut werden. Aber drei Monate später erlangte ich die Gewißheit, daß dieser Gedanke einer Vorahnung gleichkam. Ich erfuhr nämlich aus einem Briefe des Offiziers, der an der ergebnislosen Bärenjagd teilgenommen hatte, daß das gleiche Abenteuer in Angö auf eine spätere Einladung des alten Peterfen wiederholt wurde, doch dieses Mal ein tragisches Ende nahm, denn einer der Jäger schoß auf den Bären und traf — den alten Wirt, welcher, in eine Bärenhaut gehüllt, das begehrte Wild seinen Gästen für hundert Kronen vorgaukelte.

Seit diesem Vorkommnis zahlen die Stockholmer Jäger nichts mehr für das bloße Schauen eines Bären, sondern erst dann, wenn sie ihn geschossen haben. A. E.

Neue Erfindungen: I. Wäschetrockner für die Küche. — Viele Vorrichtungen sind erfunden worden, um den Hausfrauen das Trocknen der sogenannten kleinen Wäsche zu erleichtern. Die meisten dieser Wäschetrockner besitzen Stäbe aus Holz in Form einer Staffel oder eines Sternes, und auf diese wird die zu trocknende Wäsche gehängt. Es wird durch

eine derartige Anordnung wohl an Raum gespart und bei sehr großer Sorgsamkeit und Sauberkeit ein Zerbrechen der Stäbe verhindert und auch nach Möglichkeit ein Verstauben der Hölzer beseitigt, indessen nicht mit genügendem Erfolge, so daß die neue hier abgebildete Form



Wäschetrockner für
die Küche.

des Wäschetrockners der Firma Ernst Maummann in Velbert, Schloß- und Metallwarenfabrik, wohl berufenerscheint, hier eine gute Verbesserung einzuführen. Die Holzstäbe sind einzeln herausnehmbar und können in einen Schubkasten gelegt werden, um sie so gegen Verstauben zu schützen. Ferner sind die Stäbe aus festem Holze hergestellt und durch Ölanstrich vor Wärme und Feuchtigkeit geschützt, so daß ein Verbiegen so gut wie ausgeschlossen ist. Jeder Stab kann nach jeder Richtung der ausstrahlenden Wärme des Ofens beliebig zugewendet werden, die Länge beträgt 65 Zentimeter, so daß jedes Wäschestück darauf Platz finden kann. Das Wandbrett ist eichenartig angestrichen und lackiert und bildet besonders nach Abnahme der Stäbe durch seine elegante Ausführung eine Zierde für die Küche.

II. Moderner Blumenständer. — Industrie und Kunst, Hand in Hand gehend, erzielen die schönsten Erfolge, wenn beide mit Lust und Liebe in mühevoller Arbeit nichts scheuen, um etwas recht Gediegenes und Schönes dem kaufenden Publikum vorzulegen. Viele Leser werden aber einwenden, die Sachen seien ja wunderschön und als Zimmerschmuck von

hervorragender Wirkung, aber der Preis sei bei allen diesen Sachen ein für bürgerliche Kreise kaum erschwinglicher. Diesem Uebelstande ist in unserem Falle abgeholfen, denn die Firma Oskar Sonnenschein, Metallwarenfabrik in Chemnitz, Becherstraße 15, hat es meisterlich verstanden, Gegenstände zu schaffen,



Moderner Blumenständer.

die einen künstlerischen Wert besitzen und dabei doch äußerst preiswürdig sind. Der moderne Blumenständer, in Messing oder Kupfer gearbeitet, muß zum Beispiel als hervorragend schön bezeichnet werden und erzielt, mit Blumen gefüllt und auf den Tisch gestellt, eine prächtige Wirkung. Der Behälter steht auf einem kleinen Ständer und kann mit einem kleinen Blumentopf oder auch direkt mit Blumen angefüllt werden, die Kupferausführung besitzt zwei matte Messinggriffe, und der eigentliche Blumentopf ist in sehr schöner Weise mit fliegenden Vögeln dekoriert. Der Blumenständer ist ein kleines Kunstwerk und doch so billig, wie das Preis-

verzeichnis der genannten Firma beweist, daß er von jeder Familie angeschafft werden kann.

Duellgeschichten. — Unendlich ist die Zahl der Duelle, die einen verhängnisvollen Ausgang genommen haben, aber zum Glück läßt sich auch eine lange Reihe von Zweikämpfen aufzählen, die ein lustiges Ende gefunden haben. So sandte der Oberst Madaillan dem Marquis de Rivard, der bei der Belagerung von Puy Cerda ein Bein verloren hatte, eine Herausforderung. Diese nahm der Marquis zwar an, ließ aber gleichzeitig mit seiner Antwort seinem Gegner ein chirurgisches Besteck zugehen, da er als Bedingung stellte, daß Madaillan auch nur ein Bein haben dürfe, damit die beiden Gegner

auf gleichem Fuße ständen. Dieser Scherz verhütete das Duell.

Eines der lustigsten Duelle war das, an dem der Graf Sainte-Beuve teilnahm. Gerade als er sich kampffertig gemacht hatte, fing es zu regnen an; sofort rief er nach seinem Schirm, spannte ihn auf und hielt ihn mit der linken Hand über den Kopf, während seine ausgestreckte Rechte die Pistole umfaßte. Eindruckslos blieben bei ihm die Vorstellungen der Sekundanten. „Totgeschossen zu werden, lasse ich mir allenfalls gefallen,“ entgegnete er ihnen, „aber einen Schnupfen will ich mir dabei nicht holen.“

Zwischen zwei französischen Schriftstellern, Perpignan und Charles Maurice, war es einer Meinungsverschiedenheit wegen zum Duell gekommen. Der Erstgenannte schoß und — fehlte. Sein Gegner zielte mit großer Kaltblütigkeit, ehe er aber feuerte, wandte er sich mit folgenden Worten an Perpignan: „Sagen Sie mir, bitte, bevor ich Sie ins Jenseits befördere, was Sie in diesem Augenblicke denken?“

„Ich denke, wenn ich an Ihrer Stelle stände, würde ich jetzt vorbeischießen.“

Dieser schlagfertigen Antwort hatte Perpignan sein Leben zu danken.

Eine hübsche Anekdote wird von dem Duell, das zwischen einem französischen Dramatiker und seinem Kritiker, der als guter Schütze bekannt war, stattfand, erzählt. Nachdem der Dramatiker geschossen und gefehlt hatte, zielte der Kritiker auf den Zylinderhut seines Gegners und jagte seine Kugel mitten hindurch. Darüber geriet nun der Dramatiker in einige Aufregung und rief schließlich aus: „Wenn Sie mir gesagt hätten, was Sie vorhaben, so hätte ich einen alten Hut aufsetzen können. Den Sie mir so verdorben haben, kaufte ich mit erst gestern.“

Viel von sich reden machte auch das Duell, das ein Schauspieler unserer Tage, der berühmte italienische Tragöde Rossi, zu bestehen hatte. In Casale trat er in seiner Abschiedsvorstellung als Hamlet auf. Durch die laute Unterhaltung der im Theater anwesenden Hofgesellschaft wurde das Spiel oft gestört, worüber

der Künstler nicht wenig ärgerlich war. Als der Lärm zu laut wurde, hielt er mitten in seiner Rede inne, wandte sich zu einer Loge im ersten Range, in der die Störenfriede saßen, und erklärte in entschiedenem Tone: „Erst wenn Sie da oben ruhig sind, werde ich weiterprechen.“ Das Publikum applaudierte, die Unterhaltung hörte auf, und das Spiel ging weiter.

Nach Schluß der Vorstellung ließ sich aber ein Herr bei Rossi melden und verlangte von ihm Genugthuung. Das war dem Künstler sehr unangenehm, da er Tags darauf in Mailand aufzutreten kontraktlich gezwungen war. Er sagte dies seinem Gegner und deutete dabei an, daß die „kleine Angelegenheit“ sich vielleicht sofort erledigen ließe, indem man sich nach seinem Hotel begäbe und dort aufeinander schösse. Damit war der Ravalier auch einverstanden, obgleich Mitternacht schon vorüber war. Drei Schüsse sollte jeder abgeben, und schon hatten die Gegner ihre Stellung eingenommen, als es an der Tür klopfte. Der besorgte Hotelwirt fragte draußen, ob dem Herrn etwas fehle, da er jetzt noch in seinem Salon Licht brennen habe.

„Nein,“ antwortete Rossi. „Ich gehe zu Bett — besten Dank. Gute Nacht.“

„Sie machen mir etwas vor,“ beharrte der Wirt, dem wohl der Vorfall im Theater zu denken gegeben haben mochte. „Sie sind gewiß nicht recht wohl.“

„Nein, ich gehe zu Bett,“ wiederholte Rossi. „Gleich werde ich das Licht auslöschten.“ Und leise sagte er zu seinem Gegner: „Es bleibt uns nichts übrig — blasen Sie, bitte, die Lichter aus.“

„Sollen wir vielleicht im Finstern aufeinander schießen?“

„Ganz finster wird es nicht sein. Wir wollen uns jeder eine Zigarette anstecken und deren Schein soll uns zum Zielen leuchten.“

„Gut!“

Und so wurde dieses merkwürdige Duell im Finstern ausgefochten. Glücklicherweise floß kein Blut dabei. J. C.

Kattus als Viehfutter. — Auf einem vor kurzem in Sacramento, der Hauptstadt Kaliforniens, abgehaltenen landwirtschaftlichen Kongreß hielt der weltbekannte Obst- und Pflanzen-

züchter Burbank einen Vortrag über den Kaktus, der in den Staaten des Südens, wo diese Pflanze in vielen Arten gerade in den ödesten und wasserärmsten Gegenden massenhaft vorkommt, von weittragendster Bedeutung werden kann.

Der Redner führte aus, daß bekanntlich ein Drittel des Festlandes der Erde aus trockenen Regionen bestehe. So sei namentlich Australien mit Ausnahme einiger Küstenstriche eine einzige dürre Wüste, und selbst die Vereinigten Staaten wären mit solchen Öbländereien reichlich gesegnet. In allen diesen Gegenden fand man seither höchstens für Schafe und Ziegen eine kümmerliche Weide, obwohl überall vielerlei Kaktusarten üppig wucherten. Aber der gefährlichen Stacheln wegen wagt sich kein Tier heran, trotz des zarten und saftigen Fleisches der Pflanzen. Man habe zwar unzählige Arten Kaktus nach allen Weltgegenden verpflanzt als Kuriositäten, Bier- und Blumenpflanzen, aber eine Verwendung für Futterzwecke scheine noch keinem Menschen eingefallen zu sein.

Des weiteren führte Burbank aus: „Vor etwa fünfzehn Jahren untersuchte und studierte ich Pflanzen, um herauszufinden, wie manche vielleicht für Kulturzwecke verbessert werden könnten, und da fiel mir vor allem der Kaktus auf: wenn es möglich wäre, durch geeignete Zucht die Stacheln zu entfernen, welche wundervolle Futterpflanze würde er werden! Ich begann einige Arten anzupflanzen und fand, daß unter hundert Pflanzen doch einige waren, die keine Stacheln hatten. Den Samen derselben sammelte ich sorgfältig, und nachdem ich in den Jahren Tausende dieser Sechlinge vorsichtig züchtete, kann ich jetzt behaupten, eine absolut stachellose Pflanze für Futterzwecke erreicht zu haben. Ich hatte nun noch festzustellen, welche Pflanzen den besten Nährwert besitzen, und dies geschah mit dem besten Erfolg. Ich habe Kakteen gepflanzt, die weit über 100 Tonnen Futter auf einer Fläche lieferten, die bei Rüben, Möhren, Kraut und so weiter nur etwa 20 Tonnen hervorbrachte. Der Kaktus steht zwar im Nährwert hinter den Wurzelgewächsen zurück, aber er enthält dafür mehr Wasser. Eine Analyse ergab 2½ Prozent Stärkegehalt, während andere Futterkräuter oft kaum 1 Prozent enthalten.“ O. v. B.

Robert der Teufel. — Diese von Meyerbeer komponierte bekannte Oper errang bei ihrer Erstaufführung am 21. November 1831 in der Großen Oper in Paris einen unbestrittenen Erfolg, der den Ruhm des Komponisten begründete. Der französische Staat zahlte für die Ausstattung einen Zuschuß von vierzigtausend Franken. Aber zwei Millionen hat die Oper später der Direktion an Einnahmen gebracht.

Bei der Erstaufführung ereigneten sich einige Unfälle, die glücklicherweise keinen tragischen Ausgang nahmen. So stürzte im dritten Akt ein Lampengestell, das hinter einer Kulisse angebracht war, dicht vor einer Künstlerin herab. Während des Balletts in den Klosterruinen hätte durch eine plötzlich zusammenbrechende Wolkenwand aus Eisendraht das ganze Ballettkorps verunglücken können, doch konnte es glücklicherweise noch schnell nach allen Seiten fliehen. Zum Schluß der Oper, nach dem herrlichen Terzett, hat der Sänger des Bertram in der Versenkung zu verschwinden. Nourrit, der Sänger des Robert, war aber so in Aufregung, daß er die offene Versenkung übersah, durch die Bertram verschwunden war, und in diese hinabstürzte. Seine Partnerin, die glaubte, Nourrit sei tödlich gestürzt, lief händeringend hinter die Bühne. Nourrit war jedoch zum Glück auf Matratzen gefallen, und sein Kollege, der den Bertram sang, sagte ihm ärgerlich: „Zum Teufel, hat man denn den Schluß der Oper geändert, daß du mir nachkommst?“

Aber Nourrit eilte, statt zu antworten, so schnell er konnte die Treppe hinauf und begab sich mit seiner Partnerin auf die Bühne, wo sie mit stürmischem Beifall empfangen wurden. Jedermann glaubte, diese unbeabsichtigte Szene sei der Schluß der Oper gewesen.

Als der Vorhang dann gefallen war, wurden die Namen des Dichters und des Komponisten der Oper ausgerufen, die nach einem alten Brauche bei einer Erstaufführung erst nach Schluß der Oper dem Publikum bekanntgegeben werden durften.

Unbeschreiblicher Jubel empfing den auf der Bühne erscheinenden Meyerbeer, der seit dieser Zeit einer der gefeiertsten Tonkünstler auf dem Gebiete der Opernmusik geblieben ist.

H. M.

Gegenseitige Überraschung. — Ein Herr und eine Dame fuhren zusammen in einem Schnellzuge von London ab, der nach Schottland bestimmt war. Beide kannten sich nicht.

Plötzlich wandte sich der Herr zu seinem Gegenüber und sagte: „Gnädiges Fräulein, dürfte ich Sie wohl bitten, einen Augenblick aus dem Fenster zu sehen? Ich möchte in meiner Kleidung einige Änderungen vornehmen.“

„Gewiß, mein Herr,“ antwortete die Dame, stand auf und wandte ihm den Rücken zu.

Nach einigen Minuten sagte er: „So, Gnädigste, ich habe mich umgezogen. Sie können sich jetzt wieder umdrehen.“

Als die Dame ihren Sitz einnahm, sah sie, daß ihr männlicher Reisegefährte sich in eine Dame verwandelt hatte, die vor dem Gesicht einen dichten Schleier trug.

„Jetzt, mein Herr oder meine Dame, wenn Sie wollen,“ sagte die Dame, „sehen auch Sie wohl kurze Zeit aus dem Fenster, denn ich habe ebenfalls einige kleine Änderungen in meiner Kleidung vorzunehmen.“

„Gewiß, gnädiges Fräulein,“ sprach der Mann in Damenkleidung und gehorchte.

„Jetzt können Sie Ihren Platz wieder einnehmen,“ sagte die Dame nach einer Weile.

Zu seinem Erstaunen sah der Mann, als er seinen Platz wieder einnahm, daß sein weiblicher Reisegefährte sich in einen Mann verwandelt hatte. Er begann zu lachen und meinte: „Es scheint, daß wir beide Ursache haben, nicht erkannt zu werden. Ich habe einigen kleinen Mißverständnissen auszuweichen. Sie wohl auch?“

„Ich,“ sprach die vermeintliche Dame, wobei sie ihrem Reisegefährten bereits geschickt Handschellen angelegt hatte, „bin der Detektiv Joram von Scotland Yard und habe den Auftrag, Sie zur Aufklärung der ‚kleinen Mißverständnisse‘ zu verhaften.“

M. N.

Stille Nacht, heilige Nacht. — Wenn in der Christnacht die Glocken jubelnd durch die stillen Lande läuten, die tausend Christbaumkerzen und hellen Rinderaugen leuchten, dann tönt aus unzähligen Kirchen und lichtbestrahlten Häu-

fern die weihevollte Weihnachtsweise: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Aber erst seit einigen Jahren sind der weiteren Öffentlichkeit die Namen des Verfassers und des Komponisten unseres schönen Weihnachtsliedes bekannt geworden. Ein echtes Volkslied, teilt es auch dessen Schicksal: von Mund zu Mund ist es gegangen, Millionen Kehlen jubeln es hinaus in die weihevollte Christnacht, und keiner fragte lange: Wer hat das



Phot. Karl Dietrich, Laufen (Oberbayern).

Das Schulhaus zu Arnsdorf bei Salzburg.

Lied gemacht? — Auf diese Frage gibt uns eine Gedenktafel Antwort, die sich am Schulhause des salzburgischen Pfarrdörfchens Arnsdorf, der Geburtsstätte des Liedes (siehe Abbildung), befindet, indem sie sagt:

„Stille Nacht, heilige Nacht!
 Wer hat dich, o Lied, gemacht?
 M o h r hat mich so schön erdacht,
 G r u b e r zu Gehör gebracht:
 Priester und Lehrer vereint.“

Im nachstehenden will ich kurz darlegen, was ich in der Heimat des Liedes „Stille Nacht“ über dessen Entstehung in Erfahrung gebracht habe.

Das Lied wurde gedichtet am 24. Dezember des Jahres 1818 von dem damaligen Kaplan und Dichter Joseph Mohr zu Oberndorf an der Salzach (geboren am 11. Dezember 1792 zu Salzburg, gestorben am 5. Dezember 1848 als Vikar zu Wagrain im Pongau) und am selben Tage von dessen Freund, dem Lehrer und Organisten Franz Xaver Gruber zu Arnsdorf (geboren am 25. November 1787 zu Hochburg in Oberösterreich, gestorben am 7. Juni 1863 als Stadtpfarrchorregent zu Hallein), in Musik gesetzt. — Ein von der Hand des Komponisten geschriebenes Dokument aus dem Jahre 1854, das sich heute im Besitz des Herrn Pfarrchordirektors Gruber in Meran, eines Enkels des Komponisten, befindet, gibt uns über die Entstehung von „Stille Nacht, heilige Nacht“ genauen Aufschluß. Das erwähnte Dokument, das mir im Original vorgelegen hat, lautet wörtlich:



Phot. Karl Dietrich.

Franz Xaver Gruber.

„Authentische Veranlassung zur Komposition des Weihnachtsliedes ‚Stille Nacht, heilige Nacht‘. Es war am 24. Dezember des Jahres 1818, als der damalige Hilfspriester, Herr Joseph Mohr, bei der neuerrichteten Pfarre St. Nicola in Oberndorf dem Organistendienst vertretenden Franz Gruber (damals zugleich auch Schullehrer in Arnsdorf) ein Gedicht überbrachte mit dem Ansuchen, eine hierauf passende Melodie für zwei Solostimmen samt Chor und für eine Gitarrebegleitung schreiben zu wollen. Letzgenannter überbrachte am nämlichen Abend noch diesem musikkundigen Geistlichen gemäß Verlangen seine ein-

fache Komposition, welche sogleich in der heiligen Nacht mit allem Beifall produziert wurde. Herr Joseph Mohr, als Verfasser dieses Gedichtes und mehrerer geistlicher Lieder, starb am 5. Dezember 1848 als würdiger Vitar zu Wagrain im Pongau. Franz Gruber, Stadtpfarrchorregent.“

An ein und demselben Tage also wurde das berühmte Weihnachtslied gedichtet, komponiert und öffentlich gesungen. Auch über die Erstaufführung in der nun wegen Baufälligkeit abgebrochenen St. Nikolaus-Pfarrkirche zu Oberndorf an der Salzach — unweit der oberbayerischen Stadt Laufen — sind uns interessante Einzelheiten erhalten. Die Orgel genannter Kirche war sehr schlecht und fast unbrauchbar. Deshalb wurde das Lied zum ersten Male mit Gitarrebegleitung aufgeführt, gewiß ein kirchenmusikalisches Kuriosum. Ja, den guten Bauersleuten war selbst das Instrument unbekannt, und sie hielten es anfänglich gar für eine „Schwabenfalle“ zur Vertilgung des lästigen Küchenungeziefers. Als aber Mohr zu spielen begann und seine schöne Tenorstimme im Duett mit dem Komponisten (Baß) erklingen ließ, da tat sich zum ersten Male die bezaubernde Wirkung des Liedes kund: die größte Stille herrschte, und begeistert hörte die Menge die zarte Melodie, wohl nicht ahnend, daß sie der „Premiere“ eines Weltvolksliedes mit angewohnt hatte, das nicht viele seinesgleichen zählt.

Ja, „Stille Nacht, heilige Nacht“ ist ein Weltvolkslied geworden; denn nicht allein die Länder deutscher Zunge hat es sich erobert — nein, nach Nord und Süd, nach Ost und West ist es gedrungen, und überall hat es liebevolle und freundliche Aufnahme gefunden. Heute singen es christliche Neger Afrikas, wie Indianer Amerikas! Durch Missionare drang das Lied hinüber nach China, hinauf nach dem hohen Norden. P. Dietrich in Harstad (nördlichstes Norwegen) teilte schon vor einigen Jahren mit, daß er „Stille Nacht“ bereits im Volke vorgefunden habe, wo es sich als Volkslied eingebürgert habe. — Auch der verstorbene hannoversche Hofopernsänger Joseph Plekacher erzählt, daß er es in einem englischen Gefangbuche, das er in einem amerikanischen Blockhause vorfand, als „Choral of Salzburg“ gesehen habe. Dies

sind Beweise, daß die beiden Autoren, ohne es zu wollen, dem ganzen Erdball ein religiöses Volkslied geschenkt haben.

Neunzig Jahre sind seit der Entstehung unseres schönsten Weihnachtsliedes ins Land gezogen; Dichter und Komponist sind längst der Erde übergeben, aber ihr geschaffenes Wert lebt fort und wird fortleben, denn es hat freudigen Widerhall gefunden in Millionen von Herzen! So klinge, kleines Weihnachtslied, kling hinaus ins Weite! Die Liebe und Treue, die du in schmucklosen Worten und zu Herzen gehender Melodie dem göttlichen Kinde darbringst, sie werden dich ferner geleiten von Tür zu Tür als ein taugliches Mittel, die Weihnachtsfeier zu erheben und zu verschönen! Jos. Gottlieb.

Tier- und Menschengesichter. — Es gibt Gesichter, die offenbar starke Ähnlichkeit mit gewissen Tierphysiognomien besitzen. Das wußte schon Aristoteles, der diese vergleichende Physiognomie geradezu zu seinem Stedenpferd machte, dadurch aber auch zu großen Trugschlüssen verleitet ward. Weil zum Beispiel der Hirsch einen langen Hals hat, hielt Aristoteles Menschen mit langem Halse für furchtsam u. s. w. — Porta glaubte sogar, in Platos Kopf die Züge des Hühnerhundes, in dem des Vitellius die eines Ahus, in Sokrates die des Hirsches u. s. w. gefunden zu haben. Auch von Lavater sind ähnliche ercentrische Schlüsse bekannt. Leibniz machte schon die Bemerkung, daß Nationen ihren eingeborenen Tieren ähnelten: Lappen den Bären, Neger den Affen, Malaien den Tigern, Araber den Kamelen, Hindus den Rühen, Peruaner den Lamas; wenn natürlich auch hierbei „jedes Beispiel hintk“, so läßt sich doch behaupten, daß die Tierähnlichkeit des Menschen wächst, je tiefer er noch auf der Entwicklungsleiter steht.

Auch sind gewisse Analogien unverkennbar: Mirabeaus Haupt glich beispielsweise dem eines Löwen, Robespierres dem eines Tigers, Dantons Kopf dem einer Dogge, und wer wollte behaupten, daß sich in ihren Charakteren nicht Züge dieser Tiere wiederfinden?

Kostbar war es, wie weit Tischbein ging, dessen Stedenpferd ebenfalls die Auffindung solcher Ähnlichkeiten war. Er trug kein Bedenken, jedem ins Gesicht zu sagen, welche Tier-

ähnlichkeit er in seinem Gesicht gefunden, und so ergriff er denn auch einst während einer Gesellschaft bei Lord Hamilton einen der Gäste am Rockknopf und sagte zu ihm voller Herzlichkeit: „Verzeihen Sie, ursprünglich hatte ich Sie für einen Esel gehalten, bei näherem Beobachten aber habe ich mich überzeugt, daß Sie eigentlich mehr ein Ochse sind!“ F. C.

Lachen ist gesund, zunächst weil es ein tiefes Einatmen voraussetzt, welchem dann eine Reihe kräftiger Ausatemstöße folgt. Bei unserem gewöhnlichen oberflächlichen Atmen findet freilich immer nur eine unbedeutende Ventilation der Lunge statt, besonders werden die Lungenspitzen wenig berührt, die berüchtigtsten Brutstätten gefährlicher Krankheitskeime, denn nur ungefähr ein Siebentel der in den Lungen vorhandenen Luft wird dabei erneuert. Beim „herzlichen“ Lachen aber tritt plötzlich ein voller Luftzug bis in die äußersten Lungenwinkel ein, als wenn man in einem Zimmer, in welchem bisher nur ein oberer Fensterflügel etwas geöffnet war, mit einem Male alle Fenster und Türen weit aufmacht. In Menge wird da die sauerstoffreiche Luft der Lunge zugeführt; für diese und für die sauerstoffhungrigen Blutkörperchen bildet der Lachakt eine Hauptluftmahlzeit. — Solche Atemgymnastik stärkt die Lunge, kräftigt die Brust, trägt überhaupt zur Gesundung des ganzen Körpers wesentlich bei. Freilich bewirkt dies nur das richtige herz hafte, laute Lachen, welches wie ein Gebirgsquell aus der Kehle hervorsprudelt, während leichteres Lachen zu oberflächlich ist und kein tiefes Atemholen erfordert. Man probier's einmal. Das „Sichauschütten“ vor Lachen schüttet auch aus den verborgensten Lungenwinkeln alles Ungehörige aus und erweckt im Innern der Brust ein Gefühl von Erleichterung und Wohlbefinden.

Die kräftigen Ausatemstöße beim Lachen können das Zwerchfell so erschüttern, daß man sich „den Bauch halten“ muß, um dem Zwerchfell stützend beizuspringen. Dies Drücken und Pressen des Zwerchfells auf die unter ihm befindlichen Organe, den Magen und die Gedärme, trägt sehr wirksam zur Fortbewegung der Speisen, zur Verdauung bei. Lachen bildet gewissermaßen eine natürliche Massage der Verdauungs-

organe. Gesund ist dies für jedermann, besonders aber für die Dicken, denen die gütige Mutter Natur als eine Art Gegengift für ihre Eß- und Trinklust die namentlich bei ihnen gesteigerte Lachlust verliehen zu haben scheint.

Diese günstige Eigenschaft des Lachens erkannte schon der große Philosoph Kant in sehr richtiger Weise. Er schreibt: „Die angenehme Wirkung des Lachens beruht auf der für die Gesundheit heilsamen Motion und verdauungsfördernden Zwerchfellbewegung, da das Lachen immer Schwingung der Muskeln ist, die zur Verdauung gehören, welche diese weit besser fördert, als es die Weisheit des Arztes tun würde.“ — Doktor Hufeland nennt das Lachen „eines der besten Verdauungsmittel“ und meint: „Die Gewohnheit unserer Vorfahren, durch Lustigmacher und Hofnarren Lachen zu erregen, beruhte auf ganz richtigen gesundheitlichen Grundsätzen.“ Im achtzehnten Jahrhundert schrieb der geistvolle Engländer Doktor Arbuthnot eine Abhandlung über den gesundheitlichen Wert des Lachens, in welcher er sich zu folgender Behauptung verließ: „Ein Bühnenkomiker, der in einer kleinen Stadt seiner Zuhörerschaft acht Tage lang einen tüchtigen Lachkurs bereitet, macht sich in dieser kurzen Zeit um ihre Gesundheit mehr verdient als alle ansässigen Ärzte im ganzen Jahre.“

Nun, als Wohltäter der Menschheit, als richtigen Lachdokter kann man in der That jeden guten Komiker und Humoristen bezeichnen. Der kühnste aller Humoristen, der Arzt Rabelais, schrieb an den Kardinal Chatillon: „Der Hauptzweck meiner Schriften besteht darin, die armen Kranken durch lustige Einfälle und Geschichten zu erheitern.“

Selbst Nietzsche, der düstere Philosoph, muß die wohlthätige Macht des Lachens anerkennen und sagt: „Das Lachen sprech' ich heilig — vergeß mir das Lachen nicht — lernt mir lachen.“

Als Heilmittel hat Lachen schon öfters eine wichtige Rolle gespielt. Es wird berichtet, daß Lichtenberg lebensgefährlich an einem Geschwür tief hinten im Halse erkrankt war; alle Kunst der Ärzte vermochte keine Hilfe zu bringen. In diesem traurigen Zustande besuchte ihn eines Tages ein Freund, welcher Lichtenberg eine äußerst spaßhafte Geschichte erzählte,

wobei der Kranke übermäßig laut auflachen mußte; infolge der Erschütterung brach das Geschwür auf, der Inhalt entleerte sich, und der Kranke war gerettet. Ähnliches wird auch von einem Herzog von Bayreuth und von dem Spottvogel Erasmus erzählt. Aber letzteren sagt Heine:

Der Erasmus mußte lachen
So gewaltig ob dem Spaß,
Daß ihm platzte in dem Rachen
Ein Geschwür, und er genas.

Obgleich man noch keinen Lachbazillus hat nachweisen können, wirkt Lachen doch ganz entschieden ansteckend. Das hat jeder oft genug erfahren. Auch in dieser Eigenschaft hat es schon viel Gutes gestiftet, hat sogar als Rettungsmittel bei Katastrophen gedient.

Während einer Vorstellung von Daudets „Sappho“ im New Yorker Thaliatheater fielen von einer Lampe einige Funken herab und verursachten eine Panik, die leicht zu einer furchtbaren Katastrophe geführt hätte. Schon stürzten die Zuschauer nach den Ausgängen, als die Liebhaberin Frau Berta Kalisch an die Rampe trat und in ein schallendes Gelächter ausbrach. Frau Kalisch war durch ihr herzliches Lachen berühmt. Die durch diesen Heiterkeitsausbruch gebannten Zuschauer machten unwillkürlich in ihrem tollen Davonstürzen halt, und zwischen Lachsalven erklärte ihnen die Schauspielerin die Ursache dieser kindischen Panik und lachte wieder von neuem. Ihre natürliche Heiterkeit wirkte ansteckend. Ein allgemeines Gelächter brach aus, und dann konnte die Vorstellung ihren Fortgang nehmen.

Wie verhält es sich aber mit den Ausdrücken: sich krank, halbtot, tot lachen? Sind das nur Redensarten, oder kann Lachen wirklich der Gesundheit schaden? In der That kann ganz unbändiges Lachen Bauchschmerzen und sogenanntes „Seitenstechen“ bewirken durch die vorhin geschilderte heftige Erschütterung des Zwerchfells. Aber diese Erscheinungen sind nur vorübergehend und unschädlich.

Jedenfalls beweist sowohl die Erfahrung des täglichen

Lebens wie die ärztliche Wissenschaft, daß Lachen im allgemeinen sehr gesund ist. Sogar die Götter der alten Griechen pflegten oft in ein „unsterbliches Gelächter“ auszubrechen, wie Homer berichtet, was uns noch heute als „homerisches Gelächter“ zum Vorbilde dienen kann.

Denn wie die Zukunft sich auch mag gestalten,
Man soll doch stets auf die Gesundheit halten.
Und man kann wirklich nichts Gesünderes machen,
Als ab und zu sich einmal krank zu lachen.

Einft wird kommen die Zeit, von welcher der Dichter Bartholomäus Ringwald singt:

Da wird das Lachen werden teuer,
Wenn alles wird vergehn im Feuer.
Drum lach, solange du lachen kannst —
ha! ha! ha! Dr. Thranhardt.

Ein merkwürdiger Kampf. — Am 2. Juni 1870, Nachmittags vier Uhr, ging Johann Betschen, ein munterer Bursche von vierzehn Jahren, von Rien hinauf nach Aris. Rien liegt im Thalgrunde bei Reichenbach, im Winkel, den der Zusammenfluß der Rander und der Rien, die aus dem Rientale hervorbricht, bildet.

Der Weg führte den Knaben ziemlich steil über frischgemähte Wiesen hinauf, und wie er eben oben auf einer kleinen Bergweide, noch ungefähr hundert Schritte von den Häusern entfernt, ganz nahe an einem Heuschaber vorbeiging, stürzte plötzlich und ganz unvermutet ein Lämmergeier mit furchtbarer Gewalt auf den Jungen herab, schlug ihm beide Flügel um den Kopf, so daß ihm nach seiner Bezeichnung war, als ob man zwei Sensen zusammenschläge, und warf ihn zu Boden. Im Sturz sich drehend, um sehen zu können, wer ihm auf so unliebsame Weise einen Saß über den Kopf geschlagen, erkannte er einen ungeheuren Vogel, der eben wieder auf ihn niederstieß, ihn, der etwas seitwärts auf dem Rücken lag, mit den Krallen in der Seite und an der Brust packte, nochmals mit den Flügeln auf ihn einhieb und sogleich mit dem Schnabel nach seinem Kopf haßte. Kräftig benützte der Junge seine

Fäuste, mit denen er teils die Hiebe abzuwehren suchte, teils selbst auf den Feind loschlug.

Trotzdem wäre er erlegen, wenn er nicht auf sein Geschrei Hilfe erhalten hätte. Eine Frau, die in der Nähe Heu wendete, sprang tapfer mit ihrem Rechen herbei, und nun erst ergrieff der freche Raubgefelle die Flucht. R. A. Sch.

Die Nachtigall als Stubenvogel. — Bei dem Ankauf von Nachtigallen ist es von wesentlichem Belang, ob man Frühjahrs- oder Herbstvögel kauft. Letztere sind als junge Vögel gefänglich ungeschult, während die ersteren bereits erprobte, gefangstüchtige Schläger sind. Das merke sich der Vogelliebhaber wohl.

Zum nächtlichen Gesange ist die Nachtigall während ihres Käfiglebens nicht geeignet. Wird die Nachtigall im Frühjahr rechtzeitig gefangen, so schlägt sie bei streng sachgemäßer Wartung innerhalb weniger Tage. Man füttert sie ausschließlich mit frischen Ameiseneiern, Mehlwürmern und dem fertig gemischt erhältlichen Nachtigallenfutter. Man stelle den Vogel an einen ruhigen, luftigen, mäßig erhellten und zugfreien Ort, halte jede Beunruhigung und Störung beim Füttern und Reinigen des Käfigs möglichst fern und unterlasse es insbesondere auch, den Vogel zu necken. Dabei ist noch das folgende zu beachten: das Unterlassen der starken Fütterung mit Mehlwürmern während der Herbst- und Winterzeit bis Neujahr, die langsame Wiedereinfütterung mit frischen Ameiseneiern zum Frühjahr, sowie die Vermeidung jedes starken und raschen Temperaturwechsels beim Umsetzen des Vogels vom Winterstandorte in seinen Sommeraufenthalt. Ebenso sollen Nachtigallen nicht nahe aneinander ihren Standort erhalten, weil sonst eine die andere stört und dann keine zum Schlagen kommt. Man halte daher während der Gesangszeit in einer und derselben Stube nie mehr als zwei Nachtigallen und bringe sie so weit als möglich voneinander unter.

Bei richtiger und sachgemäßer Pflege lebt die Nachtigall als Käfigvogel neun bis zehn Jahre und zeigt sich dem Liebhaber gegenüber als dankbarer Schläger bis ans Lebensende. R. A. Sch.

Aus Togo. — Eine ganz besondere Empfänglichkeit für europäische Kultur haben, seit Togo in deutschen Besitz übergang, die im Vorland des Schutzgebietes heimischen Ewe-Neger ent-



Am Telephon in Togo.

faltet. Sie waren schon vorher ein Handelsvolk und zeichnen sich vor den meisten Negervölkern durch Friedensliebe, Intelligenz und Betriebsamkeit aus. Sie bringen dem Schulunterricht und der Mission, die hier schon lange eine bedeutende Tätigkeit entfaltet, Verständnis und Sympathie entgegen, und ihre Bildungsfortschritte würden noch größere sein, wenn ihr

alter Fetischismus mit seinem Aberglauben in ihrem Wesen nicht so tief eingewurzelt wäre. — Unser Bild, das eine Ewe-Negerin, die in altherkömmlicher Weise ihr Jüngstes in ihrem Umhang eingesackt trägt, am Telephon darstellt, veranschaulicht uns die Kulturfähigkeit des Stammes, der im Küstengebiet unseres Schutzgebietes im äquatorialen Westafrika überhaupt eine wichtige Stellung einnimmt. Das „Vorland“, das hinter der gewaltigen, das Land sehr erschwerenden Kalembrandung und der am Strand sich hinziehenden, von hohem Dicht und schlanken Rotospalmen bewachsenen Nehrung sich gegen das Gebirge im Inneren ausdehnt, empfängt seinen besonderen Charakter durch einen langen Lagunenzug. In diese zum Teil seeartigen Lagunen münden zahlreiche kleinere Flüsse, von denen der schon auf französischem Gebiete mündende, auf etwa 100 Kilometer befahrbare Mons in seinem Unterlaufe die Grenze gegen Dahomé bildet. Für den Lokalverkehr ist die Lagune mit ihrer „Togosee“ genannten Erweiterung und ihren Verzweigungen von großer Wichtigkeit.

Zahlreiche, auch von Europäern zum Teil bewohnte Orte, darunter auf der Nehrung selbst das wichtige Klein-Popo, ferner Togostadt, Gridji, Porto Seguro, das französische Groß-Popo, unterhalten einen lebhaften Verkehr miteinander, und namentlich an den Markttagen finden sich an den Lagunenplätzen Hunderte von Booten versammelt, und die Lastkähne der Zwischenhändler kommen und gehen fortwährend. Die Eingeborenen sind sehr geschickte Ruderer und Fischer. Die Haupt- und Hafenstadt Lome am Meer ist seit 1905 durch eine kleine, 45 Kilometer lange Küstenbahn mit Klein-Popo verbunden. Wegen der eigentümlichen Verkehrsverhältnissen im Lagunengebiet sind schon länger weitverzweigte Telephonanlagen im Gebrauch.

Seltame Hotelgebräuche. — Eine sonderbare Sitte herrscht in einem Hotel in Edinborough. Sobald sich ein Gast einfallen läßt zu fluchen, muß er einen Penny in eine Kasse legen, deren Erträgnisse zu wohltätigen Zwecken verwandt werden. Es ist natürlich nicht überraschend, daß in diesem Hause ein weit besserer Ton herrscht wie in anderen Gasthöfen.

In einem anderen Hotel, dem „Alten Hundert“, erhalten die Gäste nur einen einzigen Trunk. Wem dies nicht genügt zur Löschung seines Durstes, der ist gezwungen, erst das Hotel zu verlassen und einen Spaziergang zu machen, ehe er wieder etwas eingekauft bekommt.

Der Inhaber eines alten bekannten Gasthauses in Warwickshire fordert jeden Sonntag seine Gäste auf, mit ihm und seiner Frau den Sonntagsgottesdienst zu besuchen. Während dieser Zeit wird das Haus geschlossen. Bei der Rückkehr wird jeder Gast eingeladen, umsonst eine Erfrischung zu sich zu nehmen.

Gäste, die in einem Hotel in Aberdeenshire absteigen und zufällig braune Stiefel tragen, müssen dieselben Nachts auf dem Zimmer behalten, da sie sonst unbarmherzig geschwärzt werden. In einem Hotel in Dumfries steht ein alter Sessel, der früher einmal von dem bekannten schottischen Dichter Burns benützt wurde. Jeder, der sich darauf setzt, muß alle im Zimmer befindlichen Personen freihalten. M. N.

Woher stammt der Regen? — Je näher ein Gebiet dem Meere liegt, desto größer ist auch, wie eine jede Regenkarte zeigt, die Regenhäufigkeit und die Menge des niederfallenden Regens. Dieser Umstand hat es veranlaßt, daß man das Weltmeer als den mehr oder minder einzigen Regenspender ansah, indem die von ihm verdunsteten und aufsteigenden Wasserdampfmassen mit den Luftströmungen fortgeführt werden und sodann nach erfolgter Abkühlung und Verdichtung als Regen auf das Festland niedergehen sollten.

Neue Untersuchungen haben aber nunmehr ergeben, daß der Anteil des Weltmeeres am Regenfall verhältnismäßig bescheiden ist. Der Wasserstand der Meere bleibt sich im allgemeinen gleich. Es läßt sich aber berechnen, daß den Meeren durch die Flüsse durchschnittlich nur 22 Prozent von der Wassermenge zugeführt werden, welche als Regen auf die Landflächen niedergeht. Da nun der Meerespiegel nicht sinkt, dem Meer aber nur 22 Prozent oder rund zwei Neuntel der gesamten Niederschlagsmenge durch die Flüsse zufließen, so können ihm auch die anderen sieben Neuntel nicht entstammen. Denn es ist klar, daß, wenn die gesamte Regenmenge vom

Wasserdampf des Meeres herrührte, dem Meer aber davon nur zwei Neuntel durch die Flüsse zurückgegeben würden, das Meer infolge dieses Verlustes dauernd sinken müßte. Die übrigen sieben Neuntel der Regenmenge eines Landes können demnach nicht dem Meer entnommen werden, sondern müssen von dem Lande selbst hervorgebracht werden.

Dies erklärt sich dadurch, daß der niedergefallene Regen, abgesehen von dem Teil, der oberflächlich in die Wasserläufe abfließt, und der sehr geringen Menge, die in die Tiefe sickert, alsbald wieder verdunstet, in Wasserdampfform in die Höhe steigt, sich dort unter günstigen Umständen abkühlt und verdichtet und von neuem als Regen niederfällt.

In hohem Grade sind an dieser schnellen und massenhaften Verdunstung die Pflanzen beteiligt. Das Regenwasser, das sie durch die Wurzeln dem Boden entziehen, geben sie in kurzer Zeit durch die Spaltöffnungen ihrer Blätter wieder als Wasserdampf an die Luft ab. Beispielsweise verdunstet eine Birke mit 200,000 Blättern bei freiem Stande an einem heißen Sommertag 60 bis 70 Kilogramm Wasser. Eine Buche von 30 bis 40 Jahren verdunstet täglich gegen 10, eine solche von 50 bis 60 Jahren 15 bis 20 und eine Buche von 110 Jahren 50 Kilogramm Wasser. Von einem Hektar Buchen der zuerst genannten Jahresklasse steigen demnach täglich 5000 bis 6000, von einem Hektar der zweiten 15,000 bis 20,000 und von einer solchen der dritten 25,000 bis 30,000 Kilogramm Wasser als Dampf auf. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei den anderen Pflanzen. Es geht daraus hervor, daß riesige Mengen der Regenfälle in kurzem wieder in Dampfform in die höheren Schichten der Atmosphäre zurückkehren.

Aber auch der vom Pflanzenwuchs freie Boden verdunstet die aufgefangene Feuchtigkeit sehr bald wieder. Die Beteiligung der vom Lande aufsteigenden Wasserdampfmassen an der Regenbildung kann man deutlich an den Wärmegewittern erkennen. Der Morgen ist sonnig und schön, und es fehlt durchaus eine Luftströmung, die vom Meere Wasserdampf mit sich bringen könnte. Unter dem Einfluß der zunehmenden Erwärmung steigert sich die Verdunstung mehr und mehr, und die

erwärmten Luftschichten fließen mit dem Wasserdampf nach oben ab. Hier speichert er sich auf, wird abgekühlt und verdichtet, es bilden sich Wolken, und am Nachmittag entladet sich ein Gewitter. Am nächsten Tag beginnt dasselbe Spiel. Am Vormittag geht die Verdunstung des gefallen Regens vor sich, und am Nachmittag fällt der aufgestiegene Wasserdampf wieder als Gewitterregen nieder. Auf diese Weise kann also dieselbe Wassermenge drei-, viermal und noch öfter auf einem engbegrenzten Gebiet als Regen niedergehen.

Das Meer ist unter diesen Umständen an der Hervorbringung des Regens nur insofern beteiligt, als es die zwei Neunteil der gefallen Regenmenge, die durch die Flüsse fortgeführt wird, durch seine Verdunstung wieder ersetzt. Natürlich werden die vom Meer aufgestiegenen Wasserdampfmassen, die von den Luftströmungen in das Land hineingetragen werden, zum größten Teil schon über dem Randgebiete des Meeres verdichtet werden und als Regen niederfallen, während mit der fortschreitenden Entfernung vom Meere auch der von ihm herührende Wasserdampf und damit die aus diesem hervorgehende Regenmenge abnimmt. Die Beisteuer des Meeres zu den Wasserdampfmenngen des Landes fällt deshalb am meisten in der Umgebung des Meeres ins Gewicht, schwächt sich dagegen landeinwärts mehr und mehr ab.

Auf diese Weise erklärt es sich, daß die Regenarten mit der größeren Annäherung an das Meer ein immer stärkeres Anschwellen der Regenmenge aufweisen, obgleich, wie wir gesehen haben, die Hauptmasse gar nicht dem Meer, sondern dem Lande entstammt. Th. S.

Escherkessentrache. — Ein Sohn Mansur Beis, des berühmten Escherkessenhäuptlings und Anführers in den Kämpfen gegen die Russen, geriet eines Tages in russische Gefangenschaft und wurde in ein Fort gebracht, wo er erschossen wurde. Als Mansur Bei davon erfuhr, schwur er den fürchterlichsten Eid, daß er den Kommandeur des Forts eigenhändig töten werde. Eine Belagerung des Forts führte bei den ungenügenden Kampfmitteln der Escherkessen jedoch zu nichts. Mansur Bei beschloß deshalb, eine Kriegslist anzuwenden. Mit wenigen Begleitern ritt er

eines Tages auf das Fort zu, schoß einige Kugeln auf dasselbe ab und floh dann im Galopp. Nach wenigen hundert Schritten fiel er jedoch plötzlich vom Pferde herab und blieb scheinbar verletzt liegen.

Seine reiche Kleidung und seine Waffen reizten die Beuteluft des russischen Kommandanten. Gegen alle Klugheit verließ er mit wenigen Reitern das Fort und sprengte zu der Stelle, wo Mansur Bei lag. Plötzlich richtete sich dieser auf, schwang sich mit einem gewaltigen Satz hinter dem Offizier aufs Pferd, machte ihn hügellos, packte ihn mit eiserner Faust beim Kragen und jagte mit seinem Gefangenen zu seinen in der Nähe wartenden Leuten. Das hatte sich alles so blitzschnell abgespielt, daß die russischen Soldaten erst daran dachten, Mansur Bei nachzusetzen, als es bereits zu spät war.

Nach einem schnellen Ritt machten die Tscherkessen in einem Bergtale halt. Mansur Bei hieß den russischen Kommandanten niederknien, befahl ihm sich zu entkleiden und hieb ihm dann mit eigener Hand den Kopf ab. Den Kopf nahm er nach tscherkessischer Sitte als Siegeszeichen mit in seine Berge, den Rumpf ließ er den Wölfen zum Fraße liegen. O. Th. St.

Der Irrtum des Herzogs. — Als Herzog Karl von Braunschweig infolge seiner verfassungswidrigen und willkürlichen Regierung am 7. September 1830 durch einen Volksaufstand genötigt wurde, sein Land zu verlassen, kam er auf der Flucht auch nach Fulda und stieg dort in dem jetzt nicht mehr vorhandenen, damals von Durchreisenden höherer Stände aber sehr geschätzten Gasthof „Zum Schwanen“ in der Lächerstraße, in welchem sich auch die Post befand, ab.

Zufällig war der folgende Tag der Geburtstag des Besitzers des Gasthofs, des Postmeisters Johannes Oswald, welcher wegen seiner Verdienste um das Gemeinwesen in Fulda eine angesehene und einflussreiche Persönlichkeit war, weshalb ihm alljährlich am Vorabende seines Geburtstags von der städtischen Musikkapelle ein Ständchen dargebracht wurde.

Als das auch diesmal geschah, glaubte der Herzog, daß es ihm gelte, und fühlte sich durch diese freiwillige volkstümliche Ehrung um so mehr geschmeichelt, als ihm eine solche bisher

wohl nur höchst selten oder niemals zuteil geworden war. Er ließ also Oswald zu sich kommen und beauftragte ihn, jedem der Musiker zwei Flaschen Wein zu reichen. Dann trat er mit dem Postmeister auf den Balkon.

Als die unten versammelte Menge das allseitig beliebte Geburtstagskind erblickte, brachte sie ihm ein begeistertes Hoch mit brausendem Tusch der sogleich einfallenden Musik dar.

Der Herzog, auch dies auf sich beziehend, spendete noch für jeden Anwesenden eine Flasche Wein.

Wenn Oswald später schmunzelnd diese Episode erzählte, pflegte er hinzuzusetzen, eine so einträgliche Geburtstagsfeier hätte er nie wieder erlebt.

R. v. B.

Geistererscheinungen und Geisterphotographien. — Der Haupttrick berufsmäßiger Spiritisten, die in kleinen Zirkeln Sitzungen abhalten, zur Gewinnung von Anhängern und Gläubigen besteht in der sogenannten Materialisation der Geister, den durch das Auge mehr oder minder deutlich wahrnehmbaren Geistererscheinungen. Man mag über den Spiritismus denken, wie man will, jedenfalls haben sich die bisher vorgestellten Geistererscheinungen, wie die Entlarvungen der betreffenden Medien gezeigt haben, immer als Schwindel und Betrug erwiesen. Der Weg für die Geisterzitation ist angeblich der, daß das im „Trancezustand“ befindliche Medium, also die weibliche oder männliche Mittelsperson für den Verkehr mit der jenseitigen Welt, durch über das gewöhnliche Maß hinausgehende Kräfte die Geister zur Verkörperung veranlaßt, infolge deren sie, von einem leuchtenden Schimmer übergossen, in diesem oder jenem phantastischen Kostüm erscheinen und unter Umständen auch sogar den Versammelten über ihr eigenes Ergehen im Jenseits oder dasjenige bekannter und verwandter Verstorbener Rede und Antwort stehen. Verständlich wird dieses angebliche Erscheinen von Geistern überhaupt nur dadurch, daß das Medium in dem Sitzungszimmer einen abgegrenzten Raum und völlige Verdunklung verlangt, weil es sonst im Trancezustand gestört wird und demzufolge wiederum die Geister am Erscheinen gehindert werden.

Der abgegrenzte Raum nun ist rechts und links durch einen

schwarzen Vorhang abgeschlossen. Den Hintergrund bildet eine ausgespannte Stofffläche oder ein Vorhang von gleicher



Photographie des Mediums und eines Geistes.

Farbe. Diese Vorrichtung ermöglicht es, daß das Medium, das in dem abgegrenzten Raum Platz nimmt, bei der herrschen-

den Dunkelheit den Blicken der Zuschauer völlig entschwindet. Die übrigen Zurüstungen für die Geistererscheinungen sind nun nur noch recht geringfügig. Wie aus der Ertrappung zahlreicher Medien, die nach ihrer Behauptung wirkliche Geister erscheinen ließen, hervorgeht, tragen sie — namentlich ist dies bei weiblichen Medien der Fall — unter der Kleidung Taschen an sich, in denen leichte Mullüberwürfe und Kopfsbedeckungen aus demselben Stoff verborgen sind, oder sie verstecken diese dünnen Mullmäntel und dergleichen zusammengefaltet an Körperstellen, wo sie bei einer etwaigen Voruntersuchung durch die Zuschauer nicht vermutet werden. Durch lange Übung besitzen die Medien die Fertigkeit, sich in unglaublich kurzer Zeit mit den Überwürfen zu behängen und sie ebenso, nachdem sich der Geist zurückgezogen hat, abzulegen und an den betreffenden Stellen zu verbergen. Auch wenn das Zimmer nach dem Verschwinden des Geistes schnell erleuchtet wird, sitzt demgemäß das Medium ruhig auf seinem Stuhl im Trancezustand. Der Schimmer der Geistergewänder wird durch Auftragung von Balmainischer Leuchtfarbe hervorgerufen.

Aber bei diesen wunderbaren Geistererscheinungen hat man sich nicht beruhigt. Um darzutun, daß die Geister tatsächlich existierende Wesen sind, hat man vielmehr von ihnen Photographien angefertigt, auf denen der Geist neben dem Medium sichtbar ist. Da, wie man sagt, die photographische Platte nicht lügt, so muß, wenn man von einem Geist eine Photographie vorzeigen kann, der Geist auch tatsächlich anwesend gewesen sein. So ist wenigstens der Gedankengang der Spiritisten.

Die Herstellung dieser Geisterphotographien ist sehr einfach. Medium und Geist stellen sich vor den photographischen Apparat. Nach einer kurzen Belichtung wird der Apparat geschlossen. Der Geist tritt ab, dagegen bleibt das Medium unverrückt stehen. Nun wird der Apparat nochmals geöffnet und so die Aufnahme des Mediums auf der photographischen Platte in dem gewöhnlichen Maße verstärkt. Infolge dieser Maßregel erscheint das Bild des Geistes verschwommen und nebelhaft, wogegen dann das Bild des Mediums um so schärfer absteht.

Th. S.

Die Klugheit des Spechtes. — Der bekannte Naturforscher Doktor Kurth hatte vor seinem Fenster einen Futterplatz für Vögel hergerichtet, bestehend in einem flachen Kistchen, in welches er allerlei Sämereien, auch ölhaltige Mohn-, Sonnenblumen- und Kürbiserne ausstreute und an dessen Außenseiten er für die Meisen Speckreste befestigte und auch geöffnete Walnüsse annagelte.

An einem Wintermorgen stand Kurth in seinem Zimmer hinter der Gardine und sah vergnügt den kleinen Vögeln zu, wie sie schmausten und sich um den besten Bissen zankten. Plötzlich huschten sie von dem Futterplatze fort, denn sie hatten offenbar Furcht vor einem Buntspecht, der sich jetzt im Kistchen niederließ. Zunächst äugte der nach allen Seiten hin und besah sich alle die Lederbissen, die hier aufgetischt waren, dann nahm er einige Hanfkörner und strich ab. Diese Aktion wiederholte er mehrmals, dann kamen auch die kleinen Vögel zurück, und wie diese sahen, daß der große Gast sich anständig benahm und sie durchaus nicht belästigte, so war eitel Vergnügen in dem Futterkästchen.

Am folgenden Morgen kam der Buntspecht wieder, und was nun in dem Futterkästchen vorging, das schildert der Beobachter folgendermaßen: „Warum sollst du dich denn immerfort mit dem Körnerzeug mühen und plagen? Die große Nuß da wirfst du lieber mitnehmen!“ So dachte wohl der Specht. Doch er erstaunte sichtlich, als diese so ohne weiteres nicht mit wollte. Er versuchte mit seinem kräftigen Schnabel den Nagel herauszuziehen; aber es gelang ihm nicht, wie sehr er sich auch immer wieder anstrengte. Da fing er an, den Kistenrand um den Nagel herum mit seinem Schnabel zu bearbeiten, daß die Späne nur so flogen. Jetzt war er in seinem Element. Zuerst dauerte mich mein Futterkasten, doch mußte ich schließlich über den drolligen Burschen lachen. Ab und zu probierte er, ob sich der Nagel mit der Nuß schon entfernen ließe; aber es war noch nicht so weit. Von neuem hämmerte er auf die Kiste los. Endlich bewegte sich der gelockerte Nagel. Sofort faßte er ihn unter der Nuß, zog ihn mit einem kräftigen Ruck heraus und strich mit seiner Beute auf einen der nächsten Parkbäume

ab. Durch mein Glas konnte ich beobachten, wie er die Außschale in eine passende Aftgabel zwängte und dann ihres süßen Inhaltes behaglich entleerte.

Der Buntspecht hat den Namen „Zimmermann des Waldes“ erhalten, und die vorstehende Beobachtung zeigt, daß er ein denkender Zimmermann ist. Sein Denken zeigt er ja auch bei der Jagd. Er klopft mit dem Schnabel mehrmals gegen eine Stelle des Stammes und huscht dann schnell auf die entgegengesetzte Seite. Durch das Klopfen hat er die im Stamme sich befindenden Insekten aufgeschreckt, und diese suchen nach der entgegengesetzten Seite zu entkommen, wo sie dem Waldzimmermann zwar nicht in die Hände, aber gerade in den Schnabel laufen. C. T.

Heimgelächet. — Als Graf Julius Andrássy ungarischer Ministerpräsident war, lebte in Budapest ein Bierbrauer, welcher dem Grafen zum Verwechseln ähnlich sah und dem diese Ähnlichkeit großen Spaß machte. Er kleidete sich nämlich, wenn er ausging, öfters genau wie sein gräßlicher Doppelgänger, besuchte die vornehmsten Stadtviertel und vergnügte sich köstlich, wenn er an Stelle des Ministerpräsidenten ehrfurchtsvoll begrüßt wurde. Ein Vetter Andrássys, Oberst eines in Budapest liegenden Husarenregiments, ärgerte sich jedoch darüber und nahm sich vor, dem Bierbrauer den Spaß zu verleiden. So oft er ihn nämlich auf der Straße erblickte, ging er auf ihn zu und schlug ihn mit der flachen Hand so stark er nur konnte auf die Schulter mit den Worten: „Ah, da bist du ja, lieber Julius!“ Dann, als ob er seinen Irrtum erst jetzt bemerkte, fuhr er fort: „Ach, entschuldigen Sie, ich meinte, Sie seien der Graf Andrássy.“

Der Bierbrauer merkte bald, daß der andere ihn foppen wollte, und nahm sich vor, es dem Obersten heimzuzahlen, sobald sich nur Gelegenheit biete, und da er ein baumstarker fehniger Mann war, so konnte ihm das nicht so schwer fallen.

Eines Tages sah er richtig den Oberst vor sich hergehen. Ihn einholen und ihm einen Schlag auf die Schulter versetzen, daß der Arme zusammenklappte wie ein Taschenmesser, war eins. Und wie der Oberst ihn anfuhr, meinte der Bierbrauer

herzlich: „Ach bitte, entschuldigen Sie, ich habe mich geirrt, diesmal meinte ich, ich sei der Graf Andrássy.“

Der Oberst fand es geraten, die Sache auf sich beruhen zu lassen, aber den Bierbrauer hat er fortan in Ruhe gelassen.

E. A. L.

Die Schlangen des Pflanzenreichs. — Wer hätte nicht schon Bekanntschaft gemacht mit jenen unscheinbaren, überall auf wüßtliegendem Garten- und Schuttländchen wachsenden Pflanzen, welche bei der leisesten Berührung einen Schmerz hervorrufen, als werde man von einem giftigen Tier gestochen! Schon vor Jahrhunderten hat man die Frage aufgeworfen, ob die Nesseln, die hier gemeint sind, bloß mechanisch verwunden, wie die Distel, oder ob aus den feinen Stacheln wohl gar noch ein scharfer Saft in die Wunde fließe, wie bei dem Stiche von Bienen, Skorpionen und Ameisen. Aber nach der Vervollkommenung des Mikroskops war die Frage bald entschieden, und bereits im siebzehnten Jahrhundert wurden die Brennhaare oder Brennborsten von Borelli, Hooker, Leeuwenhoeck und Malpighi genau untersucht und abgebildet.

Betrachten wir diese Haare etwas genauer, so ist eine wunderbare Übereinstimmung zwischen ihnen und den hohlen Giftzähnen der Schlangen nicht zu verkennen, und daher erscheint obige Namenbezeichnung nur gerechtfertigt. Jede Haarspitze ist aus einer einzigen Zelle gebildet, die nach oben lang ausgezogen und am äußersten freien Ende zu einem kleinen Köpfchen angeschwollen ist. Am Grunde erweitert sie sich zu einem Säckchen, welches mit einer ätzenden Flüssigkeit gefüllt ist. Bei der leichtesten Berührung bricht die spröde Spitze mit dem Köpfchen ab, das feine Haar dringt in die weichen Teile der Haut und ergießt infolge des auf das Saftbläschen geübten Druckes seinen Inhalt in die Wunde.

Im flüssigen Inhalte der Brennborste findet sich neben Ameisensäure eine Substanz, welche sich den ungeformten Fermenten oder Enzymen anschließt, und diese letztere ist es, welche die heftige Entzündung in der Umgebung der durch den Stich gebildeten Wunde veranlaßt. Das sofort nach dem Stiche entstehende schmerzhaftes Gefühl, welches der Volksmund

wegen seiner Ähnlichkeit mit jenem, das eine Verbrennung erzeugt, als „Brennen“ bezeichnet, wird wohl schon durch die Ameisensäure hervorgerufen; aber eine Reihe von anderen Erscheinungen, welche man nach dem Stiche beobachtet, kann nur auf Rechnung dieses als Gift wirkenden Enzymes gebracht werden. Wenn knapp nebeneinander zahlreiche Brennborsten in die Haut eingedrungen sind, so entstehen Rötungen im weiten Umfange, rotlaufähnliche Anschwellungen (Nesselausschlag), und sofort macht sich auch ein unangenehmes Jucken und Brennen bemerkbar, das um so stärker wird, je mehr man die verletzte Stelle reibt.

Am meisten brennt nun von den bei uns vorkommenden beiden Nesselarten die kleine Brennessel (*Urtica urens*), welche mit ihren lebhaft grünen und scharfgesägten rhombischen Blättern überall auf Schuttboden aufschießt und vom Juli bis in den Spätherbst blüht. Die an versteckten Ruinenplätzen, an Zäunen und Waldrändern mächtige Verhaue bildende große Brennessel (*Urtica dioica*) mit mehr graugrünen, fast herzförmigen Blättern und langhängenden Blütenständen brennt weniger scharf und kommt auch in einer fast gar nicht brennenden Abart vor.

Das Gift unserer einheimischen Nesseln ist immerhin sehr unbedeutend, und der von ihm verursachte Schmerz ist noch erträglich, aber je mehr wir uns den Tropen nähern, desto gefährlicher wird das Gift und desto größer die Schmerzen. Im heißen Indien, wo die furchtbare Brillenschlange ihr Wesen treibt, da wachsen auch die gefährlichsten Nesseln, die man mit dem treffenden Namen *T e u f e l s b l ä t t e r* (*Urtica crenulata* und *Urtica stimulans*) bezeichnet hat. Hat man sich mit der Hand an einem solchen Gewächse verletzt, so ist anfänglich der Schmerz nicht gerade bedeutend. Er steigert sich aber und wird nach Verlauf einer Stunde so heftig, daß der Verletzte das Gefühl hat, als würde der ganze Arm mit glühendem Eisen gestrichen. In solcher Heftigkeit dauert der Schmerz gegen vierundzwanzig Stunden fort und verliert sich erst nach acht oder neun Tagen vollständig. Bei einer auf Timor wachsenden Art (*Urtica urentissima*) soll der Schmerz selbst bis auf Jahre

hinaus seine Wirkungen bemerklich machen, und mitunter soll der Leidende nur durch Amputation des verletzten Gliedes vor dem Tode gerettet werden können.

Der berühmte Botaniker Hooker, der Nesseln bei seinen Reisen im Himalaya öfter begegnete, sagt über sie: „Die Stacheln der verschiedenblättrigen Nesseln (*Urtica heterophylla*) sehen fürchterlich aus; aber obwohl sie bössartig stechen, dauert doch der Schmerz nur etwa eine halbe Stunde. Indes halten sie in Gemeinschaft mit Blutegeln, Moskitos, Pipsas und Zeden die Reisenden zuweilen in einer beständigen Entzündung.“

Die große Strauchnessel (*Urtica crenulata*) in Indien wird so gefürchtet, daß Hooker seine Leute nur mit Mühe bewegen konnte, die Pflanze abzuschneiden. „Ich sammelte,“ sagte er, „viele Exemplare, ohne dieselben mit meiner Haut in Berührung zu bringen; aber die geruchlose Ausdünstung war so scharf, daß mir den ganzen Nachmittag Auge und Nase so stark flossen, daß ich meinen Kopf länger als eine Stunde über ein dampfendes Wasserbecken halten mußte. Die Stacheln, die sich weniger an den breiten glänzenden Blättern, als an den jüngst gebildeten Teilen der Pflanze vorfinden, sind fast mikroskopisch klein, erregen aber Entzündungen, deren Folgen sich bis zu Fieber und Starrkrampf steigern können. Die Pflanze erlangt diese Eigenschaft erst im Herbst.“

Eine gefährliche Nesselart soll endlich auch die Riesennessel (*Urtica gigas*) sein, die in Australien heimisch ist und ein ansehnlich hoher und starker Baum mit großen rauhen Blättern wird. Dem Menschen sollen letztere ein ähnliches Brennen verursachen wie unsere Nesseln, für Pferde dagegen sollen Berührungen damit tödliche Folgen haben. Der Engländer Henderson teilt hierzu als Beispiel mit, daß er ehemals, bevor er die fatalen Eigenschaften jenes Nesselbaumes näher gekannt, durch ein Gebüsch geritten sei, in welchem zahlreiche kleine Bäume jener Art standen. Das von den Blättern gestochene Pferd fing nach zehn Minuten an zu schnauben und fiel um. Nach drei Stunden war es tot und dicht mit Beulen bedeckt.

Heinrich Theen.

Berufsleidung als Gaummaste. — Die blaue Schürze eines Metzgers — in England das allgemein bekannte Zeichen dieses Berufes — hat einmal ihrem Eigentümer viele Monate hindurch ein sorgenfreies Leben verschafft. Dieser sonderbare Schwindler streifte in den Straßen irgend einer Vorstadt Londons umher, bis er einen Metzgerjungen mit seiner Mulde gewahrte. Er wartete, bis dieser seine Bürde abgeliefert hatte, klopfte an der betreffenden Tür und erzählte dem Öffnenden, der Meister habe falsches Fleisch gesandt. Es tue ihm sehr leid, und er bitte, ihm die falsche Ware wieder mitzugeben, er würde sofort die richtige bringen. Unter zehnmal empfing er neunmal das Fleisch zurück, das er dann natürlich anderweitig verkaufte.

Noch frecher war der Schwindel, den ein Mann, als Omnibuschaffner verkleidet, lange Zeit in London trieb. Er wartete, bis der wirkliche Schaffner sich auf das Verdeck verfügte, sprang dann auf den Wagen und kassierte unten das Fahrgeld ein. Ein Beweis, wie wenig der Fahrgast auf seine Umgebung achtet, ist, daß der Mann viele Wochen lang seinem „Beruf“ nachgehen konnte, ehe ihn endlich sein Schicksal erreichte.

Der alte Anzug eines Zahlkellers befähigte einen klugen Pariser Laugenichts lange Zeit einträgliche Beutezüge zu unternehmen. In den großen Pariser Restaurants ging er würdevoll durch die Räume, wurde oft angerufen und nahm Zahlungen entgegen. Gab ihm ein Gast eine größere Banknote zum Wechseln, verschwand er, um angeblich am Büfett zu wechseln, doch kehrte er nimmer zurück, und der Wirt mußte den Schaden ersetzen. Nach zwei Jahren, als er in den verschiedensten Lokalen seinen Schwindel erfolgreich ausgeübt hatte, war unser Held kühn genug, seinen Trick in einem Restaurant, in dem er bereits „gearbeitet“ hatte, nochmals zu versuchen. Er wurde aber erkannt, und als er mit der zum Wechseln übergebenen Banknote in der Tasche den Schauplatz seiner Wirksamkeit verlassen wollte, wurde er vom wirklichen Zahlkeller abgefaßt.

Eine blauäugige Unschuld im Kostüm der bretonischen Ammen foppte kürzlich eine Anzahl Pariser Kaufleute in wahrhaft genialer Weise. Das Mädchen, das außergewöhnlich hübsch war, und dessen malerisches Kostüm nicht wenig zur Hebung ihrer

natürlichen Anmut beitrug, betrat den Laden eines Mehgers, um mehrere Koteletten einzukaufen. Gleichzeitig fragte sie den Mehger, ob er nicht in der Lotterieliste nachsehen wolle, da sie Eigentümerin dreier Lose sei. Sie selbst könne leider weder lesen noch schreiben. Der Mehger willigte ein und sah sofort, daß seine Kundin achttausend Franken gewonnen hatte. Hier war eine Gelegenheit, Geld zu verdienen, wie sie sich ihm vielleicht nie wieder bot. So gleichgültig als möglich erklärte er dem Mädchen, daß sie nichts gewonnen habe, doch wolle er ihr für die Lose zweihundert Franken geben, da es seine Glücksnummern seien. Das Mädchen lachte und willigte gern ein. Als der Mehger sich seinen Gewinn holen wollte, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß die Lose gefälscht waren. M. N.

Ausländische Weihnachtsgerichte. — Weihnachten ist die Zeit der Tafelfreuden, und jedes Volk besitzt darin besondere Spezialitäten, von den Voreltern überliefert, die noch heute gepflegt und geachtet werden.

International ist der Fisch als Weihnachtsgericht, besonders für den heiligen Abend. Es ist dies wohl auf seine Eigenschaft als Fastenspeise zurückzuführen. In erster Linie erscheint der Karpfen auf der Weihnachtstafel in Holland, Polen und Galizien, in Böhmen, Ungarn, Serbien und Rumänien. Der Russe ißt seinen kostbaren Sterlet, besonders als „Oulha“; der Skandinavier in nördlichen Gegenden hat ein Weihnachtsfischgericht, den Lutgefinn, dessen bloßer Geruch schon eine nicht an Tran gewöhnte Nase aufs empfindlichste beleidigt. Und doch ist es dort unumstößliche Sitte, daß Herrschaft und Gesinde am heiligen Abend gemeinsam speisen, und zwar gerade in der Küche, wo es am schärfsten duftet. England liebt die Lamprete. Die französischen, italienischen und spanischen Küsten bevorzugen ihren Horun oder Bacalao, Portugal mehr frische Seefische in Essig und Knoblauch; Madrid hat ein Spezialfischgericht, den „Besugo“, der ebenfalls stark mit Knoblauch gewürzt ist, sonst aber an unsere Fische in weißer Petersiliensoße erinnert. Süditalien liebt Aale, Goldbarsche und so weiter.

Unmittelbar hinter den Fischen kommt das Geflügel als Weihnachtspeise. In Frankreich, England, Nordamerika, dem

südblichen Spanien, dem ganzen inneren Italien wird der Puter bevorzugt; in Dänemark die Gans, aber auch Fasan, Perlhuhn und Ente. England hat noch einen ganz besonderen Weihnachtsvogel, nämlich den gemästeten Schwan. C. T.

Der alte Fürst Milosch von Serbien (geb. 1780) regierte noch in echt „halbasiatischer“ Art und Weise. So hörte er einmal, daß ein griechischer Geistlicher eine arme Frau nicht begraben wolle, weil die Familie ihm die Gebühr nicht zahlen konnte. Fürst Milosch ging hin, überzeugte sich und ließ dann auf dem Friedhofe zwei Gräber auswerfen. Als das geschehen war, ließ er den Geistlichen holen und befahl ihm, die Beerdigung vorzunehmen. Milosch selbst begleitete die Leiche auf den Friedhof. Als der Körper der Frau eingeseget und versenkt war, da ergriff Milosch den Geistlichen mit seinen eigenen Händen und warf ihn in das zweite Grab, das die Totengräber über dem Lebendigen sofort mit Erde ausfüllen mußten.

So regierte der alte Milosch; aber er war der rechte Mann für die alten Serben. C. T.

Die Größe einer Billion anschaulich zu erklären, was schon oft versucht worden, ist auf folgende Art möglich.

Jemand fragte, wie lange man wohl fortzählen müßte, um auf eine Billion zu kommen. Die Antwort setzte die ganze Gesellschaft in Erstaunen, denn sie lautete: Neunzehntausend Jahre! Wenn man, der Erfahrung gemäß, eine Minute braucht, um von eins bis hundert zu zählen, so kommt man in einer Stunde auf 6000, folglich in einem Tage von vierundzwanzig Stunden auf 144,000, in einer Woche von sieben Tagen auf 1,008,000, in einem Jahre von zweiundfünfzig Wochen auf 52,416,000. Es ergibt sich also, daß man erst in neunzehntausend Jahren auf 995,903,000,000 kommen würde, eine Zahl, die immer noch keine volle Billion ausmacht. Dabei müßte man unausgesetzt Tag und Nacht fortzählen und die großen Zahlen ebenso geschwind wie die kleineren aussprechen können. W. R.

Zurückgegeben. — Zur Zeit der Königin Elisabeth drohte zwischen England und Spanien ein Krieg auszubrechen, und es wurde zunächst versucht, die Streitigkeit auf diploma-

tischem Wege auszugleichen. Man erwählte auf beiden Seiten mehrere Gesandte, die alsbald die Unterhandlungen beginnen sollten; doch konnte man sich zunächst nicht über die Sprache einigen, in der diese zu erfolgen hätten. Die spanischen Gesandten schlugen den englischen vor, sich während der Konferenz der französischen Sprache zu bedienen, da, wie sie bemerkten, die edlen englischen Herren ohne Zweifel die Sprache ihrer eigenen Untertanen verstehen würden. Die Königin von England führe ja doch auch den Titel einer Königin von Frankreich.

Dieser Hieb wurde von englischer Seite glänzend pariert, denn Doktor Dale, einer der britischen Diplomaten, ließ den spanischen Kollegen antworten, die französische Sprache sei nach seiner bescheidenen Meinung für einen Akt von solcher Bedeutung, wie den bevorstehenden, zu gewöhnlich; er gestatte sich deshalb den Vorschlag, die Verhandlungen in hebräischer Sprache zu führen, welche die Herren ohne Zweifel verstehen würden, da der König von Frankreich ja auch „König von Jerusalem“ sei.

O. L.

Endlich gepakt. — Lord Asburn, der wegen seines Reichthums, aber auch gleichzeitig wegen seines Geizes bekannt war, wohnte einst einem von der Fürstin Metternich geleiteten Wohltätigkeitsfest in Wien bei.

„Wollen Sie diese Zigarettendose kaufen?“ fragte die Fürstin den Lord.

Er schüttelte den Kopf. „Ich rauche gar nicht,“ erwiderte er.

„Dann vielleicht diesen Federhalter?“ sagte die Fürstin.

„Danke sehr. Mein Sekretär schreibt meine Briefe.“

„Aber doch wohl eine Bonbonniere?“

„Bedaure, Süßigkeiten verursachen mir Zahnschmerzen.“

Da nahm die Fürstin einen Karton Seife in die Hand. „Mylord waschen sich aber doch wohl?“ bemerkte sie mit malignem Lächeln.

Jetzt mußte der Geizhals wohl oder übel den Beutel ziehen.

M. N.

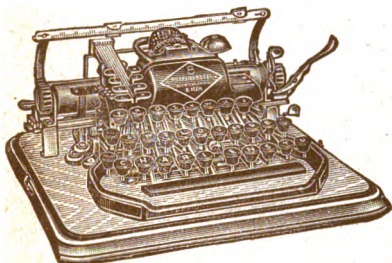
Braut- und Hochzeit-

Seidenstoffe. Wundervolle Auswahl. Verzollt ins Haus. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

Blickensderfer Nr. 8.



Neues, besonders stark gebautes Strapaziermodell mit Rücklauffaste, neuem Tasten-Tabulator und den vielen andern, dem System Blickensderfer eigenen Vorzügen. Preis mit 2 Schriftarten u. elegantem Verschlusskasten M. 275.— Modell Nr. 5 M. 200.—, Nr. 7 M. 250. Orientalisches

Modell (sowohl vorwärts wie rückwärts schreibend) mit hebräischen und lateinischen Typen M. 325.— Katalog franko.

Groyen & Richtmann, Köln.

Königlich Rumänische Hoflieferanten.

Filiale: **Berlin**

Leipziger-Straße 112, Ecke Mauerstraße.

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.





Dr. Theinhardt's lösl.

Kindernahrung.

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gesunden** und **kranken** Tagen. In vielen **Ärztfamilien**, **Säuglingsmilkküchen**, **Krankenhäusern** u. i. w. seit über **20 Jahren** **beständig** im Gebrauch.

Preis der $\frac{1}{1}$ Büchle M. 1.90, $\frac{1}{2}$ Büchle M. 1.20.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von der Dr. Theinhardt's Nahrungsmittel-Gesellschaft m. b. B. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsstellen gratis erhältliche Broschüre: „Der jungen Mutter gewidmet“, welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung ihres Lieblinges enthält.

Vorrätig in den meisten Apotheken und Drogerien.



Hygiama in **Pulverform.**

Wohlschmeckend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes **Frühstücks- und Abendgetränk** für **Gesunde und Kranke** jeden Alters. Von ersten **Ärzten** seit **20 Jahren** als vorzügliche Bereicherung der **Krankenkost** geschätzt.

Preis der $\frac{1}{1}$ Büchle M. 2.50, $\frac{1}{2}$ Büchle M. 1.60.

Neu! Hygiama-Tabletten. Neu!

Zum **Essen** wie **Schokolade**, aber, infolge des ca. 6fach höheren Gehaltes an blutbildenden Nährstoffen, bedeutend nahrhafter als die **beste Schokolade**.

Für **Sporttreibende**, **Theaterbesucher** und alle diejenigen, welche **nicht regelmäßig** zu ihren üblichen **Mahlzeiten** kommen, von ganz **besonderem Wert**.

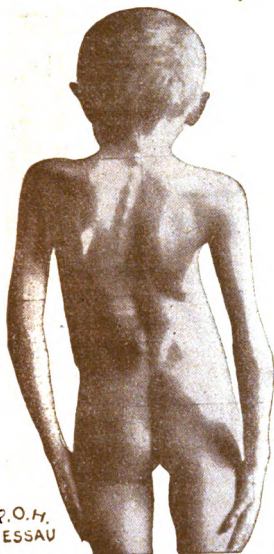
Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nahrungsmittel-Gesellschaft m. b. B. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in Apotheken und Drogerien gratis erhältliche Broschüre

„Ratgeber für die Ernährung in gesunden und kranken Tagen“.

Paschens orthopädische Heilanstalt

• Dessau i. Anhalt. •



P.O.H.
DESSAU

7jähr. Knabe vor der Behandlung.

Prospekte stehen gern zur Verfügung.



P.O.H.
DESSAU

Nach der Behandlung.

Rückgratverkrümmungen, Gelenkentzündungen, Beinbrüche, Kinderlähmungen, Hüftleiden, Klumpfüße, Verkrümmungen nach Gicht und Rheumatismus, sowie nach Verletzungen u. s. w. werden mit Erfolg unter Anwendung für den einzelnen Fall konstruierter Apparate behandelt **ohne Operation**, ohne andauernde Bettruhe. Zander- und Röntgen-Institut. Schwedische Massage, Licht- und andere Bäder, Diät zur Besserung des Allgemeinbefindens. Sommer- und Winterkuren.

Union Deutsche Verlagsgeellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Tagebuch eines Fräulein Doktor.

Herausgegeben von **Else Croner**. 215 Seiten. 80. In mehrfarbigem Umschlag broschiert 3 Mark. In feinem Geschenkband 4 Mark.

Dieses „Tagebuch“ ist der Roman einer geistig hochstehenden Dame. Die Verfasserin, zugleich die Heldin des Romans, erzählt über ihre Studienjahre, ihre wissenschaftlichen Erfolge, ihre Liebe und über die schweren Kämpfe, denen ein Mädchen auch im Ringen um einen Platz in der gelehrten Welt ausgekehrt ist. Die Tagebuchblätter sind ohne Ausnahme fesselnd, sie werfen helle Streiflichter auf gesellschaftliche und sittliche Zustände, auf menschliches Streben, menschliche Leidenschaften und Schwächen. Und doch ist das Ganze von einer hohen, abgeklärten Schönheit, so daß wir das Buch mit den besten Erzeugnissen moderner Literatur auf gleiche Stufe stellen.

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 918 L

**WILSON
ANNEX**